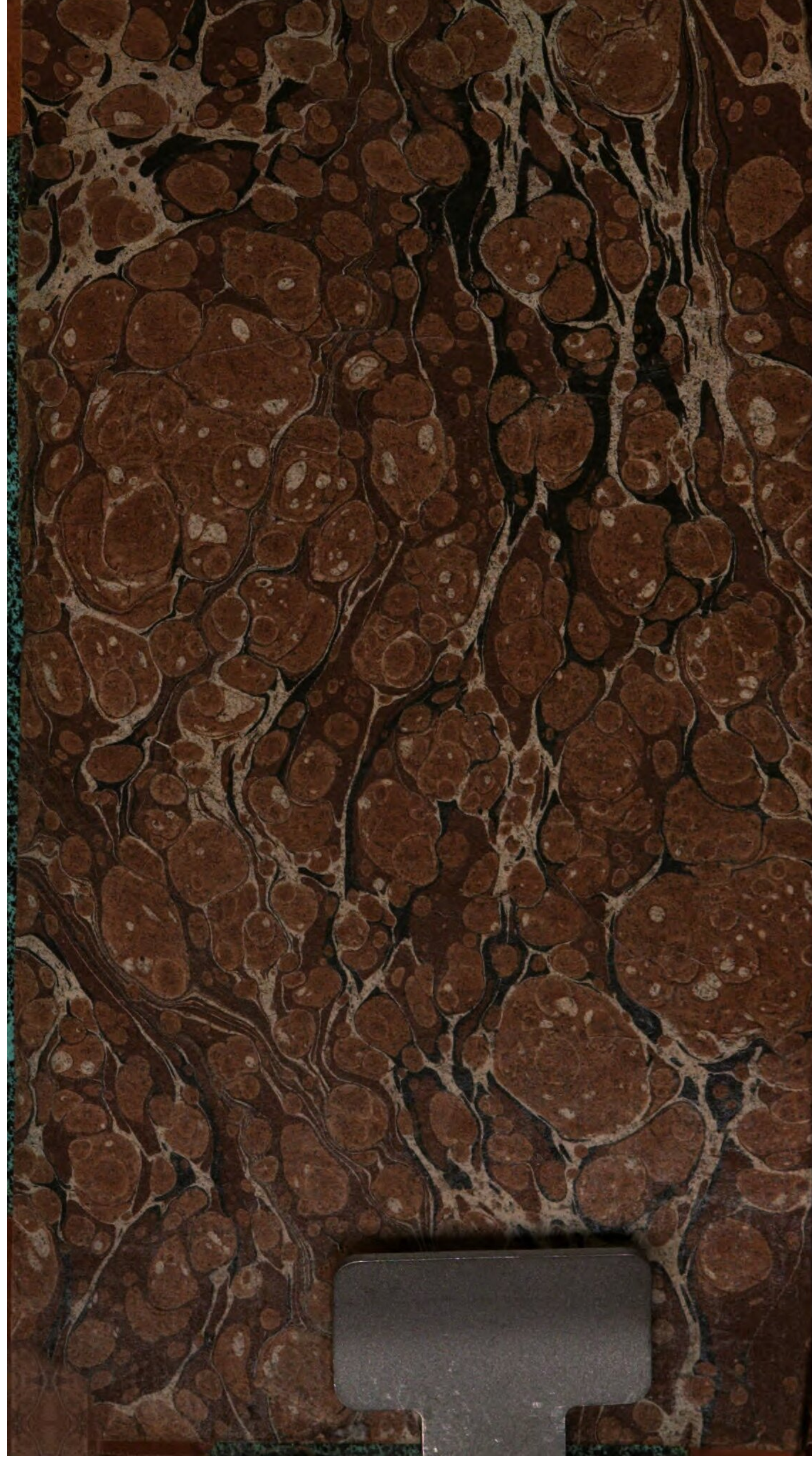
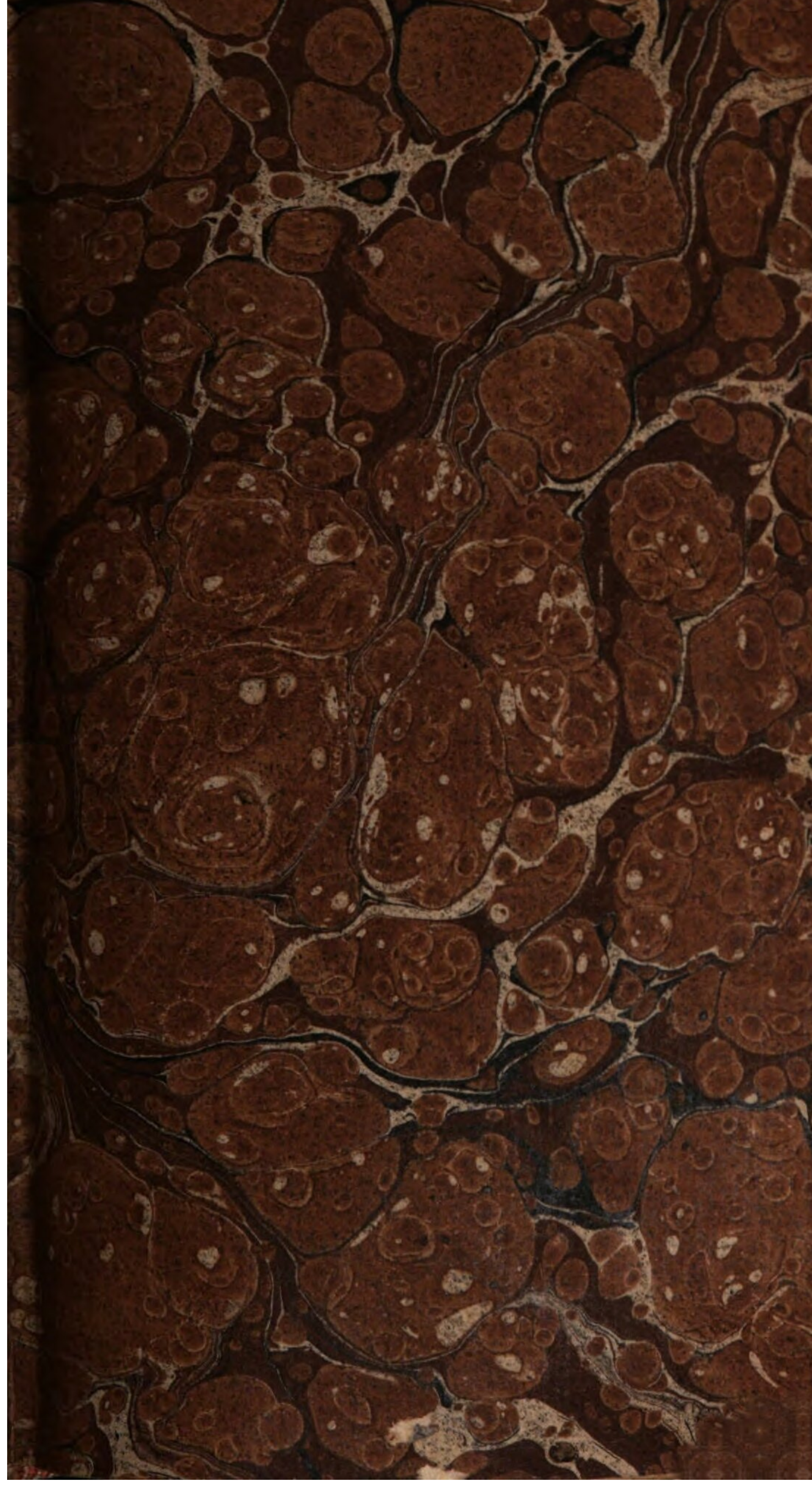








Germ. sp. 184-1

~~Germ. spec. 184.~~

~~Gruner~~

<36634613000011

<36634613000011

Bayer. Staatsbibliothek

Hist. prof.

German.

Wesphal.

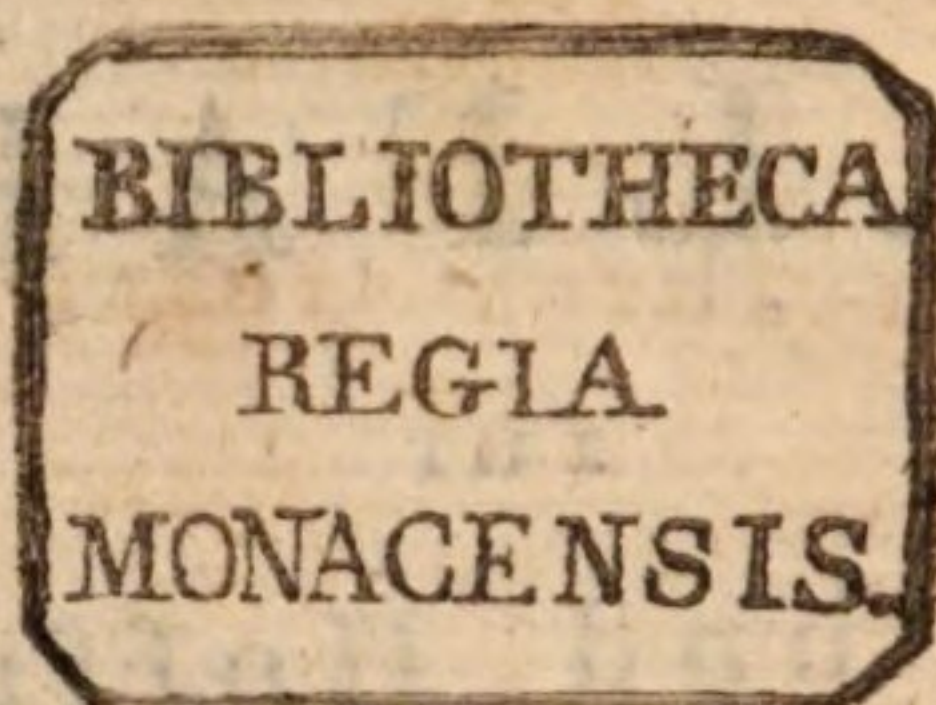
R

M e i n e
W A L L F A H R T
zur
R u h e u n d H o f f n u n g
oder
S C H I L D E R U N G
des
sittlichen und bürgerlichen Zustandes
W e s t p h a l e n s
am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

V o n
J u s t u s G r u n e r.

Zwei Theile.

Frankfurt am Main,
bei Philipp Heinrich Guilhauman.
1 8 0 2.



Nur in der Wahrheit ist Heil!

Der

Edelsten Ihres Geschlechts

und

Erhabensten Ihres Standes;

der

höchstregierenden Königin

LUISE

VON PREUSSEN

Königlichen Majestät

der
allverehrten Landesmutter
und
huldreichsten Beförderin
des
Wahren, Guten und Schönen
als
ein lauterer Opfer
der
reinsten und unumschränkten Verehrung
allerunterthänigst geweiht
vom
Verfasser.

„ r u n g ausgehen könnte; dies macht
 „ mich patriotisch, und aus Patriotismus
 „ werde ich politisch, so daß ich, ein
 „ Mensch und ein preussischer Patriot
 „ zu seyn, für Eins und Dasselbe hal-
 „ te. “ —

Daß es übrigens in dieser, wie in
 mancher andern Hinsicht, meinem Bu-
 che nicht an Widersprüchen, Berichti-
 gungen, Ak- und Exklamationen fehlen
 wird — steht bei der Leidenschaftlich-
 keit menschlicher Empfindungen, und
 bei der gewöhnlichen Einseitigkeit der
 meisten Urtheile, wohl zu erwarten. —
 Ich habe mich wenigstens darauf ge-
 faßt, und (weil ich meine Zeit und
 etwaige Kräfte nicht gerne unnütz ver-
 geude) rüste mich dagegen zum Schwei-
 gen. *)

*) Vorzüglich wird mich nichts dahin zu bringen
 vermögen, meine einzelnen Quellen oder Kor-

Ob ich das grofse Geschäft der Menschheit durch dieses Werk um Etwas fördern — ob ich dem Ideal näher kommen werde, dem ich dadurch entgegenstrebte? — Dafs ich etwas Gutes bewirken wollte, sagte mir meine reine innigste Ueberzeugung; ob ich es gekonnt, oder wirklich gethan? — mögen gerechte Richter entscheiden.

Wahrheit und Sittlichkeit verbreiten — sollte der Stoff — sollte die Form. Das war der Einklang, in den ich sie zu bringen strebte. Das Gewand ist Dichtung, aber der Stoff ist nackte, ernste Wahrheit. — Nicht verhüllt, nur reizender sollte sie werden, um durch's Gefühl für's Schöne Euch zu lokken, den Schleier der hehren Göttin aufzuhe-

respondenten zu nennen, wohin wohl vorzüglich das Bemühen mancher Menschenklasse gehen dürfte.

ben; um durch das Angenehme Euch zu führen zum Wahren und Guten — zur thätigen Hülfe für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit! —

Das erhabenste Beispiel leuchtet Euch vor in dem hohen Namen der schützenden Göttin dieses Werkes, den Tausende mit Verehrung und Liebe aussprechen, und das sein edles Regentenpaar segnende Volk als ewiges Muster der reinsten Tugenden auf dem Throne und im häuslichen Kreise anbetet.

An diesem höchsten, reinsten Altare der Schönheit, Wahrheit und Tugend lege ich mein dürftiges, aber lauterer Weihe - Opfer nieder. — Möge der stille Funken (durch den Erfolg des Versuches) sich zu einer hohen und hehren Flamme entzünden, deren

wohlthätiges Licht und Wärme der dankbaren Menschheit den unsterblichen Namen LUISE in neuen schönen Zügen des Friedens und Segens verewige!

Im Mai 1802.

Der Verfasser.

Erinnerung.

„Heute also,“ rief ich, als ich eines Abends den aufgeschlagenen Kalender zweifelnd ansah, „heute also wären es so viele Jahre, als du hinaustratest in das bürgerliche Leben — ein rüstiger kräftiger Jüngling, gewaffnet mit Muth und Entschlossenheit, umgaukelt von schimmernden Erwartungen, rosigen Träumen und lieblichen Hoffnungen? Und nur des Ersteren hättest du bedurft, Nichts der Lezteren wäre dir geworden? Verschwunden wären sie alle, und nur das Andenken jener hoffnungsvollen Zeit dir geblieben, um dich zu mahnen an dein Selbst, und dich aufrecht zu erhalten in deinem Kampfe?“

Ernst und trübe durchsah ich mein Tagebuch, und die Bilder der Vergangenheit schwebten in alter, neu erhöhter Kraft

an mir vorüber. Die Erinnerung hauchte Jedes mit sanftem Leben an. Alle meine Träume erwachten, die Wirklichkeit sank vor ihnen zusammen, und die Gegenwart schien mir ein ödes Stoppelfeld, ohne Frucht und Saat.

Leser! wenn du je ähnliche Augenblicke durchlebt hast, die den Schleier der Vergessenheit von deinen früheren Tagen und Schicksalen abrissen, und dich mit dem erwachten Feuer erstorbener Ideale durchglüheten; so wirst du meine Gefühle in dieser Stunde begreifen. Ach, es war ein bitterer Genuß, der uns nur in trüben Momenten wird. Der Glückliche hält sich an die frohe Gegenwart; nur der Unglückliche sucht in dem fern schwankenden Schatten der Vergangenheit Schutz und Labung vor der verzehrenden Schwüle seines Grammes. Wohl dem Armen! wenn dann im dunkeln Hintergrunde eine Lichtgestalt wandelt, die ihn freundlich anblickt, die erstorbene Hoffnung mit schmerzlichem Genuß zurückruft, und ihm auf seinen Dornenwegen leuchtet. Aber wehe dem! dem kein sanfter Strahl blinkt, den keine lindernde

Hand leitet, der im tiefen Dunkel allein umher tappt — ohne Aussichten, ohne Hoffnung, nichts hört als die stürmischen Wogen seines verlangenden Herzens, nichts sieht als eine düstre Zukunft, nichts fühlt als den zerstörenden Kampf seines Innern, und sich in dumpfer Bangigkeit auf das mühsame Ziel hinwindet.

Der Mensch wird nur durch Erfahrung weise. Je bitterer, je schmerzlicher das Schicksal ist, das ihn trift, um so klüger und besser kann er werden. Die dunkelsten Labirinthe führen zum Licht. Das ewige Reich der Wahrheit und Sittlichkeit kann nur auf den Ruinen der Leidenschaften erbauet werden, und das Herz ist zwar ein williger, aber schwankender und gefährlicher Führer, wenn nicht das Gefühl der Pflicht sein Stab und Kompaß ist. Doch wir Alle irren dahin auf dem stürmischen Meere des Lebens, und scheitern an den Klippen der Begierden, bis wir selten und spät den Hafen der Ruhe erreichen.

Armer Jüngling! wo sind die hohen glänzenden Erwartungen, mit denen du deinen Schauplaz betratest, voll Muth

und Aussicht, zu wollen was du solltest, und auch zu können meintest? Vorurtheile, Verhältnisse und andere Zufälle haben sie vernichtet. Deine Kraft ist verschlossen, deine Wirksamkeit gelähmt, deine Thätigkeit unbenutzt geblieben. Und mehr als dein gebundener Geist leidet oft dein heisses sehnendes Herz, das seine theuersten Wünsche unerfüllt sieht, oder sie dem strengen Gebot der Pflicht unterordnen soll.

Das sind die schmerzlichsten und vielleicht schwersten Momente des Lebens, in denen all unsere Kraft mit unserer Schwäche ringt, und wo es oft äusserer Hülfe bedarf, um ersterer den Sieg zu verschaffen. Wer sich keiner solchen Epoche aus seinem eigenen Leben erinnert, kennt gewiss in dem Kreise der ihn Umgebenden Mehrere, die sie durchkämpften. Sie ist das Loos jedes wärmeren Herzens, jedes dürstenden Geistes.

Auch mir ward es einst beschieden, ernst und hart. Du sollst mit strenger Aufrichtigkeit meinen damaligen Zustand erfahren; nur lerne aus seinen Folgen, aus meiner Erfahrung, schwankender

Jüngling! und wisse es: du kannst, was du sollst, wenn du nur willst. Die Erinnerung früherer lieblicher Träume, die das Irrlicht der Phantasie mit Helldunkel erleuchtete, sey dir ein erster Aufruf, der dich aus der Nacht des Zweifels an den Sonnenglanz der Wahrheit führt.

Z w e i f e l.

In jener Epoche, wo Phantasie und Wirklichkeit, Neigung und Pflicht gegen einander kämpfen, wo all die Wärme jugendlicher Gefühle, die hohe Sehnsucht eines heißen Herzens, gegen das kalte starre Gebot des Sollens streiten, und in ein endloses Labirinth zu führen scheinen — damals war es, als ich mein Tagebuch ergriff, um aus der Vergangenheit Trost und Muth für die Gegenwart zu schöpfen. — Ach, ich fand nicht, was ich suchte. — Wohl waren da viel der hohen innigen Stunden, die das erwachende Herz, der aufstrebende Geist sich schafft; wohl hatte ich manche Blume der Freude gepflückt, manches edle Herz an das meinige ge-

drückt in Schmerz und Wonne — aber all dieser Genuß war erhöht durch die Träume des verlangenden Herzens, durch das Zauberlicht der Erwartung. Ueberall hatte ich nur gewünscht, gehofft, nie gehabt.

„Und das wäre dein Loos, Menschheit?“ sagte ich, und schlug mein Tagebuch unmuthsvoll zusammen. „Nur Träume wären dein Glück — die bunten Seifenblasen der Hoffnung das einzige Gaukelspiel des Herzens, an dem deine Augen sich trübe und wund sehen, bis sie sich schliessen dürfen? Unbefriedigt würde dies heisse Herz einst in die kalte Erde zurückgelegt, unbenutzt diese rege Kraft in die Gruft geschlossen? — Ja!“ rief ich bitter: „das ganze Lebensglück ist der Genuß eines Tantalus, und die Ewigkeit wird wie das Goldgerichte der Hesperiden von einem unbezwingbaren Drachen bewacht. Das Beste und Einzige ist, sich das Herz kalt auszureissen, um es nicht mit den warmen Gefühlen eines Prometheus sich zernagen zu lassen.“

Das war der selbstsüchtige Gang meines schwankenden Herzens — es ist der

jedes Unglücklichen, der die Zweifel über sein Schicksal auf das Allgemeine überträgt. Der höchste Egoism und der uneigennützigste Kosmopolitmus sind näher verwandt als es scheint, und es gibt Augenblicke, wo der tiefste Eigennuz des Herzens und die uneigennützigste Liebe einander berühren. Der jezzigo war ein solcher für mich, und ich fühlte nur noch, daß die aus überströmender Wärme entstandene Erstarrung meines Herzens eines äusseren Ableiters bedurfte. Ich warf mich an den Busen eines fremden Wesens, und schlug des trefflichen Salis Gedichte auf, um aus ihnen ein stilleres wärmeres Leben aufzufangen. Die ersten Worte, die ich las, waren:

Freunde, was gleiten euch weibische Thränen

Ueber die blühenden Wangen herab?

Ziemt sich für Männer das weibische Sehnen?

Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?

Edleres bleibt uns noch Viel zu verrichten;

Viel auch des Guten ist noch nicht gethan.

Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,

Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Wie ein plötzlicher Lichtstrahl, oder der Schall einer nahen Glocke, dem verirrtten Wanderer in tiefer einsamer Nacht, so erhellte diese Strophe mir das Dunkel meines Inneren. Die ganze Kraft ihrer Wahrheit ergriff mich und schreckte mich aus meinen klagenden Träumen zu ernster Prüfung und redlichen festen Entschlüssen. „Was hast du gelitten,“ sagte ich leise zu mir selbst, „dafs du klagen darfst? Was hast du geleistet, wofür du vom Schiksal Etwas fordern darfst?“ Ruhig nahm ich mein Tagebuch wieder, und mit strenger Unpartheilichkeit prüfte ich mein bisheriges Leben. Ach! Viel hatte ich gewollt, Wenig gethan! Oft hatte ich zwar mit redlichem Willen für das Gute zu wirken gesucht, aber Hindernisse hatten mich zurückgeschreckt; nie hatte ich gehandelt für das Allgemeine, wenn nicht ich selbst dabei gewann. Und in dem schweren Kampfe meines Herzens hatte ich mich willig und gern Gefühlen hingegen, die die Pflicht verhot, mich selbst in das Labirinth verwickelt, dessen trübe Nacht mich umgab. Ich konnte mir zuletzt die bittere Ueberzeugung nicht ver-

sagen: daß ich selbst der Schöpfer meines Elendes war, wo ich mein Glück hätte gründen können.

E n t s c h l u s s.

„Nun dann!“ rief ich endlich: „nicht klagen, handeln; aufopfern, was ich vermag; wirken, wo ich kann.“

Das war das Resultat dieser schmerzlichen Stunde, das fest und lebendig vor meiner Seele stand. — Leser! wenn je eine ähnliche Lage dich trifft, so erinnere dich meiner herben Ueberzeugung. Klage dich selbst an, nicht das Geschik. Selbsterkenntniß ist der erste absolute Schritt zur Besserung und zum Glück — zur Ruhe. O, das heisseste Herz ist auch das schwächste; und wehe ihm! wenn die Stimme der Vernunft es nicht zügelt — wenn es sich in das Meer der Leidenschaften stürzt, dessen stürmende Wogen es früh oder spät auf die öde Sandbank der Reue und Ver-

zweiflung auswerfen. Nur Muth und Entschlossenheit — und der Mensch ist alleiniger Herr seines Schicksals. Was er soll, weiß Jeder, und wer es redlich will, der kann es auch. Aber die Stunde der Erkenntniß sey auch der Augenblick des Entschlusses und der That. Die Meisten wollen, Wenige thun. Zufrieden mit dem Bewußtseyn, das Gute zu kennen, eingelullt in das warme Gefühl, es zu wollen, fürchten sie doch die Anstrengung der Ueberwindungen oder Aufopferungen zu sehr, um es zu thun, und überreden sich dann: sie könnten's nicht. Armer, armer Mensch! deine gaukelnden Begierden sind dir lieber als dein ernstes Glück; das warme Sehnsuchsgefühl des Herzens theurer als kältere Ruhe. Einen Schmerz fürchtest du und leidest ewig; eine Aufopferung ist dir zu bitter, und du verblutest langsam. Und das ist dein eigener Wille, Herr der Erde! — deine Despotie, die dich selbst verdirbt. Und du wolltest klagen über die nothwendigen Folgen deines eigenen freien Handelns?

Ich hatte einen Freund, der oft und heftig an Zahnschmerzen litt. Mehrere

seiner Zähne waren schadhaft. Der Arzt rieth ihm, sie ausziehen zu lassen. „Das ist nicht möglich; das halte ich nicht aus.“ Indefs stekte einer den andern an, und der fauligten Zähne wurden immer mehrere. Seine Schmerzen wurden häufiger und stärker. Der geringste Luftzug erneuerte sie. Das Uebel mußte mit jedem Tage zunehmen. Ich bat ihn dringend, sich die schlimmeren Zähne ausreißen zu lassen, und stellte ihm vor: wie leicht er sich dadurch von den steten Qualen befreien könne. Vergebens. „Den Schmerz kann ich nicht ertragen.“ Das war seine stete Antwort. Seine Bakken waren zuletzt fast täglich geschwollen. Demohngeachtet ertrug er all diesen Schmerz und Plage, ohne sich davon befreien zu wollen, weil er meinte: er könne es nicht.

Du lächelst, Leser! und spottest über die Schwäche des Armen? O, greif in deinen Busen. Du selbst, wir Alle sind, wie er. Dieser Eigensinn ist unser Wille; diese Schwäche unsere Selbstregierung. Ach, der physische Schmerz ist Nichts. Aber Entsagung unserer Wünsche und Hoffnungen — das ist der moralische

Zahn, Auge, oder Fuß, an dem wir leiden, und von dem wir uns nicht trennen können. Lieber wickeln wir ihn mit sorgfältiger Mühe ein, pflegen ihn wie ein Kind, nezen ihn mit Balsam, der nur lindert, nicht heilt — und wenn wir dann am steten Schmerz verbluten, so schreien wir, weinen und verzweifeln am Schicksal und uns selbst. — Schwacher Mensch! klagen, murren, drohen kannst du — aber die Wunde aufreissen, sorgfältig untersuchen, und dann durch einen entschlossenen Schnitt, durch einen heftigen Schmerz, den ganzen Schaden, all die lebenslängliche Qual hemmen, vermagst du nicht?

Noch einmal! Nur dies ist der Weg zur Ruhe: Erkenntniß — Entschluß und That — ein Augenblick!

R e i s e p l a n.

Wirken wollte ich, handeln, gleich handeln, um mich meinen Zweifeln und widerstrebenden Gefühlen zu entziehen, und mich einer festen Thätigkeit hinzugeben. Aber wie? Oft schon — das war ich mir bewußt — hatte ich das gewollt, und darauf hingearbeitet; doch eben so oft war meine Absicht durch äussere Zufälle vereitelt. Mein Wirkungskreis war beengt; meine Verhältnisse drückend; meine Kraft im Streite mit meiner Schwäche. Meine augenblickliche Lage liess keine Aussicht zur Aenderung.

Losreissen von dieser und all den sie begleitenden Empfindungen — das ward endlich mein Wille, weil ich erkannte, dafs ich das sollte. Mich trennen von den Eindrücken, die mich bestürmten, abwerfen die Verhältnisse, die mich drückten, meinen engen Wirkungskreis erweitern, wie konnte ich das besser, als durch eine — Reise? Reisen wollte ich, nicht nur, um Länder und Städte, sondern Menschen und ihre Verhältnisse zu sehen. Beruhigen wollte ich mich, nicht an dem

Glanze der Höfe und Freudetaumel der Städte — an der Beobachtung des menschlichen Fortschreitens, an der Verschiedenheit menschlicher Schicksale. — Belehren wollte ich mich, nicht durch Sammlung antiquarischer und statistischer Merkwürdigkeiten — durch die Verschiedenheit menschlicher Verhältnisse (öffentlicher und einzelner) und ihrer Wirkungen. Helfen wollte ich, nicht durch den Klang eines Metalls, das ich selbst nur kärglich besaß — durch Theilnahme, wo ich's vermögte, und durch Aufmerksamkeit auf niederdrückende Mängel und Gebrechen, die ich einst denen vorstellen wollte, die meinen bloßen Willen thätig machen konnten. — Kurz! Beobachten wollte ich, Andere und mich selbst. In den Gegenständen und Ereignissen um mich her wollte ich die verschiedene Empfindens- und Handlungsweise Fremder, in ihren Eindrücken auf mich, den Gang meines eigenen Herzens kennen lernen. Jede momentane Empfindung wollte ich festhalten, jede Aufwallung erhaschen, ihre Ursache aufsuchen, um so einst ihre Folgen berechnen, und mir das Resultat dieser Reise

im Allgemeinen und für mich selbst bestimmen zu können.

Dazu diene mein Tagebuch; und das ist es, was ich hier mittheile. Erwartet nicht mehr, als Ihr finden werdet. Keine staatswirthschaftliche Berechnungen, keine umständliche Beschreibung seltener Merkwürdigkeiten, keine ausserordentliche und überraschende Begebenheiten. Meine Erzählung ist die einfache und oft aphoristische Geschichte eines einsam wandernden Fußreisenden; und nur Wer sich bisher für ihn selbst hat interessiren, oder Wen die kleineren Vorfälle und Eindrücke des Lebens unterhalten können — der nur wird ihn mit einigem Vergnügen auf der Wanderung begleiten, die er hier mit all ihren kleinen Freuden und Sorgen, mit all ihren Beobachtungen und Folgen, so warm und offen mahlt, als er sie in jedem Augenblicke in sein Tagebuch einzeichnete.

A b r e i s e.

Ich behauptete vorhin: Entschluß und That müsse ein Augenblick seyn. Es ist das ein fester Grundsatz von mir; aber

wollte der gütige Himmel! daß ich ihn immer so streng anwendete, wie beim Reisen. Daran mag eine doppelte Ursache Schuld seyn.

Reisen ist mir ein vorzüglicher Genuß, eine der angenehmsten Lebensfreuden. Jede Freude aber verliert in der Erfüllung durch eine lange vorhergegangene Erwartung, die uns das Hoffende meistens so schön ausmahlt, daß wir uns in der Wirklichkeit unbefriedigt fühlen. Dann wird jedes frohe Gefühl durch das Unangenehme der Täuschung erstikt, und diese Bitterkeit gemeinhin auf den Gegenstand übertragen, der uns erfreuen sollte. Ich habe diese Bemerkung nie häufiger gemacht, als bei lange vorher beschlossenen Reisen, die gewöhnlich nur Mißvergnügen gewährten, und dies um so natürlicher erwecken mußten, weil oft die nothwendigsten Erfordernisse der Reise, gutes Wetter, Laune, Gesellschaft, u. s. w., die sich nicht auf diesen Tag auch vorher bestimmen ließen, mangelten.

Bei mir liegt aber noch eine andere persönliche Empfindung zum Grunde. Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als ich

meine erste Reise, zwei Stunden von meiner Vaterstadt, zu einer berühmten jährlichen katholischen Wallfahrt, machte. Der Gedanke, einen ganzen Tag von Hause entfernt zu seyn, und die Vorstellung des Genusses dieser weiten Reise, ließen mich die ganze vorhergehende Nacht nicht schlafen. Ich weinte, zitterte und betete unaufhörlich, weil es mir nicht möglich schien, diese Nacht zu überstehen und das Vergnügen des folgenden Tages zu erleben. Ein Todesgesang folgte dem andern, und mein Hofmeister, der mich zu sich in's Bette genommen hatte, büßte seinen Schlaf über meine Angst mit ein. Ich ward nicht eher ruhig, bis das wiederkehrende Morgenlicht mich von meinem erhaltenen Daseyn und dem Anbruch dieses genussvollen Tages, überzeugte. Dieselbe Empfindung begleitet mich seitdem, wenn gleich in geringerem Grade, bei jedem Reiseentschluss. Die Tage, die zwischen diesem und der Abreise liegen, sind mir unerträglich lang und qualvoll. Ohne mir bestimmter, gewisser Vorstellungen bewußt zu seyn, fühle ich eine drückende Angst, Unruhe und Spannung, oft fieberhaft.

Ein lange dauernder Zustand dieser Art müßte tödtlich seyn.

Er folgte natürlich auch auf meinen jezzigen Entschluß, und, da dieser schon an sich eine Wirkung erhöhter Reizbarkeit war, mehr als je. Die zwei Tage, die ich nothwendig zubringen mußte, um meine Sachen in Ordnung zu bringen, wurden mir unerträglich lang, so theuer mir auch dabei die Gesellschaft der Menschen war, von denen ich mich trennen sollte. Ein Ahnungsgläubiger hätte das Vorgefühl des Todes oder steten Aussenbleibens in meinen Empfindungen gefunden. Wirklich hefteten sich meine Blikke auf alle Gegenstände, die mir lieb waren, als sollte ich sie nie wiedersehen, und mit wehmüthiger Erinnerung ging ich an meinem ehemaligen älterlichen Hause vorüber, und rief den dunkeln Kastanien ein Lebewohl! zu, unter denen ich die erste Kühle des Schattens genossen hatte.

Trennung! schmerztönender Name, weichere Schwester des unerbittlichen Todes! O, wer dich kennt, versteht mich. Wessen Herz höher schlägt bei dem Namen Freundschaft; wer das zartere

Bedürfnis fühlt, sich mitzutheilen, und eingeschlossen zu werden in den festen Ring eines traulichen Kreises — der theilt meine Empfindung, mit der ich die letzten Abende unter meinen vaterländischen Freunden verlebte; mit der ich mich losrifs von Allen, an die natürliche und Herzensgefühle, Achtung und Freundschaft mich banden.

Meine Trennungszeit war kurz, und doch war der Abschied mir so schmerzlich, als hätt's für immer gegolten. Ach, das ganze Leben ist ja nur eine enge Spanne; sollte denn nicht jede verlorne Minute einer Thräne werth seyn? Und gibt es schönere Momente, als die im theilnehmenden Kreise ächter Freundschaft, als die stillen Freuden edlerer Geselligkeit? Das menschliche Herz bedarf nur dieser, und gewöhnt sich so leicht und gern an den Genuß derselben! Mir waren herrliche Augenblicke geworden, durch so Manche derer, die ich jetzt verließ — konnte ich ohne Wehmuth den Verlust dieser innigen Stunden ertragen, und unter fremde Menschen irren, von denen ich mir erst erringen mußte, was man mir hier schenkte?

Mit diesen Gefühlen trat ich den dritten Morgen, an der Hand eines Freundes, meine Reise an, und eilte zuerst auf eine Gegend zu, wo ich den Vertrauten meines Herzens, einen der besten Menschen, zu finden hoffte, da ich ihm von meinem Reiseentschluss Nachricht gegeben hatte.

V a t e r s t a d t.

Eine Stunde lang waren wir gegangen, als wir die Höhe des H—r Berges erreichten, und ich mich umwandte, einen Augenblick noch die verlassene Gegend zu überschauen. Da lag sie vor mir im Glanz der Morgensonne, die geliebte — V a t e r s t a d t.

Wer mahlt das wundersame Gefühl, das unser Herz bei diesem Namen ergreift, und in der weitesten Ferne, im spätesten Alter, die lieblichsten Bilder vor unsere Seele führt? Wer beschreibt die Empfindung, die uns beim Abschiede, oder beim Wiedersehen des so oft beschränkten und dürftigen Ortes unserer Geburt erfüllt? Wer hat sie nie empfunden, oder hätte sie je erstikken können?

Es gab eine Zeit, wo das „ubi bene ibi patria!“ (wo dir's wohlgeht, da ist dein Vaterland!) mein Wahlspruch war, und ich recht systematisch zu deduziren wußte: daß Vaterlandsliebe ein Unding und Versündigung an der Menschheit sey. Diese Epoche hat fast jeder brausende Jüngling, der die ganze Welt zu seinem Schauplaz machen möchte, um gros und berühmt zu werden. Aber solch ein Sturm macht weicheren Empfindungen wieder Plaz, und dann kehrt gewifs die warme Anhänglichkeit an den Ort zurück, wo die ersten Tage der frohen Jugend uns verschwanden.

Ja! das ist es, darum ist Vaterlandsliebe ein wahres, heiliges, menschliches Gefühl, weil es belebt wird von der sanften Erinnerung an die schönste reinste Zeit des Lebens, deren glückliche lebhafteste Eindrücke kein Alter, keine Erfahrung verwischt, die jeder Schmerz erneut und erhöht. Ach, an dem Orte unserer Geburt ist jede Stätte ein Altar entflohener Freuden; jeder Blick trifft ein Denkmal besserer Zeiten, jeder Tritt bezeichnet die Fußstapfen einer glücklicheren Vergangen-

heit, deren blumige Rasen das mattere Auge auf's neue stärken.

„Vaterstadt!“ rief ich und streckte meine Arme verlangend aus: „Stätte meiner Geburt, meiner Jugend, meines schöneren Daseyns, unvergeßlich und theuer bist du meinem Herzen mit all den Menschen, die du umfassest, die eine Lust mit mir sogen, einen Schuz mit mir genossen. — O, daß ich sie alle hieher führen, sie vereinen könnte zu einem Wohlwollen, einem Vertrauen, einer Liebe! — Daß deine Mauer nur eine glückliche Familie umschlänge, und ich dann leben dürfte in ihrem traulichen Kreise! Aber sie wollen es nicht, und ich werde sie wiedersehen wie ich sie verließ; getrennt durch Gassen und Mauern, durch Leidenschaften und Begierden. — Laßt mich denn nur Euch wiederfinden, Ihr Wenige! die Ihr den hohen Werth der Eintracht und Freundschaft kennt, und einst mich in Euren schönen Bund aufnahmet. Erhaltet meinem Herzen Eure Liebe, die in dieser traurigen Feierstunde es schmerzlich höher hebt, und ewig sollt

Ihr und um Eurentwillen der Name Vaterstadt! mir unvergeßlich theuer bleiben.“ —

Erzählung.

Trüber und schweigend wandelte ich neben meinem Freunde fort, dem ich noch so Viel zu sagen hatte, und doch, im Gefühl des nahen Scheidens, Nichts zu sagen vermogte. Nach zwei Stunden schloß ich auch ihn zum Abschied in meine Arme, und schlich dann einsam unter dem drückenden Gefühle meines Zustandes weiter. Die Erzählung meiner Lage möge ihn beschreiben, meine schmerzlichen Gefühle, und meine Handlungsweise bei diesem Reiseentschluss, rechtfertigen.

Ich bin der zweite Sohn eines fürstlichen Beamten im O...schen. Mein Vater, dessen Vermögensumstände zu gering waren, seinen beiden Knaben einen Hofmeister zu halten, vorzüglich da mein Bruder sich dem Kaufmannsstand widmen wollte, sandte mich in meinem vierzehnten Jahre nach O. auf das dortige Gymnasium. Ein

sehr angesehener Fabrikant nahm mich aus Freundschaft für meinen Vater in sein Haus auf, und behandelte mich völlig seinen eigenen drei Kindern gleich. Ich nahm an ihren Lehr- und Erholungsstunden Theil, wohnte mit den beiden Söhnen auf einem Zimmer, und lebte nach wenigen Wochen wie im älterlichen Hause. Herr F. war ein sehr thätiger, braver und schlichter gerader Mann, der sich Abends über unsere Munterkeit, besonders über meine drolligen Einfälle freuete, und sein einziges Vergnügen in unserer Gesellschaft und den Späßen, die wir ihm machten, fand. Seine Frau, ein Weib von sehr sanftem Charakter und zarten Gefühlen, liebte mich in anderer Rücksicht eben so mütterlich. Die Natur hat mich mit einem sehr feurigen Temperament und lebhaften reizbaren Gefühlen ausgestattet. In den frohen sorglosen Jahren der ersten Jugend zeigten sich nur die schöneren Seiten dieser Eigenschaften. — Ich war heiter, froh, mittheilend, hinreissend, und unerschöpflich glücklicher Laune. Gewöhnlich mußte Alles mit mir und durch mich fröhlich werden. Nichts ward mir schwer;

ich lernte leicht, rückte mit wenigem Fleiß, aber natürlicher Schnelligkeit fort, und ward dadurch ein Sporn für die beiden F...schen Söhne, die langsamerer und stiller Natur waren. Der Vater, der Jovialität liebte, freute sich deß, und ich ward als sein Liebling betrachtet. Madame F. hingegen liebte mich, wegen meiner offenen Handlungsweise, meiner lebhaften Gefühle, und der theilnehmenden Anhänglichkeit, die ich ihr bewies, und durch kleine Gefälligkeiten an den Tag zu legen suchte. Sie beschäftigte sich vorzüglich mit der Bildung ihrer einzigen Tochter Marie, einem guten sanften Geschöpf, das bei meinem Eintritt in's Haus etwa 12 Jahre zählte. Sie war der Liebling der Mutter, die jedes süße Wort, das ich Marien gab, auf tausend Weise vergalt, und mir das Mädchen, wenn sie ausging, oft zur Aufsicht übergab. Dadurch gewöhnte sich Marie an mich, und bei dem traulichen Verhältniß, worin ich mit dem ganzen Hause stand, stieg diese Gewöhnung mit den zunehmenden Jahren zu einem freundschaftlichen Vertrauen, das ich mit reiner Wärme, aber ohne alle Leidenschaft, er-

wiederte. Nicht so Marie. Die zärteren weiblichen Gefühle entwickeln sich schneller als die unsrigen; reifen zwar still, aber innig und daurender. Der feurige Jüngling hat tausend Gegenstände, die ihn beschäftigen, seine Gefühle anziehen und ableiten. Seine Bestimmung läßt ihn nie rasten. Anders die stille Jungfrau. Ihre Bestimmung liegt in ihrem Gefühle; aus der Entwicklung dieses soll jene hervortreten. Ach, Ihr Guten! darum waret Euch nur vor Euch selbst, vor Eurem Herzen, wenn Ihr ruhig, glücklich bleiben wollt. — Ihr tragt Euer Glück und Euer Elend allein in Euch selbst. Hüllt Euch tief in den Schleier der kindischen Unschuld und Einfalt — nur er kann Euch sicher bedecken. — Euer Eintritt in die Welt ist ohne ihn das Schwanken eines Schiffes auf offnem wogenden Meere, ohne Segel. Des Mannes hoher rastloser Geist ist ein starkes Ruder, das fest gegen den Sturm kämpft; der Eurige ist nur die Magnetnadel der Gefühle: Ihr wißt, wohin Ihr wollt — aber Ihr könnt nicht. Euer Herz muß brechen.

Madame F. liebte die Lektüre ausser-

ordentlich. Als Marie heranwuchs, mußte sie diesen Genuß theilen, und späterhin ihrer Mutter vorlesen. Dadurch bekamen die aufkeimenden dunkeln Gefühle des Mädchens bestimmte Richtungen, deutliche Vorstellungen. Sie umfaßte Alles heftiger, inniger; ihre erhöhten Empfindungen suchten einen Gegenstand, auf den sie sich übertrugen, und sie fielen auf — mich. Ja! die Unglückliche liebte mich. Wie konnte sie anders? Sie kannte wenige Männer; ich war der Freund ihrer Brüder, der angenommene Sohn ihrer Aeltern; Alles umringte mich mit Vertrauen — das ihrige besaß ich längst: nun that ihr erhöhtes verlangendes Gefühl den letzten Schritt — sie liebte mich. Ich ahndete Nichts davon. Sorglos, brausend, rauschend ging ich meinen Studien und meinen Erholungen nach. Meine Gefühle waren zu schnell, um sich einer Empfindung ausschließlich hinzugeben. — Ich liebte Marien als Schwester, als Freundin. Der Ehrgeiz herrschte über alle meine weichen Gefühle. Die Wärme meines Inneren hatte allgemeine kosmopolitische Gegenstände umfaßt; ich setzte mir

ein großes, erhaben scheinendes Ziel. — Nur dafür schwärmte ich. Die Liebe der F...schen Familie erhielt mein Herz in einem stillen ruhigen Gange von dieser Seite. — Mir genügte dies allgemeine Vertrauen, und es schmeichelte meinem Ehrgeiz. Ich würde Marien aufgesucht, sie vielleicht geliebt haben, wenn sie mich vermieden hätte, statt daß sie an mir hing. — Marien aber fesselte das um so mehr an mich. — Sie sah meine warme Freundschaft für sie, und hoffte, daß sie Liebe sey. Daß sie es nicht bestimmt wußte, that ihr wohl, weil sie, bei natürlich sanften Gefühlen, diese durch Lektüre noch mehr verfeinert hatte, und in dieser Ungewissheit, in diesem Leiden, eine hohe Wollust fand. So verließ ich sie mit ihren Brüdern, als sie 16, und ich 18 Jahre alt war, um die Akademie zu beziehen. Sie war ausser sich vor Schmerz. Das fiel Niemanden auf; auch mir nicht. Ich nahm herzlichen tief gerührten Abschied von ihr.

Während meines akademischen Lebens schrieb sie ihren Brüdern oft, und in jedem Briefe einen herzlichen Gruß an mich.

Ich erwiederte diese freundschaftlich. Im zweiten Jahre unserer Abwesenheit erhielt sie Heirathsgesuche, aber sie schlug sie aus. „Ich liebe,“ schrieb sie ihren Brüdern, „Einen, den ich Euch nicht nennen kann, und den allein ich ewig lieben werde.“ — Wir scherzten und redeten darüber, aber Niemand drang in Marien. Alles liebte sie, und der Vater, der allein sie verheirathet wünschte, tröstete sich mit ihrer Jugend. Bald nachher bekam ich einen Brief von meiner Mutter, der mich nach Hause berief, ohne meine festgesetzte Zeit auszuhalten, um meines Vaters Amtsgeschäfte, die er seiner überhandnehmenden Schwäche wegen nicht mehr führen konnte, zu übernehmen. Ich reiste allein zurück, und fand im F...schen Hause zu O. die alte herzliche Aufnahme. Marie war ganz Dieselbe, und würde noch wärmer gewesen seyn, wenn nicht ihr Alter sie zurückgezogener gemacht hätte als ehemals. Ich blieb nur drei Tage dort, aber — meine Empfindungen veränderten sich. Marie war mir nicht mehr Schwester, und ich fand nun, daß sie ein schönes, interessantes Mädchen sey. Indefs blieb die-

ser Eindruck nicht tief haften. Die Geschäfte meines Vaters, der immer kränker ward, beschäftigten mich ausschließlich. Ich arbeitete so rastlos, wie er gethan hatte. Sein Leben war eine ununterbrochene Arbeit für den Staat gewesen, bis er unterlag und ich für ihn arbeitete. — Seine Besoldung war klein — sein Herz wohlwollend — Freigebigkeit ein Hauptzug seines Charakters — er gab, aber er forderte nie. So war sein Vermögen fast ganz zerschmolzen. Ich blieb seine einzige Hülfe — war sein Stellvertreter und Krankenwärter, so daß ich in drittehalb Jahren nicht Einmal nach O. kam. Mariens Brüder besuchten mich zuweilen, und von ihnen erfuhr ich, daß Marie sehr viel Heirathsanträge erhalte, daß sie alle ausschlage, ohne einen Grund anzugeben, und daß der Vater täglich verdrießlicher und mürrischer deshalb werde. Ich nahm innigen Theil daran, aber meine eigene Lage beschäftigte mich zu sehr. — Endlich erhielt ich die Nachricht: Marie sey die Braut eines jungen reichen Kaufmanns. Meine Empfindung dabei war nicht ganz reine Freude, doch ging sie

bald darin über, und ich wünschte meinem Pflegevater herzlich Glück. Wenige Zeit darauf starb mein Vater. Ich hatte sein Amt drittelhalb Jahre lang treu verwaltet, und machte mir Hoffnung, es zu erhalten; allein ein Gesez des Landes, das die Söhne der Beamten auf dem Lande von der Nachfolge im väterlichen Amte ausschloß, verhinderte dies. Zwar wurden oft genug Ausnahmen davon gemacht, allein dazu fehlte mir's an Konnexionen. Ich wartete eine Zeitlang, und hielt dann um eine andere Bedienung an; allein es war ein Verwandter des regierenden Präsidenten da, der mir vorgezogen ward, obwohl die Besseren den Kopf schüttelten: denu der Angestellte mußte sich gleich einen Privatsubstituten anschaffen, der für ihn arbeitete. Ich blieb ruhig, und supplizierte um einen Kopisten-dienst bei einem Kollegio, aber den sollte kein Gelehrter haben; man versicherte, ich sey zu gut — kurz! ein begünstigter Schreiber erhielt ihn, und ich — Nichts. Mein Vater hatte sich zu Tode gearbeitet für den Staat, der seinem Sohne dafür die Aussicht gab, todt zu hun-

gern. Mir blieb nichts übrig, als nach O. zu ziehen, um zu advoziren: denn auf dem Lande war dies ehrenvolle Handwerk verboten. Warum? das wufste Niemand, wahrscheinlich das Gesez selbst nicht. Manche meinten: um den vielen Prozessen zu steuern. Allein dies war offenbar falsch. Denn in jedem Dorfe agirten öffentlich und namentlich ein paar verschmizte Bauern als Advokaten, hezten ihre Nachbarn zusammen, fingen den Prozeß an, und schikten die Streitenden dann nach O. Auch wurde, trotz des Gesezses, jedem Advokaten und Prokuratoren, der nur den rechten Weg einschlug, erlaubt, sich auf einige Jahre (die, nach Art mancher militärischen Kapitulationen, zur Lebenszeit werden) in einem Dorfe zu sezen. Daher ist wohl die wahrscheinlichste Absicht jenes Gesezses: entweder als Mittel zum besseren Fortkommen für einige Vergünstigte zu dienen; (wie denn überall, die dortigen Gesezze nur Vorschriften zu Ausnahmen in praxi sind) oder eine staatsökonomische Prozedur zum Aufhelfen der Städte, in die die prozeß-

süchtigen Bauern nun wandern und ihr Geld hineinbringen müssen.

Voll der bittersten Gefühle kam ich nach O. Im F...schen Hause ward ich mit unveränderter; ja erhöhter Aufrichtigkeit empfangen. Man hoffte durch mich die entwichene Freude wieder einzuführen. Marie kränkelte, und ward zusehends trüber seit einiger Zeit. Auch gegen mich war ihr Betragen mißmuthig, kalt und zurückgezogen. — Ich schob das auf ihren Brautstand, weil sie wirklich mit einem jungen Kaufmanne versprochen war, der noch eine Reise machte, um seine Handelsgeschäfte mit denen des F...schen Hauses zu vereinen. Der Vater hatte die Heirath gewünscht, und Marie endlich eingewilligt, weil B. ein sehr achtungswerther, edler und gefühlvoller junger Mann war, der sie zärtlich liebte. Der alte F. erzählte mir das mit sichtlicher Freude; die Mutter und Geschwister hingen ebenso sehr an dieser schönen Aussicht; nur Marie selbst redete nie davon. Sie schien mich so viel möglich zu vermeiden, war launisch, oft stolz gegen mich. Ich zog mich zurück, ging seltener in's F...sche

Haus, und vergrub mich, mit tiefem bitteren Groll gegen mein Schicksal, unter Aktenstöße. Das fiel auf; man stürmte in mich ein, und ich mußte meine Besuche erneuern. Ich fand Marien gänzlich verändert. Sie war blaß, wehmüthig und freundlich. Sie reichte mir ihre Hand, und bat mich, öfter zu kommen. Ich that's, aber mein bitterer Gram begleitete mich. Marie verscheuchte ihn durch alle die tausend kleineren Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten, die allein ein reines Lebensglück gründen. — Wir lebten auf's neue vereint, aber es war nicht mehr das alte Geschwisterverhältniß. Unsere Zärtlichkeit, unser Vertrauen war innig, und mehrte sich täglich. Ach, ich Unglücklicher liebte sie lange, ehe ich's selbst ahndete. Ich gab mich willig und ganz dem süßen einschläfernden Gefühle hin — mit vollen Zügen sog ich das schmeichelnde Gift ein. Erst spät entdeckte ich den Abgrund, an dem ich stand — meine Liebe für die verlobte Marie. Ich zitterte, ich wollte entfliehen. Drei Tage blieb ich zu Hause, dann kam der alte F. und holte mich zu einem Spaziergange. „Marie

werde auch mitgehn.“ Ich — o, richtet nicht zu hart! — ich ging. Sie war da, bleich und gramvoll. Ich bot ihr meinen Arm. Wir gingen in tiefem Schweigen nach dem Garten. „Ludewig!“ sagte sie, als ihr Vater sich entfernte: „warum ziehen Sie sich von uns zurück? Können Sie Ihre Schwester verlassen?“ Marie! rief ich, und bedekte ihre Hand mit einem heissen Kufs — wenn Sie wüßten . . . Ihr Vater trat herein. Wir kehrten heim. Aber ich vermogt's nicht länger allein zu tragen. Ich warf mich August, ihrem jüngern Bruder, um den Hals, und entdeckte ihm Alles. Ach, er war Mariens Vertrauter. Er offenbarte mir ihre lange und feste Liebe zu mir. „Sie hätte nie nachgegeben, nie sich verlobt,“ sagte er: „aber als Du so lange bei deinem Vater bliebest, ohne sie zu besuchen, sah sie, dafs Du sie nicht liebtest. Sie vertraute sich mir damals, als B. um sie warb. Er ist ein sehr edler Mensch, aber sie wollte ihn verwerfen. Endlich gab sie nach. — Doch bat sie mich, Dir erst zu schreiben, dafs sie mit ihm verlobt sey. Sie war's damals noch nicht, aber auf deinen Glük-

wünschungsbrief an unsern Vater ward sie's. O, sie wäre vielleicht glücklich geworden, wenn du jetzt nicht kamest und nun . . .“ — Wie mich das ergriff! Ich umarmte August schmerzlich, und versprach ihm, meine Pflicht zu thun. Ich hielt's. Ich ging zwar hin, aber ich vermied Marien; ich behandelte sie freundlich, aber fremder. Sie fühlte es; sie sah meine Absicht; sie wollte sie erwidern, aber ihr gezwungenes Gefühl verrieth sich. Oft war sie kalt, dann auffahrend, und ich traf sie selbst mit verweintem Gesichte. Der Schmerz rifs gewaltsam an meinem Innern, aber ich hielt mein Aeusseres fest. Da — da kam sie mir endlich eines Tages bebend im Zimmer entgegen. — „Ludewig!“ rief sie heftig und zitternd: „in acht Tagen kommt B.“ — „Ludewig!“ sagte sie noch einmal. Ich sank zu ihren Füßen. „O, Marie!“ sagte ich leise: „wie unglücklich sind wir! Unsere Liebe . . .“ Sie zog mich auf und sagte zitternd zärtlich: „Schone Meiner, mein Bruder!“ — „Ja, Marie!“ rief ich: „so bist Du mein!“ — Ich legte die Arme um sie und drückte sie an mein glühendes

Herz. „Meine Schwester!“ sagte ich fest: „Jetzt bin ich glücklich.“ — Mit einem heissen Kufs auf ihre glühende bleiche Wange rifs ich mich von ihr los. — Ich sah sie nicht wieder.

Abends kam August zu mir. Marie sandte ihn. Ich liefs ihr sagen: dafs ich jetzt glücklich sey. — Und in den mitternächtlichen Stunden dieses Tages war es, als ich meinen Reiseentschlufs fafste. Ich mußte fliehen, ich wollte fliehen, um Marien ihre Pflichterfüllung zu erleichtern. Auch band mich keine andere Pflicht an O. Meiner Arbeiten waren nur wenige noch. Ich gab sie in andere Hände. — Noch in derselben Nacht schrieb ich Marien meinen Vorsatz, und bat sie, für diese zwei Tage aufs Land zu gehen. Sie that's. — Wir nahmen schriftlich Abschied. — Sie sandte mir durch August einen Beutel von ihrer Hand, und Geld zur Reise. — „Es kommt von deiner Schwester!“ sagte er. Ich nahm's. Und so verlies ich O. August geleitete mich einige Stunden weit. Mit ihm verlor ich noch einmal Alles.

R o t h e n f e l d e.

Das, mein Leser! ist ganz klar und einfach meine Geschichte, bis zu dem Augenblick, wo ich meine Reise antrat. O, ich habe sie kalt, sehr kalt erzählt. Ich habe Nichts gesagt von den vielen angreifenden Stürmen meines Innern, Nichts von meinen tiefen schmerzlichen Gefühlen. Du magst Dir sie mahlen, und den Zustand fassen, in dem ich Mariens Bruder aus meinen Armen liefs. Ach, vielleicht sah ich ihn nie wieder, denn ich war fest entschlossen, nie, oder ganz ruhig, wieder nach O. zurückzukehren. Auch hatte ich das Marien geschrieben, damit sie ihr Opfer vollende. Das meinige war gebracht.

Ich fühlte mich unaussprechlich verlassen, als ich einsam weiter ging, und mit Augusts Verschwinden all mein bisheriges Glück fliehen sah. So plötzlich getrennt von meinen Freunden; einem weiten Schauplaz entgegen, den ich noch nicht kannte; unter Menschen, die mich vielleicht kalt von sich stoßen würden — warlich! es bedurfte der Aufregung all

meiner Entschlüsse, der lebhaften Erinnerung meines Zwecks, um endlich Meister dieses bitteren Gefühles, und künftiger Hoffnungen empfänglich zu werden.

So wandelte ich langsam auf dem schönen Wege durch die vaterländischen Gebirge, bis ich endlich um Mittag das Salzwerk zu Rothenfelde erreichte, das in einer reizenden Thalgegend liegt, und mit seinen mannichfachen Gebäuden, mit den Rauchsäulen seiner Kothen, und dem emsigen Getriebe seiner Werke, ein liebliches Bild menschlichen Fleißes liefert. Das rege arbeitsame Gewühl gegen die friedliche Stille des Thales ist ein Kontrast, der wohlthut, nicht beleidigt. — Man fühlt sich zufrieden und theilnehmend für die Menschen, die sich dies stille Plätzchen zum Schauplaz ihrer Thätigkeit aussuchten. —

Das Salzwerk, dessen Quelle seit 1724 entdeckt ist, hat eine sehr künstliche und vortheilhafte Einrichtung, wodurch es schnell und viel Produkte liefert, mit denen es das ganze Hochstift Osnabrük und andere angrenzende Orte versieht. Es gehört aber, so wie das angrenzende Gut

Palsterkamp, dem Churhause Hannover, das gegen achttausend Reichsthaler reinen Gewinn jährlich davon ziehen soll.

Ich verbrachte hier den übrigen Theil des Tages bei meinem jovialischen Freunde P. und seinem biederherzigen Kollegen, der mir ein Nachtlager gewährte, das nur die Gutmüthigkeit des Wirthes und die Abspannung nach einem solchen Tage zu einer Ruhestätte machen konnte, obwohl kein Schlaf auf meine brennenden Augen fiel. —

R u h e s t ä t t e z u O e s t h o f f.

Als ich ausging aus meiner Vaterstadt mit den trüben Gefühlen der Trennung, hatte ich mir recht sehnlich eben so trübes Wetter gewünscht, um die äusseren Gegenstände mit meinem inneren Schmerze sympathisiren zu sehen. — Am ersten Tage ward mir die Erfüllung dieses Wunsches nicht gewährt. Ein heiterer Himmel führte mich nach Rothenfelde; aber im grauen Wolkenkleide entzog er mir den Blick der

Sonne, als ich am andern Morgen meinen freundlichen Wirth verließ, um meine Wanderung nach Marienfelde fortzusetzen. Kaum hatte ich nach einer Stunde den vaterländischen Boden verlassen, als die graue Masse sich auflöste und der Regen langsam herabfiel. Mir war das lieb. Das Wetter paßte zu meiner Stimmung; und Einmal durchnäßt, hatte ich gleich Anfangs eine der unangenehmsten Folgen einer Fußreise kennen gelernt. Ich suchte daher absichtlich kein Obdach, das ich auch nur selten auf der dünnen Haide, durch die mein Weg lief, hätte finden können. Ein paar Augenblicke aber rastete ich an einem unerwarteten, überraschenden, aber desto schönerem.

Lange schon hatte mir aus dem Hintergrunde der Haide ein schützendes Hölzchen entgegengewinkt. Jetzt erreichte ich es, und fand am Eingang desselben die sanfteste kühlste Ruhestätte, die ich je gefunden. Unter einer lieblichen Gruppe dichter Bäume, an einem still vorüberfließenden klaren Bache, war die Statue eines Heiligen, umgeben von Ruhebänken, für den ermüdeten Wanderer errich-

tet, um für diese Labung zu danken, und den Geber derselben anzubeten. Es war der einfachste, natürlichste Betaltar, den ich je gesehen. Die Gruppe war so heimlich, so kühl und still! O, man muß ein paar Stunden lang in der dürrn menschenleeren Gegend einsam fortgewandert seyn, um die ganze himmlische Wohlthat dieses freundlichen Plätzchens zu empfinden. Mir ward hier unbeschreiblich wohl. Eine sanfte Ruhe stillte mein wogendes Herz. Geduld, Muth und Ergebung umfaßten mich. Mit der Andacht und der Frömmigkeit eines gläubigen Wallers setzte ich mich an dem Betaltare nieder. „Und bist du nicht auch ein Pilger?“ sagte ich schmerzlich: „Ist nicht deine Reise eine Wallfahrt, wie seine? Ach, sie ist es — nur mühseliger, wenn ich gleich nicht baarfuß gehe. Die Dornen, die seine wunden Füße zerritzen, zerreißen mein Herz. O, ich bin der ärmste aller Pilger, die je hier Schutz gefunden haben. Sie wissen, was sie suchen — ich weiß es auch, aber ich werde es nicht finden. Kein Ablass, kein Loretto kann mir Ruhe geben, und kein Gelübde die Erfüllung meiner heis-

sen Wünsche. Ja! — rief ich und umschlang das kalte Bild — ja, ich wollte dir geloben und es fest halten, hier ein Tempe zu errichten für den ermüdeten Lebenswanderer, ein Asyl für matte Herzen. Aber es ist nicht, und es wird nie werden! — sagte ich gebrochen — Und so lasse denn der Himmel mich auf der öden Haide meines Lebens hie und da eine Ruhestätte finden, wie diese, bis ich die letzte erreiche!“

Sanfter und stiller verlief ich diese heilige Stätte, deren Stifter der Besitzer eines benachbarten grossen Bauernhofes, der Meyer zu Oesthoff ist. Möge jeder erquikte Wanderer ihm so innig danken, wie ich! Mir hat er einige schöne Augenblicke geschenkt durch seine fühlende Anlage, nicht durch den steinernen Heiligen.

Es ist etwas sehr Schönes und Reizendes um solche Ruhestätten. Wer in heissen Tagen gewandert ist, kennt dies Lab-sal, und die sanften Empfindungen, die ihm folgen. Nur Schade, dafs diese so oft durch den kalten Heiligen niedergedrückt werden, dem man hier opfern soll, und der starr und unverrückt den armen

Wanderer anklozt, ohne eine seiner Empfindungen zu theilen. An einem solchen Flek würde ich meine Todten begraben, und ich selbst möchte einst da begraben seyn. Wie viel wohlthätiger müßte die Empfindung der Ruhe werden für den Ermüdeten, wenn unter dem Schatten der Bäume, die ihn jezt kühlen und schützen, ein ermattetes Herz den ewigen Schuz, unaufhörliche Labung gefunden hätte; — wenn die einfache Inschrift des grauen bemoosten Steines ihm den kurzen Lebenslauf eines Bruders erzählte, der nach all den Kämpfen und Ermüdungen des Lebens hier ewige Ruhe und Sicherheit fand; — wenn das Ziel seiner Wallfahrt und das Ziel alles Irdischen sich hier zu einer Vorstellung vereinten, die ihn mit neuem Trost und Muth beleben müßte! —

W i e d e r s e h e n.

Mühsam mußte ich mich, nach dieser Erquikkung, auf meinen nächsten Bestimmungsort fortwinden. Mein Weg führte nur durch Haide und Sand. Selten sah ich einen Menschen. Diese Oede, und der schwarze Schatten der hohen rauschenden Tannen, die die Gegend noch mehr verfinsterten, wiegten mich in eine melancholische Stimmung, aus der der immer stärker fallende Regen mich nicht zu wecken vermogte. Alle Gegenstände umher erhöhten sie, und mit inniger düsterer Zufriedenheit wandelte ich meines Weges so langsam, als ob ich die herrlichste Gegend genießen wollte. Erst die Mauern des Klosters Marienfelde wekten mich aus meinen finstern Träumen. Der Anblick von Menschen und Häusern gab mir meine äussere Empfindung wieder. Jezt erst fühlte ich, daß ich gänzlich durchnäßt und durch den eingesogenen Regen schwer belastet war. Ich schlich nun wirklich ermattet an dem Kloster vorüber nach dem Wirthshause, auf dessen Hofe ich eine mir bekannt scheinende Chaise erblickte.

Eine schnelle Ahndung durchflog mich. Ich eilte in's Haus, stürzte in's Zimmer, und — in deine Arme, an deinen Busen, mein theurer, redlicher S. —

Wiederschen! Tochter der Ewigkeit, Vorgefühl eines bessern Seyns! — Welche Feder beschreibt deinen himmlischen Genuß, deine reine hohe Empfindung? Nur wer dich gefühlt hat, faßt dich — sein Herz hebt sich höher und inniger bei deinem Klange — aber der Griffel, der dich zeichnen wollte, müßte die Glut der Sonne und den Aetherschimmer des Mondes verweben — den Schmerz des Todes und die Wonne des Erwachens vereinen können. — Nein! nie werde ich dieses Augenblikkes, eines der schönsten meines Lebens, vergessen. Keine Zeit und kein Alter soll das Bild dieser Stunde aus meinem Gedächtniß verwischen, aus meinem es fest tragenden Herzen reißen! Sie ist ewig Dir geweiht, mein edler, treuer S.! —

Fühlender Leser! der du je dein wogendes zagendes Herz an ein anderes lehen und dich aufrichten durftest an ihm, du hast mich verstanden. — Freundschaft

ist, wie ihre sanftere Schwester, die Liebe, eine zarte Tochter des Himmels, ein Geschöpf des mildesten reinsten Aethers, das nur in ihm lebt, und in dem unreinen Dunstkreise der Welt erstirbt. Ihr schönes Bild verbleicht an dem giftigen Hauche der Neugier und Lästerung — nur in dem stillen Tempel des Herzens bleibt es unversehrt. Darum verlange Nichts zu wissen von meiner Freude und von meinem Schmerz, von all den Gefühlen, die in der Stunde des Wiedersehens mich bestürmten. Hast du sie einst empfunden, wie ich, so werden sie, neu belebt, jezt vor dir stehen — sonst würdest du doch kalt an mir vorübergehn, und meine Gefühle mitleidig belächeln.

Wenige Menschen mögen dem Troste der Freundschaft danken, was ich ihm schuldig bin — eigentlich Alles — Mich selbst. Die finstersten Wege meines Lebens hat ihr Sternenlicht mir erhellt — in den trübsten Stunden der theilnehmende Blick des Freundes mich aufgerichtet und erheitert. — Oft und viel edle Menschen haben mein Schicksal erleichtert — warmen Antheil an den Ereignissen mei-

nes Lebens genommen: aber an mir selbst und meinem Herzen haben Wenige so gehangen, als dieser. Nur Einmal warf die Welt mit ihren Verhältnissen sich zwischen uns, und mit bitterem Ungestüm riß ich mich von ihm los; aber er blieb redlich und fest an mir hängen, bis die Zeit mein Unrecht entwikkelte, ich es einsah, und mit neuem festeren Vertrauen zu ihm zurückkehrte.

So umfingen wir uns jezt in Marienfelde, wohin er mir, meine leisen Wünsche ahndend, entgegengekommen war. Nie habe ich ein höheres Wiedersehen gefeiert.

M a r i e n f e l d e .

Die theilnehmende Sorgfalt meines Freundes bemerkte, sobald sich der erste Sturm unserer Gefühle gelegt hatte, meine Nässe, und drang auf Umkleidung. Aber ich war darauf nicht vorbereitet, und hatte meine kleine Bagage dem Postboten übergeben. Ein mir bekannter Novize im Kloster half

mit einem vollständigen Anzuge aus dieser Verlegenheit. Dadurch genoß ich die behagliche Empfindung des Umkleidens, die nach einer kalten Nässe eine so herrliche Erquikkung gewährt, und die vorhergegangene Unannehmlichkeit so sehr vergütet, daß ich sie unter die feineren physischen Genüsse rechne, und mich oft absichtlich durchnässen lasse, um sie zu empfinden. — Nach dem Mittagessen, das gegenseitige Erzählungen zu einem Feierrmahle erhöhten, gingen wir auf das Kloster, um das Innere desselben zu besehen.

Marienfelde liegt mitten in einer Haide. Die es umgebende Gegend ist sandig und öde; das Kloster aber von dichten Eichen- und Tannen-Alleen eingeschlossen. Das Ganze trägt auf den ersten Anblick das Gepräge der tiefsten Ruhe, verborgener Einsamkeit, und einer stillen Wohnung des Friedens. Aber diese Vorstellung ergreift den Vorübergehenden nur im ersten Augenblick, wo die labende Kühle der schattigen Gänge, nach dem Sonnenbrand der Haide, ihn erquikkend umfängt, und den Gedanken der Ruhe in ihm erzeugt. Der Anblick der hohen prächtigen Kloster-

gebäude, die den Charakter des Stolzes zu sichtlich tragen, drückte jene bessere Vorstellung gewaltsam nieder, und ich konnte mich nachher nie des Gedankens erwehren: daß Eitelkeit und Hochmuth das Kloster hieher gelegt hätten, um sich mit dem stolzen Bewußtseyn zu kizzeln, mitten in diesen öden Wüsteneien ein kleines Paradies angelegt zu haben. Dies ist es, so weit die Gegend und der klösterliche Geschmack es zuließen, auch in der That geworden.

Das Kloster ist sehr reichlich fundirt. Man taxirt seine jährlichen Einkünfte auf 30 bis 40,000 Reichsthaler. Dazu trägt vorzüglich die ungeheure Anzahl von Eigenbehörigen bei, die an das Kloster gehören, und in mehreren westphälischen Provinzen zerstreut liegen. Der Schweifs dieser arbeitsamen Landleute ernährt hier eine unbestimmte Zahl sinnlicher, träger Müßiggänger, die sich gewöhnlich auf vier und zwanzig beläuft. Ihre Lebensart ist, so weit es die Ordensregeln nur irgend gestatten, (sie sind Bernhardiner) im höchsten Grade frei und ungezwungen. Gewöhnlich sind Mehrere auf Rei-

sen, oder anderer auswärtigen Vergnügen wegen, abwesend. Die Anwesenden aber pflegen ihres Leibes auf jede ihnen (nur nicht Gott-) gefällige Weise, und die gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens stehen ihnen in vollem Maasse zu Gebote. Alle tragen den Stempel der unthätigen Ueppigkeit unverkennbar in ihrem Aeusseren. Nur die Novizen sind während des Prüfungsjahres sehr eingeschränkt, und dürfen das Kloster nicht verlassen. Demohngeachtet schienen sie vergnügt, und der, dessen ich vorhin erwähnte, war blühender und munterer, als ich ihn vor meinem Eintritt in's Kloster je gesehen hatte. Auch versicherte er mir das, konnte nicht aufhören, seinen Zustand zu preisen, und freute sich unaufhörlich der Zeit, wo er sich zum ewigen Bewohner dieses Hauses geweiht sehen, und der Welt (versteht sich, nicht der sinnlichen im Kloster) durch sein Gelübde entsagen würde. Welch ein Gelübde! wo man den reinsten menschlichen Empfindungen, die das höchste Glück des Lebens gründen sollen, abschwört, um sich in einen Tempel zu verdingen, wo

der Bauch der Abgott der Priester, und Befriedigung thierischer Begierden ihr Göz-zendienst ist! Denn warlich! nur dieser wird hier getrieben. *)

Die Gebäude des Klosters sind massiv und prächtig, aber gothisch. Die Zellen im Innern sind zwar einfach, aber hell und bequem eingerichtet. Der Theil, den der Abt bewohnt, ist der schönste. Seine Zimmer sind geschmackvoll und kostbar. Die hohen gewölbten Kreuzgänge, und die kleine elegante Kirche, erhöhen den Eindruck des Ganzen. Nur herrscht durch alle Theile des Gebäudes ein höchst widerlicher Geruch, dessen Ursprung ich nicht zu entziffern vermag, den ich aber immer in Klöstern gefunden habe, und der mir den längeren Aufenthalt hier fürch-

*) Mit der Aufnahme eines geistlichen Zöglings wird dieser gleich darin eingeweiht. Jeder Novize muß nämlich eine sogenannte Hochzeit geben, eine Schmauserei, die mehrere Tage dauert. Alle seine Verwandte, Freunde der Mönche, u. s. w. werden dazu geladen, und Frauenzimmer sind dann nicht ausgeschlossen. Es geht im höchsten Grade unsittlich und lärmend dabei her. Der Noviz trägt die Kosten, die sich mit seiner übrigen Aussteuer, die er mitbringen muß, meistens über tausend Reichsthaler belaufen.

terlich machen würde. Auch konnte ich einer grausenden Empfindung nicht Meister werden, die mich in jedem Kloster überfällt, und in den Eindrücken, die in früheren Jahren die Lektüre schreckensvoller Ritter- und Klosterromane auf mich machte, vielleicht ihren Grund haben mögen. Das Hallen der Fußstritte in den gewölbten Gängen, das Schleichen der langen wandelnden weissen Gestalten — Alles erhält mich in einer schrekhaften Kälte, die durch jedes schnelle Geräusch in Zittern übergeht, ohne bestimmte Vorstellungen zu erregen.

Den Ursprung und das Stiftungsjahr des Klosters konnte ich nicht erfahren. Der uns umherführende Mönch — einer der gelehrtesten — wufste beides nicht, und der Abt war, wie man uns sagte, auf einem *Ausgange* *) unabrufbar be-

*) Dies ist, wie ich hintendrein erfuhr, eine Trinkversammlung im Garten, an gewissen Tagen der Woche. Der Herr Abt spielt dort eine Parthie Schach. Dies war, nebst dem Trinken, sein damaliges wichtiges Geschäft. Uebrigens glich der Zug der hochwürdigen Herren nach dem Gartenhause, einer feierlichen Prozession. Sie verletzen die äussere Würde und Anstand nie.

schäftigt. Indefs fand ich in dem Refektorium die Bildnisse der Stifter des Klosters. Vier Brüder, Edle von Schwalenberg, ein Graf von Lippe, Herrmann von Katzenellenbogen, und ein Bischoff von Münster, (in dessen Territorium, unter dem Sassenbergischen Distrikt, Marienfelde gehört) haben es gegründet, und geniessen dafür der Ehre, im Speisesaal den würdigen Beschäftigungen ihrer Zöglinge zuzusehen, die wahrscheinlich nach geendeter Arbeit und gefülltem Bauche ihren Wohlthätern zuweilen eine Ehren-Libation bringen.

Beim Herausgehen bemerkten wir an der grossen Klosterpforte ein paar ange-nagelte Eulen. Das beste Symbol dieses Pallastes bigotter Ehrsucht, dieses unreinen Tempels heuchlerischer, sinnlicher Abgötterei, bewohnt von dem Eulengeschlecht der menschlichen Gesellschaft. — Söhnen der Finsterniss, deren Werke das Licht des Tages scheuen!

Mir ward erst wohl, als ich dies wieder sah, und die freie Gottesluft unverpestet einathmete. Ich war wie ein dem Kerker Entronnener. — Und doch hatte

auch ich einst eine Zeit verlebt, wo ich gern an den dunkeln Klostermauern vorüberging, und mit frommer Sehnsucht ein Bewohner derselben zu werden wünschte. Damals las ich den Siegwart!

Häusliches Glück.

Wie leicht und rasch hob ich mich in den Wagen meines Freundes, und eilte mit ihm von dieser unnatürlich finstern Szene zu einer natürlichen, hellern, schönen — in den Kreis seiner Familie. Der fünfstündige Weg, den wir bis zu seinem temporären Aufenthalt in der Grafschaft Rittberg zurückzulegen hatten, verfloss wie ein Augenblick unter unsern Mittheilungen. Der Weg führte durch's Rhedaische — überall eine öde sandige Gegend, nur hin und wieder einzelne Bauernhöfe, aber die Landstraßen meistens mit schattigen Alleen versehen. „Ach!“ sagte ich leise, und drückte meinem Freunde inniger die Hand: „das ist das Bild meines Lebens. Mein Weg ist sandig und öde,

aber vor den brennenden Strahlen schützt mich der labende Schatten der Freundschaft.“

Wir eilten weiter, wir kamen an — aber da war ich Nichts. Ich war erwartet, und doch im ersten Augenblick der Ankunft für Niemand da. Der Gatte, der Vater mußte ja erst umarmt werden, ehe man den Freund bewillkommen konnte. — Ach, in solchen natürlich schönen Augenblicken ist es, wo das Gefühl des Alleinseyns den einsamen Unglücklichen am härtesten trifft. Da reissen alle Wunden gewaltsam wieder auf. Der Anblick eines Glücks erregt Wünsche; und häusliches Glück — wer sollte dafür nicht Wünsche hegen? — Ich mußte gewaltsam meine auflodernden schmerzlichen Empfindungen unterdrücken.

Mein Freund genießt dies seltene Glück in vollem Maasse. Ich überzeugte mich an jedem der schönen Tage, die ich in seinem traulichen Kreise verlebte, mehr davon. Aber so herrlich die Gewissheit war, die mir dieser Anblick gewährte, so sehr drückte sie mich auch nieder. Setzt

den Dürstenden an den klarsten Quell,
und verbietet ihm zu trinken

Die augenblickliche Lage meines Freundes war durch unabänderliche Umstände sehr beschränkt. Es fehlten ihm manche der glänzenden Bequemlichkeiten, deren die verwöhnte feine Welt bedarf, und er sonst auch genießt. Und doch vermifste er Nichts. Die Liebe und Sorgfalt seiner Gattin, die Beschäftigung in den Stunden der Muße mit seinen Kindern, machten ihn glücklich genug, keine weitem Bedürfnisse zu fühlen. Ich war der Einzige in diesem frohen Zirkel, der unbefriedigte Wünsche hegte.

Häusliches Glück! — Nehmt dem Menschen Alles, was er besitzt, was ihm lieb und theuer ist: nur laßt ihm Gatten- und Aelternfreuden, so wird er glücklich bleiben. — An Jenes hatte er sich gewöhnt, diese bedarf er. Eine glückliche Ehe ist der Stoff namenloser, unendlicher Freuden; eine unglückliche der Quell manches Jammers; Ehelosigkeit ein dumpfer, starrer, unnatürlicher Zustand, ohne Freude und Schmerz.

G r a f s c h a f t R i t t b e r g.

Armes, armes Land! vergessen von der Allmutter Natur, verlassen von ihrem Stellvertreter, deinem Fürsten! — Mein Herz schwillt von Kummer, und ich erröthe unmuthsvoll, da ich die Welt mit deinem traurigen Loos bekannt machen soll, das einen Theil meines deutschen, meines westphälischen Vaterlandes bisher treffen konnte; da ich den Jammer, die Unterdrückung deiner Bewohner schildern will, um, wenn es möglich wäre, sie gelindert zu sehen. Aber diese Hoffnung beseelt mich — und kühn reisse ich den Schleier der Heuchelei und Verborgenheit ab, unter dem deine Verweser dich zertraten.

Dies unglückliche Land, das etwa drei bis vier Quadratmeilen Flächeninhalt faßt, ist von der Natur kärglich ausgestattet. Ein undankbarer sandiger Boden, dem die dürftigen Bewohner nur mit Mühe und Fleiß ihre einzigen Nahrungszweige — Buchwaizen und Hanf — abgewinnen können. Der erste ist ihr einziges Lebensmittel; der letzte, nebst dem Flachs,

(den sie aber meistens kaufen) das einzige Produkt, dessen Bearbeitung zu Zwirn und Garn ihnen ihre übrigen Bedürfnisse verschafft. Eine schreckliche Aussicht für acht- bis zehntausend Menschen, wenn je Eins oder das Andere dieser beiden Nahrungsmittel misswächst.

Die höchste, drückendste Armuth leuchtet überall hervor. In schmutzige zerrissene Lumpen gehüllt, geht der größte Theil der Landleute umher, und man kann keine Heerstrasse betreten, ohne von einer Schaar bettelnder Kinder und Weiber umringt zu werden. Die Armen! sie bedürfen der Wohlthat des Fremdlings, da ihre Mitbürger Nichts für sie thun können oder mögen. Wohl sagte man mir: daß dies Betteln verboten sey — aber Anstalten zur Abhelfung des Mangels und Elendes, wufste mir Niemand zu nennen.

Die Ursachen dieser Armuth liegen zum Theil in der Dürftigkeit des Bodens, vorzüglich aber in der elenden Staatsverwaltung.

Alle rittbergische Landleute sind Eigenbehörige des Fürsten. Nun ist zwar

dem härtesten Druk des Leibeigenthums, den unbestimmten Gefällen, durch Fixirung derselben abgeholfen worden; aber das dabei zum Grunde gelegte Regulativ konnte ich nicht mitgetheilt erhalten. — Wahrscheinlich ist es indess (dies ziehe ich aus mehreren Umständen und Aussagen) nicht sehr milde und meistens willkührlich. Auch die übrigen Ahgaben sind nicht geringe, und seit dem Kriege sehr erschwert.

Und doch wäre dieser Druk zu ertragen. Die Hauptquelle der Staatswohlfarth ist eine unpartheiische Gerechtigkeits- und Sicherheitspflege. Und diese ist hier heillos, über alle Beschreibung elend und grausam. — „Wir dulden hier keine Prozesse — die sind ein Unglück des Landes!“ sagte mir der Regierungsrath P., der Regent Rittbergs: „Wir verfahren summarisch!“ Das heisst, mein Leser: despotisch, justizverweigernd. Die Willkühr, die Befehle der Herren (so nennen alle Unterthanen ausschliesslich, vorzugsweise die Regierungsräthe) sind die Gesezze, wonach man richtet. Ein rechtliches, ge-

richtliches Verfahren wird meistens gar nicht gestattet. Sobald zwei Partheien vor der Kanzlei auftreten, so entscheidet das Wort des Rathes. — Glaubt man sich dadurch gekränkt, und widerspricht, so heisst es: „Pedell! schmeisst den Kerl hinunter! Es ist ein Krakeeler!“ (Zank-süchtiger.)

Das sind Thatsachen, die mir der allgemeine Mund, ja der Herr Regierungsrath P., obwohl unter lachendern Farben, selbst erzählte. Willkührlichkeit ist hier Justiz. Die Kanzlei oder Regierung ist das Tribunal, welches nicht nur entscheidet, sondern zu gleicher Zeit, in Sachen der Bauern gegen den Fürsten, als Guts-herrschaft, zugleich Parthei ist. Die Kammer ist mit ihr verbunden, und beide handeln gewöhnlich konnex. Nur Privatinteresse kann sie stören — verbindet sie jedoch meistens. — Jedermann weiss es, und man erzählte mir laut: „Dass nur der Recht bekomme, der die vollste Tasche mit nach Rittberg bringe“; — und wer dies nicht kann, lässt lieber sein Recht fahren, statt nach dem despotischen Gerichte zu gehen. Ihm auszu-

weichen, ist nicht möglich. Die Regierung ist (die städtische Instanz ausgenommen) das einzige Gericht des Landes. — Nach seinem Ausspruche noch Recht bekommen, ist höchst schwierig, denn aller Rekurs an den entfernten Fürsten hilft Nichts, da die Herren dann berichten müssen — und man kann denken, wie solche Berichte ausfallen. Dann bleibt nichts übrig, als sich an das Reichskammergericht nach Wezlar zu wenden. — Aber auch dies einzige wohlthätige Mittel unserer zu sehr verschrieenen Reichsverfassung kommt dem Rittbergischen Unterthanen selten zu statten, weil es mit zu vielen Kosten verknüpft ist, und die Regierung nachmals tausend Gelegenheiten finden kann, einen solchen Widerspenstigen zu züchtigen.

Schauderst du, mein Leser! und zweifelst? Hier sind Beispiele, faktische wahre Begebenheiten, über die ich dir alle Dokumente in die Hände geben könnte.

Ein Landmann dieser Gegend besaß ein mit einem Walle seit achtzehn Jahren umzäuntes Stück Landes, das plötzlich ei-

nes Nachts von seinen Nachbarn bestürmt, der Wall niedgerissen, und das Holz- und Riegelwerk zerbrochen wurde, weil der Plaz ein Theil der allgemeinen Huthe sey, und deswegen offen bleiben sollte. Der Besizzer des Feldes klagt über diese eigenmächtige Handlung bei der Regierung, und läugnet, dafs je ein Stük Vieh darauf gegangen sey. Der Rath P. schwört ihm zweimal volles Recht; läfst eine Menge Zeugen verhören, die in den meisten Punkten für Kläger und sogar dahin zeugen: dafs die Umwallung und Besaamung seines Feldes für das Allgemeine vorthafter sey, wenn es zur Zeit der Huthe offen bliebe. Demohngeachtet erfolgt, trotz Herrn P...s zweifachem Schwur, trotz des Besizzers offenbarem Verluste, trotz aller Aussagen der beeideten Zeugen, zuletzt folgendes Urtheil:

Obschon nach Vorliegenheit der Sache N. N. in seinem Besizstande der Umwallung des Plazzes quaestionis rechtlicher Gebühr nach zu schützen wäre, man aber keine Ursache noch Vorthheil (!!) einsiehet, wie

und auf welche Art es demselben nutzbar seyn könne, besonders, da er solchen Plaz nur zu Akkerland der gemeinschaftlichen Huthe wegen gebrauchen dürfe, mithin (?) das offene solchem Lande immerhin mehr dienlich seye, als das Holz zum Nuzzen bringen könne; so wird von Guts-herrschaft (!) (und die Klage war bei dem Regierungstribunal angebracht) wegen hiemit zum Nuzzen beider Theile (??) verordnet, dafs solche Umwallung künftig unterbleiben, und das Land von N. N. offen benuzzet werden solle; da aber das eigenmächtige Verfahren des (Gegners) P. P. und dessen Gehülffen allerdings strafbar ist, so wird derselbe deshalb in zehn Reichsthaler Strafe und sämtliche dieserhalb verursachte Kosten verurtheilet. V. R. W. ? ? ?

Brauche ich über die Ignoranz und Eigenmächtigkeit in diesem Verfahren Etwas hinzuzufügen? Und darf man es dem Kläger verargen, dafs er dies Urthel auf dem gewöhnlichen Wege erschlichen glaubt? —

Aber ich will Euch noch eine Geschichte erzählen — widerrechtlicher, schändlicher und jammervoller, als diese.

Ein Landmann, in der Gegend von Verrel, (einem rittbergischen Dorfe) hatte das Unglück, daß ihm seine Kinder in den Blattern abstarben. Dadurch fiel seine an sich beträchtliche Stätte, wenn er kinderlos blieb, nach seinem Tode, dem Fürsten, als Gutsherrschaft, zur anderweitigen Besezzung anheim. Das wußte die Kammer; und Einer der Herren Kammerräthe hatte gerade einen Knecht und eine Magd, die sich heirathen und gern eine gute Stätte beziehen wollten. Der Rath läßt den verwaisten Vater kommen, und schlägt ihm vor: für tausend Reichsthaler die Stätte gleich zu verlassen und seinen Leuten einzuräumen. Dieser verwirft den Vorschlag, weil er, so lange er lebe, da wohnen bleiben will, wo er geboren ward, und so viele Jahre verbrachte. — Man macht ihm aber fortwährend einige andere Anerbieten, die er alle von sich ablehnt. Nun — sendet die Kammer einen Bericht an den Fürsten, schildert den Besizzer der Stätte als einen heillosen Ver-

schwender, und schlägt vor, ihn auf die Leibzucht, den bewußten Knecht aber auf die Stätte zu sezen. Auf dieser hafteten seit dem siebenjährigen Kriege, und durch andere Unglücksfälle, mehrere Schulden, die, nach einer getroffenen Einrichtung der Regierung, in jährlichen Abträgen bezahlt wurden. Jezt hezte man die Gläubiger auf, berief sie zusammen, und schlug die beabsichtigte Veränderung vor. Allein die Meisten erklärten sich mit der bisherigen Abtragung zufrieden, und verlangten, daß der verfolgte Alte auf der Stätte bleibe. Demohngeachtet fuhr man in dem widerrechtlichen Verfahren fort; der Fürst genehmigte es, und der unglückliche alte Mann ward, gegen alle Landesgesezze, von der Stätte verstofsen. — Der Arme hatte eben noch Rathgeber genug, um sich nicht ganz aus dem Besizstande vertreiben zu lassen. Er blieb mit dem neuen Besizzer im Hause, und wendete sich an den entfernten Fürsten. Dieser forderte einen Bericht von der Regierung, der (nach dem Sprichwort: „Eine Krähe hakt der andern die Augen nicht aus“) einseitig und falsch war, wie die

Absicht des Kammerraths, der die Sache veranlafste. Der unglückliche Verstofsene sah sich nun dem Elende preisgegeben. Er und seine Frau waren alt und schwach, und ausser Stande, sich zu ernähren. Sie starb an Gram und Schwäche. Seiner nahmen sich die umliegenden Nachbarn redlich und theilnehmend an. Man rieth ihm, sich nach Wezlar zu wenden. Aber der Pfarrer des Ortes verweigerte ihm den Armenschein, weil er die Rache der Regierung fürchtete. Diese schlug dem Appellanten sogar die Mittheilung der Protokolle und Berichte, die er gesezlich fordern konnte, geradehin ab. Dennoch wandte er sich an das Reichskammergericht. Dies erkannte auf einen Bericht der Regierung, der ihrem vorigen gleich war, und den Appellanten für einen heillosen Verschwender erklärte. Er suchte das in seiner Gegenschrift zu widerlegen; bewies die den Landesgesezen völlig zuwiderlaufende ungerechte Verfahrungsart der Regierung: allein das hohe Reichsgericht schlug ihm die erbetene Wiedereinsezzung dennoch ab. Der Mann ward krank — lahm — und erst spät im Stan-

de, seine gerechte Sache weiter zu verfolgen. Er machte sich selbst nach Wezlar; — versicherte, durch unbezweifelte Zeugnisse beeideter redlicher Männer, seine ordentliche Verwaltung zu beweisen, und erhielt dazu eine dreimonatliche Frist. Diese verlief zu schnell, und sein Advokat bat um eine neue, aber sie ward abgeschlagen. Der Mann ist ein Bettler, und dennoch unschuldig. Ich habe die Zeugnisse fünf beeideter unbescholtener Männer gelesen, welche seine Unschuld klar beweisen. Die Regierung weiß seine Armuth; sie kennt die schuldige Quelle seines Elendes: aber sie hilft ihm nicht nur nicht — sie drückt ihn noch, wo sie kann.

Dies sind zwei Beispiele. O, ich könnte deren mehrere erzählen — mehr als genug, um Euer Gefühl im Innersten tief zu erschüttern. Aber ich wollte Euch nur den Jammer, die Scheu der bedrängten Unterthanen darstellen. In der That! Keiner geht — und hätte er das klarste Recht — mit gutem Muthe auf die Regierung, wenn er nicht vorher schon seine Sache mit den Herren regulirt hat.

Die Furcht vor der Regierung ist sklavisch, ängstlich, und zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Man traut keinem ihrer Schritte, weil man gewohnt ist, durch jeden bedrückt zu werden. Der Druk ist fürchterlich, und die armen Bedrängten ergreifen jede Hoffnung begierig, sich davon zu befreien. Ein königlich-preussischer Offizier, der sich eine Zeitlang zur Vermessung des Landes dort aufhielt, hatte hie und da einem jammernden Bauern Rath ertheilt. Nun ward er von allen Seiten mit Klagen und Bitten überlaufen. Das Charakteristische dabei war, daß Keiner mit leeren Taschen kam, Alle ihm Geschenke aufdringen wollten, und nicht begreifen konnten, daß er sie ausschlug, da sie doch in Rittberg nicht anders Hülfe erhielten.

Kriminal- und Polizeiwesen sind ebenso schlecht verwaltet. Die wenigsten Diebstähle, an denen es hier nie fehlt, werden geahndet; — andere Verbrechen weiß man auf eine andere Weise gut zu machen. Die Gefängnisse sind scheußlich. Die Strafe, wo der Verbrecher zu arm ist, um sich ihr entziehen zu können,

besteht gemeiniglich in der Ablieferung an die kaiserlichen Truppen. Kurz! das ganze System dieser Staatsverwaltung ist im höchsten Grade ungerecht und despotisch. Und dies nicht durch die oberste Macht selbst — durch ihre gewinnsüchtigen und unwissenden Diener.

Der Einfluß, den diese Bedrückung, nebst dem gänzlichen Mangel an gutem Unterricht, auf die sittliche Bildung des Volkes hat, ist leider! nur zu sichtbar. Ich glaubte wahrlich! unter Letten und Esthen gerathen zu seyn. Furchtsam, wild, grob, gierig, schmuzzig — das sind die hervorstechenden Züge des Karakters der Rittbergischen Bauern. Für ein Glas Brantewein sind sie zu Allem bereit. Saufen ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Die Aermereu versaufen jeden Groschen; die Wohlhabenderen verspielen ihn. Würfel finden sich in jeder Schenke, und wer Etwas daran wagen kann, thut's gewiß. In Neukirchen, (dem einzigen etwas wohlhabenden rittbergischen Dorfe, deren ausserdem noch drei, Verrel, Mastholte und Neu-Kaunitz, sind) das durch seine Nähe, und den Handel

seiner sechs Schuzjuden, den meisten Besuch an sich zieht, sah ich fast täglich Beamte aus Rittberg und Bauern zusammen spielen, und hörte, daß diese gemischte Gesellschaft sich hier gewöhnlich zusammen finde. Die Herren nehmen es auf jede Art.

Der Erste dieser Herren, der eigentliche Regent des Landes, dessen Namen jeder Unterthan mit Furcht und Abscheu nennt, ist der Regierungsrath P. Sein Vater bekleidete dasselbe Amt; sein Bruder auch — Ursache genug für ihn, es ebenfalls zu erwarten, da der Nepotism hier seinen Siz hat, und alle Beamte nur aus ein paar Familien bestehen. Man behauptete: daß er nicht studirt habe. Indefs hatte er das auch nicht nöthig: seine Stelle blieb ihm gewiß, wenn er gleich erst stufenweise dazu gelangte. Zuerst war er Posthalter, heirathete dann eine reiche Schlächterswittwe, ward Forstmeister, zweiter, und endlich erster Regierungsrath.

Und in solchen Händen befindet sich das Wohl und Wehe eines ganzen Landes. Wunderst du dich, Leser! daß es nur das

Leztere, und in solchem Maafse, trifft? — Und doch, doch habe ich gewifs eher zu wenig, als zu viel gesagt — doch habe ich gewifs alle Gräuel nicht kennen gelernt, und Dir aufzählen können.

Armes, armes Land! vergessen von der Allmutter Natur, verlassen von deinem Fürsten, verrathen von seinen Stellvertretern — wer wird sich dein' erbarmen? Wer wird den Druk deiner kleinen Despoten hemmen, die Nacht finsterrer Bigotterie erhellen, und dich dir selbst und der Menschheit wiedergeben? —

Stadt und Schloß Rittberg.

Die Hauptstadt der kleinen Grafschaft hat eine angenehme Lage an der Ems. Ihr Inneres ist todt und ärmlich, wie das ganze Land. Kein Handel, kein reges Getreibe, kein Leben! Eine etwas fabrikartige Tischler-Werkstätte war das Wichtigste, was man mir von dieser Art zu zeigen wufste.

Ich gehe nicht gern durch einen Ort, ohne seine Kirchen zu besuchen. Ich hoffe da immer etwas Anziehendes, interessante Gemälde, Grabmäler, u. d. zu finden. Hier fand ich in der kleinen Kirche nichts, was mir auffiel, als ein paar gedruckte Anschlagzettel auf dem Chore, die die Ueberschrift führten: „Jesus! Maria! Franziskus!“ Sie enthielten Todesanzeigen und Empfehlung der abgeschiedenen Seele zum Gebet und heiligen Messopfer — von den Franziskanern zu Paderborn. Sie waren vom vorigen Jahre!

Rittberg selbst hat auch ein Franziskanerkloster, das hart an der Ems liegt, und dessen Bewohner zugleich Lehrer an dem daneben gelegenen Gymnasium sind.

Es war gerade an dem allgemeinen Wochen-Festtage der Armen, am Sonnabend, als ich Rittberg besuchte. Ich sah mich daher auch bald von Kindern und Weibern umringt, denen ich ihr Feierbrod austheilen mußte. Plötzlich aber erblickte ich einen summenden Schwarm, der von einem Hause zum andern stürzte, und unter lautem Geplärre von Gebeten so lange verweilte, bis die Bewohner eine Gabe

schenkten, welche dann unter Zanken und Lärmen vertheilt wurde. Demohngeachtet hatte man mir gesagt: daß Betteln verboten, und ein Armenhaus in der Stadt vorhanden sey. Ich eilte, dies zu besuchen, um meinen Unmuth durch den Anblick einer wohlthätigen Anstalt etwas zu mildern. Aber wie sehr stieg er bei diesem Anblick! Wie bitter ward ich in meiner frohen Erwartung getäuscht! — Denke dir, Leser! was ich fand, und weine mit mir über den verlassenen Zustand deiner ärmeren Brüder in diesem Lande. Dies Armenhaus, das ich nur mühsam in der schmutzigsten abgelegensten Gasse finden konnte, war eine elende räucherige Hütte, mit zerbrochenen Fenstern und halbeingestürzten Wänden. Vier niedrige schmutzige Kammern, oder Löcher, waren der scheußliche Aufenthalt von sechszehn dürftigen, halbnakten Menschen, deren Lumpen hier auf der Erde und dem stinkenden Stroh umher zerstreut lagen. Und doch versicherte mich ein sogenannter Hausvater — (ein alter schwacher Mann, der sich kaum vom Stuhle bewegen konnte) —: die ganze

wohlthätige Anstalt bestehe in dieser freien Wohnung und freier Feuerung. — Für Betten, Nahrung und Pflege müssen die Armen selbst sorgen. Dazu haben sie die Erlaubniß, des Sonnabends auf der Gasse betteln zu dürfen! — Und dies war der lärmende Schwarm, den ich vorhin gesehen hatte. Nur eine Frau, (Alle hatten mich indess schon umringt) die ein stummes Kind bei sich führte, zeigte mir eine Düte mit Kaffeebohnen, die sie von dem Armenpfleger bekommen hatte; das Uebrige mußte sie, wie ihre Mitschwester, selbst suchen. Die Zahl der unglücklichen Bewohner dieser Jammerhöhle war gegenwärtig siebenzehn, doch ist sie nie bestimmt. Alle Arme (Einigen aber gibt der Magistrat eine wöchentliche Unterstützung von vier Groschen sächsisch in ihren Häusern) kommen hieher, und müssen sich in den schmutzigen engen Raum theilen. Der Besuch eines Fremden schien diesen armen Menschen eine ganz unbekannte Erscheinung zu seyn. Mit jammernder Neugier umgaben mich Alle, müheten sich, mir ihre Gebrechen und ihre hülflose Lage recht anschaulich

zu machen, und brachen in ein lautes Weinen und Dankgeschrei aus, bei der kleinen Gabe, die ich ihnen mitzutheilen vermogte.

Der Anblick dieses Elendes hatte mich tief erschüttert. Ich vergaß der höflichen Einladung eines der Beamten, da ich mich vor dem Anblick aller dieser Magnaten erbittert scheuete — und eilte hinaus aus dieser unglücklichen Stadt, um im Freien meinen aufgeregten Empfindungen Luft machen zu dürfen. — Durch eine etwa achthundert Schritte lange, mit zwölf Heiligenbildern und einer Kapelle geschmückte Allee ging ich nach dem jetzt unbewohnten fürstlichen Schlosse Eden, das diesen Namen, wegen seiner für diese Gegenden sehr reizenden Lage, verdient. In einer sanften grünen Fläche — die ehemals ein unbetretbares Moor war — erheben sich seine Wälle und das hohe gothische Gebäude, auf dem man über eine unabsehbare Gegend, über einer bunten Menge von Dörfern und Städten hinaus, die blaue zackigte Kette des Lipper Gebirges erblickt, das den weiten mannichfaltigen Gesichtskreis umschließt. — Das Schloß

ist ehemals, zum öftern Schaden des armen Landes, eine Festung, und in mehreren Kriegen belagert gewesen. Man erzählt von diesen Belagerungen eine Menge Sagen und Anekdoten, unter denen die vorzüglichste war: „Dafs im siebenjährigen Kriege ein einziger Franzose, durch eine entschlossene List, die Festung gegen zweihundert Mann Bückeburger Soldaten behauptet, und diese in die Flucht getrieben haben soll.“ — Jetzt sind die Wälle zum Theil eingestürzt, und die noch immer darauf stehenden Kanonen in die Erde eingesunken.

Der Herr des Landes, dessen Einkünfte sich auf 25 bis 30,000 Thaler, die ihm ausser Landes nachgeschickt werden, belaufen, ist der Fürst von Kaunitz-Rittberg. Seit mehreren Generationen sind aber diese Regenten aus ihrem Lande abwesend, und am kaiserlichen Hofe zu Wien. Unter Maria Theresia ward der berühmte Staatsminister Graf Kaunitz in den Fürstenstand erhoben, und seitdem sah das Land seine Fürsten nur selten. Der jetzt regierende besuchte es Einmal, lebt aber als kaiserlicher Oberstallmeister

in Wien, und soll sehr achtungswerthe, vortreffliche Eigenschaften besizzen. — Aber — seine Rätthe hintergehen ihn. — Sein Land kennt ihn nicht, und das Schloß Eden stürzt verlassen zusammen. Es ist bereits sehr verfallen, und ich konnte nur mit Gefahr in manchen Theilen desselben umhergehn. Schnelles Niederreißen der Gebäude würde einen beträchtlichen Gewinn für die herrschaftliche Kasse, aus den Baumaterialien, erzeugen, aber man versäumt ihn. „Es solle nach dem Frieden geschehen“ — sagte mir der Regierungsrath P. auf meine geäußerte Verwunderung; aber ob dieser früh oder spät eintritt — ob bis zu diesem nach Alles zusammenstürzt, verfault, und so jeder Vortheil verloren geht — das wird schwerlich eine Aenderung in dem weisen Rathschlusse hervorbringen. Ob der entfernte Fürst darunter verliert oder gewinnt — kurz! es gefällt Herrn P. nicht. Jezt genießt Niemand Etwas davon, als die Tochter des Fürsten, eine entflohene Stiftsdame aus Mons, die in der Stadt die fürstliche Kanzlei bewohnt, und von hier ihre nöthigen

Steine holen läßt. Und nebenbei gewähren die Ueberreste der Festungswerke, einige kalte, dumpfige, finstere Thurm-löcher, den traurigen Anblick der ungerechtesten scheußlichsten Gefängnisse, deren Besichtigung, und die Erzählungen der Wächter, mich mit neuem Entsetzen und Mitleid füllten.

„Ach!“ rief ich voll tiefer Wehmuth, und trat noch einmal auf den Wall des Schlosses an die herzerweiternde Aussicht: „Ach, guter Fürst! du lebst im fernen Lande, und dienst einem Mächtigeren, indess deine Unterthanen dich nicht kennen — dir dienen, ohne dich lieben zu können — über dich klagen und jammern, ohne dein Verschulden. O, könnte ich dich hieher führen an das segnende Reich der Allregiererin Natur, auf die Paradiesesstätte, wo deine Vorfahren einst ein glückliches Volk segnend beherrschten — du würdest heimkehren in dein Land, dem Elend steuern, diese Wälle schleifen, diese drohenden Mauern zusammenstürzen, und dein neuerbauetes friedliches Eden, wie dein Herz, deinen Unterthanen öffnen, — ein segnender

Schöpfer, wie die dich umgebende Natur,
 ein liebevoller Vater, wie sie, im Kreise
 deiner dich dankbar umgebenden Kinder
 seyn! “

Jahrmarkt zu Neu-Kaunitz.

Der Mensch theilt sich nicht offner mit,
 zeigt sich nicht deutlicher und wirklicher
 von all seinen Seiten, als im Rausche der
 Freude oder des Schmerzes. Jede Ueber-
 wältigung dieser Art enthüllt seine ver-
 borgenen Falten, entlokt ihm Aeusserun-
 gen, die er in kälteren Augenblicken sorg-
 sam verheelen würde. Darum beobachte
 ich ihn in diesen kritischen Momenten
 genau, wenn gleich schmerzlich, weil
 die versteckten Seiten gemeiniglich die we-
 niger zeigenswürdigen sind. Den Ka-
 rakter einer ganzen Nation, oder eines
 Theiles derselben, kennen zu lernen,
 gibt es daher auch wohl kein sichereres
 Mittel, als jedem öffentlichen Schauspiel,
 jeder Volkslustbarkeit beizuwohnen, und

auf die Aeusserungen und Eindrücke bei denselben zu merken. Es ist in der That eins der interessantesten psychologischen Vergnügen, welches das bunte Gewühl einer ausgelassenen Menge gewährt — diese sorgenfreien Gesichter, die fröhliche Vereinigung, die Ausbrüche der Freude, oder des Zorns über Störung derselben.

Jahrmärkte oder Kirchmessen haben deswegen immer vorzüglichen Reiz für mich gehabt; um so mehr, da dies Fest von einer Volksklasse gefeiert wird, die auf diese Lustbarkeit ein ganzes Jahr hindurch hofft und spart, und dann all seinen aufgehobenen Reichthum, all seinen erwartungsvollen Frohsinn ausläßt. — Das trieb mich nach dem rittbergischen Dorfe Neu-Kaunitz auf den Jahrmarkt, um dies Volk einmal in seinem Glanz und Jubel zu sehen. Ach, es war ein freudeleeres Schauspiel, auf dem die bürgerlichen und sittlichen Folgen der Unterdrückung gleich sichtbar waren. Dürftigkeit und Elend blikten überall deutlich hervor. Ein erbärmlicher Markt —: dürres Vieh; nur Juden die Handelsleute, und wenig Käufer. Und kein stiller,

reger Frohsinn, keine ächte Fröhlichkeit; lautes Lärmen, Toben und Schreien! — Das einzige Triebrad war der Branntwein, den man soff, bis jedes Bewußtseyn erstikt war. Schon am Mittage sah ich eine Menge Betrunkener, Unsittlichkeiten jeder Art, und Manche, die keinen Heller mehr hatten, um ihre Trinkbegierde zu befriedigen. Einer bot mir sogar an, mich für einen Groschen drittelhalb Stunden weit zu führen; er hätte sich auch dafür prügeln lassen, um nur saufen zu können.

Unmuthsvoll wandte ich mich ab von dem unglücklichen, verwilderten Volke, und zweifelte, ob seine Machthaber es je würden sittlich glücklich machen können. Ich trat in's Wirthshaus, wo einige reiche Bauern und ein paar Untervögte zusammen schmausten und sofften, indess in knechtischer Entfernung eine Menge Aermere am trocknen Brode nagten. — Eine Zeitlang hörte ich das übermüthige Geschwätz der Handlanger der Un — Gerechtigkeit, und ihr Betragen gegen die Bauern, welche als Dorfschützen da waren, unwillig an, bis sich endlich mir ein an-

genehmerer Anblik darbot. Eine arme alte Frau an der einen Seite der Stube zog endlich durch ein rührendes Schauspiel meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sie war von zwei jungen Mädchen umgeben, die unaufhörlich beschäftigt waren, ihr zu erzählen, zu zeigen, Brod und Schnaps (alle Weiber trinken hier Brantewein) zu bringen, und sie auf jede Art zu vergnügen. Die gute Alte bat sie, auf den Markt zu gehen, aber die sorgsamten Dirnen wichen nicht von ihr, und liebkosten sie auf jede Weise. — Mehrere der Landleute, die dies Schauspiel ansahen, wurden gerührt; Jeder bot der Alten herzlich die Hand — Manche beschenkten sie mit Kleinigkeiten.

Bald fielen mir mehrere schöne Züge dieser Art auf. — Die armen Menschen theilten ihr Brod und Schnaps brüderlich auf die herzlichste Weise, und in der That herrschte unter den Aermeren eine reine vertrauensvolle Dienstfertigkeit. Sie waren erstaunt und erfreut, als ich mich unter sie mischte; und als ich nach einigen von der Regierung Verfolgten fragte, suchten Mehrere sie auf, redeten ihnen

das Wort, und dankten mir freudig für meine Theilnahme. Einer, der mich zu Hause geleitete, und dem ich für einen mehrstündigen Weg nur zwei Groschen bot, war so dankbar, daß er mich unaufhörlich versicherte, es sey zu viel, und fest darauf bestand, mich weiter zu führen, als ich verlangt hatte.

Ach, das sind die Züge ächter Menschheit, die reineren Empfindungen der Natur, die der despotische Zwang noch nicht unterdrückt hat. Nein, armes, unglückliches Volk! du bist rein und gut, wie Alle — aber deine Beherrscher scheuchen jede sanfte Empfindung aus deiner Brust. Indefs sie dich zu Thieren erniedrigen, wirst du wild und roh, wie diese; nur der Taumel der Trunkenheit gewährt dir das Vergessen deines Elendes. Und darum verdamme ich nicht dich, sondern die, die dich an diesen Abgrund führen.

T r e n n u n g.

Nur noch wenige glückliche Tage durfte ich in dem häuslichen Kreise meines Freundes verleben, und mit ihm das harte Schicksal dieses Landes beklagen, dann rifs ich mich los, um weiter zu eilen. Er selbst begleitete mich auf einige Stunden meines Weges. Es war das schmerzlich - süsse Zusammenseyn, wo man jeden Augenblick festhalten möchte, und indem man ihn zitternd entfliehen sieht, seinen Genuß versäumt.

Für fühlende Menschen ist es ein nothwendiges Bedürfnis, ihre Empfindung, Freude oder Schmerz, durch die sie umgebenden Gegenstände getheilt zu sehen. Die Sympathie der Natur ist dem Herzen der erquikkendste Balsam — und je mehr wir fürchten, daß Andere unsere Gefühle mißverstehen, oder je weniger wir sonst diese laut werden lassen wollen, um so inniger schmiegen wir uns an das Seelenlose, glauben ihm Theilnahme einhauchen, und von ihm erhalten zu können. —

Lange schon hatte ich meinen Freund erinnert, dafs er zurückkehren müsse. — Aber — „nein!“ sagte er: „wenn wir auf jener Höhe sind.“ Ich verstand ihn. Wir erwarteten eine Stelle, wo der herzerhebende Anblick der Natur unsere schmerzliche Empfindung erhöhet, theilte; wo wir in ihrem theilnehmenden Anhauche unsere Gefühle wieder fänden; wo uns ein schönes hohes Bild dieser schmerzhaften Stunde zurückbliebe, und ihr Andenken umschwebte. Wir erreichten diese gehoffte und doch nicht ersehnte Höhe. Wir weilten an dem weiten Horizont der köstlichen Aussicht, ohne sie zu genießen, um nur nicht auf unsern feuchten Blicken zu haften. Wir hatten uns immer noch Etwas zu sagen, und als zuletzt Alles abgemacht war, zögerten wir immer noch, weil man Etwas vergessen könne. Zuletzt ergriff uns das Gefühl der Nothwendigkeit — eine schmerzliche Entschlossenheit — wir fielen uns in die Arme — ich eilte davon, ohne mich umzusehen — sein Anblick hätte mich wieder zurückgerissen.

Ich verlies ihn ruhiger, als ich gekommen war. Das stille Obdach seiner

theilnehmenden Freundschaft hatte den Sturm meiner Leidenschaft abgewehrt. — Seine Theilnahme hatte mich getröstet, sein Glück mich erfreut, und mit neuen Hoffnungen gestärkt. Und mehr noch war durch den traurigen Anblick des verlassenen armen Landes, seiner hülflosen Bewohner, — die Klage meines eigenen Schmerzes verstummt. Mein Eifer und mein Muth wuchsen nach der Grösse des gesehenen Elendes, und ich gelobte mir's auf's neue fester: ich wollte helfen auf meiner Wanderung, wo ich's vermögte; und wo meine Kräfte nicht hinreichten, da wollte ich das Unrecht aufdekken, den Jammer schildern, und zum Recht und zur Hülfe Edle und Stärkere aufrufen.

Heiligenbilder.

Niedergedrückt von dem augenblicklich erneuerten schmerzlichen Gefühle des Alleinseyns, wandelte ich langsam den öden sandigen Weg bis Neuhaus fort, ohne ge-

gen die Sonnenhizze eines Schuzzes, eines Schattens zu geniessen, als der labenden Erinnerung der verflossenen Tage.

Auf meinem Wege wimmelte es von Heiligenbildern — aber keine Ruhestätte, wie die zu Oesthoff. Nichts als Kreuze und Kapellen an dem öden Wege, wo man im heissen Sande hätte niederknien müssen. So angenehm mir das Bild des Oesthoffschen Heiligen, wegen seiner sanften Ruhestätte, war, so widrig war mir der öftere Anblick der hölzernen Gözen, die ich hier in unzähliger Menge am Wege fand. Man kann sie in keiner grösseren Anzahl finden. Und die widersinnigen Verzierungen, mit denen sie geschmückt waren! — In der Gegend von Paderborn sah ich mehrere Male einen Christus am Kreuze mit einem goldenen Gürtel; und in dem dortigen Dome trug Er eine, wahrscheinlich von einer frommen Pilgerin geschenkte, goldne Medaille an einem rothseidnen Bande um den Hals.

Wer Bigotterie mit ihren Jämmerlichkeiten noch nicht kennt, der komme in dieses Land. Zeremonieen, Menschen-

sazzungen gelten den Christen hier für das Wesen der Religion, und sie verkennen den Jesus, den sie an jeder Gassen- und Heerstraßsenekke feierlich begrüßen. Edler, Heiligster der Menschen! Wer Dich kennt — Deine Würde, Deinen Werth — der trägt Dich im Herzen, und bedarf nicht solche verzerrte Gesichter zu sehen, die ihn scheußlich angrinsen, — um Dein', Deiner Liebe und Deines Duldersinnes zu gedenken. Du warst mehr, als sie begreifen. — Du starbst ohne Schmerz und Hohn — aber sie bilden Dich, wie sie selbst sind; und sie predigen Dich, ohne Dich zu kennen. — Ich verachte das elende Konterfei, das sie von Dir geben, auf der Kanzel, am Holz und in Steinen: denn ich achte, ich liebe Dich selbst, der Du ein Sohn des Lichtes warst, wie sie, die Dich hier aufstellen, Kinder der Finsterniß sind!

Welchen Nuzzen diese vielen Heiligenbilder, Kreuze und Kapellen haben sollen, ist schwer zu begreifen. — Der Sinn für das höchste, edelste Opfer wird in den Menschen erkältet und ertödtet durch den öftern Anblick — vorzüglich

wenn er so entstellt ist. — Solche kalte sinn- und herzlose Zeremonieen erstikken den ächten Funken der Religion — er lebt und lodert nur empor unter dem Anhauche reiner einfacher Moral, edlen heiligen Beispiels.

N e u h a u s .

Heiliger Johannes von Nepomuk! — rief ich auf der Brücke von Neuhaus dem steinernen Heiligen, der auf ihrem Geländer prangt, entgegen — du bist das leibhafte Symbol des Fürsten, dessen Schloß du durch deine Ansicht verherrlichst! Ein wahrer Tantalus, der den klaren Strom (der Lippe) ewig vorüberrauschen sieht, ohne davon geniessen zu können — wie dein Fürst mit seiner kalten bischöflichen Herrlichkeit prangt, ohne die bessere Herrlichkeit des Lebens zu geniessen, und aus dem Strome der edelsten Freuden schöpfen zu dürfen. Aber ihr hieltet es beide nicht aus, wenn ihr nicht steiner-

ne Herzen hätten, die sich all der natürlichen menschlichen Empfindungen entäussert haben! —

Ich hatte zu Neuhaus, einem artigen paderbornschen Flecken, wo der Fürstbischof residirt, den Schloßgarten besehen, in dem ich den Geschmack um gute fünfzig Jahre zurück, und in den Taxis- und Buchsbaumgängen wenig Erholung fand. Das mehr als zweihundertjährige (seit 1590 erbaute) Schloß betrachtete ich nur von Aussen, da ich's, weil der Fürst eben dort war, nicht besehen konnte, auch Nichts darin für meinen Sinn erwartete. Einige gute Gemälde sind Alles, was in diesem gothischen Gebäude interessiren kann. Mich belustigte vorzüglich die Nachahmungssucht und kleinliche Pracht eines solchen Hofes, und zwang mir das meiste Lächeln ab, als ich die bischöflichen Grenadiere in ihren vergoldeten Mützen paradiren sah. Sie schienen mir das leibhafte Original der bleiernen Soldaten, mit denen ich als Knabe oft gespielt hatte, und wahrlich! man könnte auch nur mit ihnen Krieg spielen. Ueberhaupt hat das Ganze dieses

Hofstaates so wenig Fürstliches und so viel Unbürgerliches, dafs man in Versuchung geräth, es für ein Karrikaturgemälde zu halten, und den armen Mann zu bedauern, der all dem Zwange einer höfischen Etikette unterworfen ist, ohne dafür dessen glänzende Pracht zu genießen. Ein unglücklicher Zwitterfürst und Zwittermensch! — seufzte ich, als ich das Schlofs verlies, und brach dann, als ich den steinernen Johann von Nepomuk erblickte, in jene Apostrophe aus.

Der erhabene Heilige liefs sich nicht stören. Er sah kalt und starr auf das Wasser hinab, das ich Dürstender in der heissen Mittagsstunde gern hätte verschlucken mögen, und seufzend verlies, um das vor mir liegende Paderborn zu erreichen. Es hatte sich meinem Blikke deutlich entfaltet, und doch wufste ich, dafs es noch eine Stunde weit entfernt war. Ich muste mich gewaltsam von seinem Anblik losreissen, um nicht mit meinen sinkenden Kräften meine Geduld zu verlieren. „Der Himmel mag es wissen,“ monologisirte ich — „warum der Fürst sich eine Stunde weit von der Stadt

verbannt hat; wenn es ihm so sauer würde, dahin zu kommen, wie mir, er bliebe drinnen.“ Hierüber gerieth ich auf die Bemerkung, die ich schon öfter gemacht hatte: dafs gerade geistliche Fürsten ihre Residenz meistens ausserhalb der Stadt haben. Ich fing an, die Ursachen aufzusuchen — allein die Mittagshitze drückte meine Denkkraft nieder. — Es schien mir unnatürlich, den Kreis guter liebender Unterthanen zu verlassen, um zuweilen wie ein Fremder unter sie zu kommen. Abgezogenheit konnte es nicht seyn; der Hofstaat ging ja mit hinaus auf's Land, und das Schlofs war keine stille demüthige Klause — also? — Meine Ermattung liefs mich zu keinem rechten Schluss kommen, und aus Unmuth hielt ich zuletzt den Gedanken fest: Die geistlichen Herren wären von Mönchsart, und ihre Schlösser lägen wahrscheinlich, wie die Klöster, im Verborgenen, um, wie dort, in andächtiger Stille . . . „Ja, das ist es!“ rief ich, und warf mich nieder: „priesterliche Heuchelei, Stolz, Geiz!“ — Ich wischte mir den Schweifs von der Stirne, als ich dies Resultat her-

ausgebracht hatte, und — sah mich in einer langen dunkeln Kastanienallee, deren ferne Oeffnung mir die blauen Thürme der Stadt zeigte. — Dieser unerwartete überraschende Anblick war so erquikkend für mich, daß mein Ideengang schnell eine hellere Wendung nahm. „Mag die Ursache seyn, welche sie will“ — sagte ich: „die Wirkung ist wohlthätig, und das ist genug.“ Jeder Fußgänger muß dem Fürsten Dank wissen für diese kühle schützende Allee, und seine Unterthanen wandeln nun gewiß gern nach Neuhaus in dem labenden Schatten — ein Symbol des Friedens und des Trostes, den sie erhalten werden.

O Egoismus! Ueberall treibst du dein Spiel! Arme Thoren, die da glauben, unpartheiische Forscher zu seyn — kalt ergründende Spekulationen anzustellen. Sie kennen sich selbst nicht. Du bist es, der sie leitet; dir opfern sie — dich verehren sie in den aufgefundenen Wahrheiten — und es gibt keinen Weisen, der nicht in seiner Weisheit sich selbst vergötterte. — Und wenn ich's

recht betrachte, lebst du nicht auch in diesem meinem Selbstgeständnisse? —

P a d e r b o r n.

Kann ich hier logiren? — fragte ich im weissen Schwan zu Paderborn eine mich empfangende theatralisch gepuzte Dame. „O ja!“ lispelte sie. „Friedrich! bringe den Herrn oben auf's Zimmer.“

Man hatte mich, als ich am Thore nach einem guten Wirthshause fragte, hieher gewiesen. Ich sah aber bei meinem Eintritt gleich, daß ich als Fußgänger auf eine Schenke taxirt, und dahinein gebracht war. Das Zimmer war eng, niedrig und schmutzig. Indefs — es war Mittag, ich müde, hungrig — ich blieb; und um mich mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen, wollte ich zu einem Bekannten schikken. Wohnt nicht hier ein gewisser H.? — fragte ich den Aufwärter. „O ja. Ein

Schuster.“ — Nein! nicht der. „Ja! auch noch dicht hieneben ein Krämer.“ Auch der nicht! sagte ich ärgerlich — er hat eine Bedienung an der Regierung. „So?“ sagte der Kerl mit weit aufgerissenen Augen: „Ja! das ist aber ein Herr — rath!“ — Nach dieser demüthigenden Einleitung ging ich zum Essen. Hier fand ich aber, daß das Geschik, welches mich hieher getrieben hatte, günstiger gewesen war, als ich hoffte. Ich machte nämlich die Bekanntschaft eines sehr interessanten Mannes, des Justiz-Assessors C . . . n, ein ehemaliges Mitglied des bekannten Maynzer Klubbs. — Ein heller, kenntnißreicher Kopf, und angenehmer Gesellschafter, der die übrige mir unbekannt und gleichgültig gebliebene Gesellschaft mit seinen launigten Einfällen unterhielt. Sie betrafen vorzüglich seinen Aufenthalt zu Maynz, und charakterisirten den unsinnigen, fanatischen Eifer jenes berüchtigten Klubbs sehr lebhaft. Er selbst war z. B. bei dem Nationalkonvent, zu dem dieser Klubb sich organisirte, Repräsentant des Kirchspiels St. Emeran geworden, ohne seine Mit-

bürger zu kennen, die eben so wenig von ihrem Deputirten wußten. Etwa vierzig dazu ausgesuchte Schreier hatten, nach seiner Versicherung, die ganze Wahl vorgenommen. Bei Annäherung der preussischen Truppen war er geflüchtet, und glücklich hieher zurückgekehrt, wo man nie Notiz von seiner gespielten Rolle genommen hat. Noch immer aber agirt er in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus dieser Rolle, obwohl er zu gleicher Zeit ein Magazin für den Adel Niedersachsens und Westphalens herausgibt, das sehr schätzbar ist, aber wegen der Geselligkeit des Verfassers sehr langsam erscheint.

Was mein Universitätsfreund H. mir als die bedeutendsten Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte, dürfte keiner weitläufigen Beschreibung werth seyn. Der Anblick einer alten, vernachlässigten, an manchen Stellen dorfähnlichen Stadt gefällt nicht; und für wissenschaftliches oder Kunst-Interesse gibt es hier keine Nahrung. Nur der Schazeinnehmer Gläseker besitzt eine, obgleich unbedeutende Naturalien- und eine kleine Gemälde-

Sammlung, unter der ich ein herrliches Schlachtstück von Wovermann sah, dessen Gegenstück sich auf der Kasselschen Gallerie befinden soll. Der Dom — unter welchem die im Winter lauwarmen und im Sommer eiskalten Quellen der Pader entspringen — ist ein schönes altes Gebäude, und mit reicher Bildhauerarbeit geziert; doch gefiel mir die Jesuiterkirche, wegen ihres edeln einfachen Stils, besser. An sonstigen sehenswerthen öffentlichen Gebäuden mangelt es gänzlich, wenn man nicht etwa Lust hat, die im Ueberflufs hier befindlichen Kirchen und Klöster zu sehen. Andere Institute sind theils nicht da, theils ist ihre Beschaffenheit sehr elend. Ueberhaupt fehlt es gänzlich an Polizeieinrichtungen; und trotz des Weggeldes, das in der Stadt erlegt werden muß, sind doch die Gassen abscheulich, und obendrein niemals erleuchtet. Die Stadt besafs ehemals reichsstädtische Privilegien, gehörte zu den Hanseestädten, und hatte bedeutenden Handel. Jezt hat sie zwar einen Magistrat, aber ihre Privilegien sind meistens verloren, und statt des Handels treibt sie Akkerbau und Vieh-

zucht. Sie hat durchgehends ein sehr ärmliches Ansehen.

So wenig das Aeussere Paderborns gefällt, so zufrieden war ich mit dem Innern, dem gesellschaftlichen Tone desselben. Das Klubbhaus, welches man kürzlich errichtet hat, ist sehr zweckmässig eingerichtet. Die Gesellschaft war ungezwungen und artig, bestand aber wenigstens aus zwei Drittheilen von Geistlichen. Ueberall, wo mich der Zufall oder mein gütiger Führer bekannt machte, empfing man mich freundlich und zuvorkommend. Zwar gab es in dieser Jahreszeit keine öffentliche Lustbarkeiten, aber ausser der Promenade vor dem Thore — die von einem fürchterlichen Hummelschwarm französischer Priester summt — fand ich auf den Kaffeehäusern, wo meistens Musik ist, Gesellschaft beiderlei Geschlechts, die hier ohne unnatürlichen Zwang und ohne unanständige Freiheit zusammen umgehen. Bälle und Konzerte sind Wintersonnezeit alle acht Tage, und es gilt darauf gesellschaftliche Ordnung ohne drückenden Unterschied des Ranges. Die letzteren sind jedoch weniger als mittelmässig; we-

nigstens wohnte ich selbst einem bei, dessen verstümmelte Aufführung zweien gerade hier anwesenden Landsmänninnen (den lebenswürdigen Fräulein v. B., die selbst vorzügliche Sängerinnen und Tonkünstlerinnen sind) und mir, nur ein satirisches Vergnügen gewährte. Auch konnte es dies in mehrfacher Hinsicht. Es war die Schlacht von Maubeuge, komponirt von Neubauer, zu einer Zeit, die der jezzigen so unähnlich war, daß ein Zuhörer wirklich während des Konzerts geglaubt hätte, es sey die Schlacht von Marengo.

Wer in Paderborn einige Tage bleiben will, quartiere sich in das hessische Posthaus. Ich hatte gleich am ersten Abend den weissen Schwan verlassen, weil ich mir unter seinen geschwärzten Fittichen keine sehr ruhige Nacht versprach, und war in dies nahegelegene Posthaus gezogen, wo ich selbst als Fußgänger, und trotz meines sicherheitslosen Ansehens, eine so freundliche Aufnahme und billige Behandlung fand, daß ich gern mit Campe in Braunschweig hätte rechten mögen über das Unrecht, das er mei-

nem zuvorkommenden Wirthes erwiesen. Ich bitte daher alle reisende Zunftgenossen dienstfreundlichst, künftig hier einzukehren.

Der Ton in Paderborn ist ungezwungen, die allgemeine Stimmung ziemlich frei, und es regt sich hin und wieder ein Gemeingeist, allein nur selten geht er zu thätiger patriotischer Hülfe über. — Ich weifs in dieser Hinsicht nur eines sehr verdienten Bürgers zu erwähnen. Dieser ist der thätige, redlich für's öffentliche Wohl wirkende Dr. Ficker. Ein unermüdlicher, menschenfreundlicher Arzt. Ihm verdankt Paderborn ein langentbehrtes, unentbehrliches Bedürfnifs, ein gut eingerichtetes H o s p i t a l für dürftige Kranke, das er unter Beihülfe der Landstände, vorzüglich des Adels, (namentlich mufs ich hier mit Ehrfurcht den in vielfacher Hinsicht verehrungswürdigen Grafen von Westphal, als eifrigsten Unterstützer dieses Institutes, nennen) auf Subskription errichtet hat, und mit sorgfältigstem Fleisse und Aufmerksamkeit dirigirt. Er hat dabei die vielen Hindernisse und Chikanen, die leider! ihm sehr häufig in den

Weg gelegt wurden, nicht geachtet, und seinen patriotischen Zweck eifrig und fest verfolgt. Möge sein Vaterland das ehrwürdige Verdienst dieses rastlos thätigen Mannes erkennen und vergelten!

Hochstift Paderborn.

Wenn die Natur in der Grafschaft Rittberg nur kärglich ihre segnenden Spuren zeigte, so trifft man sie desto häufiger im Bisthum Paderborn. Es enthält gegen 54 Quadratmeilen Flächeninhalt, der meistens sehr fruchtbar und ergiebig ist. Seine vorzüglichsten Erzeugnisse sind Getraide, Hanf, Flachs und Wolle. Die bergigten Gegenden sind reich an Waldungen und guten Wiesen; daher auch die Viehzucht sehr einträglich ist, und neben dem Garnspinnen und Leinewandweberei die Beschäftigung der Einwohner ausmacht. — Das Land wird von mehreren kleinen Flüssen durchschnitten und bewässert; es hat beträchtliche Mineral- und Salzquel-

len, und einige Striche desselben gehören zu den fettesten Westphalens, und — dennoch ist es arm, dennoch unglücklich. Auch hier überall die deutlichsten Spuren von Elend, Druk und Finsterniß. Man erstaunt über den ärmlichen Aufzug der Landleute, die durch eine industrielle Kultur ihres Bodens blühend und kräftig werden müßten. Zwar sind sie es mehr als ihre Nachbarn, die ich eben verlassen hatte, und man kann weniger sagen, daß positiver Druk sie treffe, als daß die Indolenz ihrer Regierung verderbend auf sie zurückwirkt. — Der Abgaben sind zwar nicht wenige, und manche, z. B. der Zehnte, sehr drückend; allein sie wären noch zu ertragen. Nur der gänzliche Mangel an Aufmunterung, Fürsorge und Staatsökonomie erstikt alle die natürlichen Aufforderungen zum Fleiß und Wohlleben. Wie die Spanier, von den Segnungen der Natur umgeben, begnügen die Paderborner sich mit den mütterlichen Erzeugnissen derselben, ohne durch weise Kultur die Menge und den Werth ihrer Produkte zu erhöhen. Dazu trägt denn ihre Staatsverfassung vorzüglich bei.

Der Himmel mag es wissen, woher das Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen!“ — entstanden ist. Ich kann den Grund desselben nur in der Bigotterie der Vorzeit, oder der Frömmigkeit damaliger geistlicher Regenten finden: denn wer den Zustand der meisten Bisthümer nur einigermaßen kennt, der wird es wissen, wie bedauernswerth gewöhnlich ihr Loos ist. Von einem Herrn regiert, der meistens das Land als eine Börse ansieht, aus der er sich selbst und die ihn Umgebenden nur während seines Lebens bereichern kann, sucht er (jeder Privatmann macht es mit einem temporär unterhabenden Gute eben so) daraus zu schöpfen, so lange und so viel er kann; und es kümmert ihn nicht, daß der Beutel allmählig erschlaft, so lange er nur noch Etwas darin findet. Ganz ein Anderes ist es mit den weltlichen Fürstenthümern, die ein erbliches Eigenthum ihrer Regenten sind, bei denen daher weise Fürsorge und fleißige Industrie, durch die gegenseitige Idee von Vater- und Kinderpflichten, entstehen.

Paderborn drückt diese Schwere des Krummstabs sichtlich hart, und aus leicht zu erklärenden Gründen. Der Fürst soll nämlich, der ursprünglichen Verfassung nach, durch die Landstände, als Volksrepräsentanten, für das Beste des Landes berathen, und in seinen etwaigen gesez- und nuzwidrigen Handlungen beschränkt werden. Nun ist aber der mächtigste unter diesen Ständen das Domkapitel, die beiden andern, Ritterschaft und Städte, haben weder so viel Einkünfte noch Gewalt; auch ist das Interesse der ersteren gemeiniglich mit dem des Domkapitels eins. Der Fürst wird von dem Domkapitel erwählt — Dankbarkeit und Interesse knüpfen ihn daher an dieses, dessen zwei und zwanzig Glieder meistens aus Ausländern bestehen, die ihre ungeheuren Einkünfte dem Lande entziehen. Diese Einkünfte entspringen größtentheils aus den Besizzungen und Abgaben leib-eigener Höfe, Privilegien, u. s. f. Darf man also wohl fragen: ob die Bauernklasse gedrückt ist? Nehme man zu diesem Druk das temporäre Unglück eines geizigen Fürsten, und die Menge von Klöstern, die

ebenfalls mächtige Besizzungen und Einkünfte haben, welche der Schweifs des Landmannes hervorbringt, um ein todtes Kapital anzuhäufen; — die harten Folgen eines willkührlichen Leibeigenthums und einer höchst schlechten Justizpflege: so wird man es begreifen, dafs das Land einer sehr weisen Staatsverwaltung bedürfe, um solchen Uebeln entgegen zu streben, und ihnen unterliegen müsse, da es diese nicht hat.

Das Leibeigenthum, wie es in Westphalen existirt, ist in mancher Hinsicht bei weitem so nachtheilig nicht, als man gewöhnlich behauptet. Die Erfahrung beweist, dafs leibeigene Bauern gewöhnlich wohlhabender sind, als freie, und dafs freigelassene meistens mehr verderben als sich verbessern. Der Druk liegt vorzüglich in der Willkührlichkeit der Bestimmung der Abgaben. Sobald diese — wie z. B. im Preussischen theils geschehen ist, theils geschehen soll — aufgehoben wird, und der Bauer jährlich fixirte Lasten trägt, so kann er seine übrige Abhängigkeit nicht nur ertragen, sondern sie wird ihm sogar nützlich. Sie hindert

ihn an Verschwendungen. Die gänzliche Aufhebung der Eigenbehörigkeit wäre eine offenbare Ungerechtigkeit gegen die Besizzer, und in mehrfacher Hinsicht ein Verderben des Staates. Aber gesetzliche Einschränkung der Willkühr der Gutsherren sollte der erste Schritt zu seiner Verbesserung seyn. Fixirung der unbestimmten Gefälle, nach einem billigen gesetzlichen Maafsstabe, würde allen Druk hemmen, und den Bauer zum sicheren und fleissigern Erwerb führen. Für die westphälischen Bisthümer, Paderborn insbesondere, ist dieser Schritt durchaus nothwendig, um zu einer höheren Kultur und besseren Industrie zu gelangen.

Unter dem finstern Schatten des Krummstabes verbirgt sich auch hier eine langsame schlechte Justizpflege, mit all ihren verderblichen Folgen. Es wimmelt von Advokaten und Prokuratoren, die, vorzüglich die lezteren, vom Aufheizen der streitsüchtigen Gemüther und von der Indolenz der Richter profitiren, um dem Landmanne das etwa Erübrigte allmählig für die Erhaltung seines Rechts zu rau-

ben. Auch ist die Gerichtseinrichtung ganz dazu geeignet. Eine Menge von Instanzen machen es möglich, Prozesse so lang auszudehnen, als die Geduld und das Geld der Landleute dauert; und es ist eine Eigenschaft des westphälischen Nationalkarakters hier, höchst starrsinnig zu seyn. Auf dem Lande sind Gogerichte und Aemter angeordnet. Die höheren Kollegia aber haben ihren Siz in der Stadt Paderborn, und bestehen theils aus geistlichen, theils aus weltlichen oder beiderseitigen Instanzen. Das Offizialat-Gericht, das weltliche Hofgericht, die Regierungskanzlei und das Generalvikariat, nebst den untergeordneten Archidiaconaten, gehören hieher; die Hofkammer und der geheime Rath besorgen Kammeral- und Gnadensachen, u. s. f. Die Gerechtigkeit der Justizpflege läßt sich auch hier nicht rühmen; ich habe laute und bittere Klagen darüber gehört. Der zeitige Kanzler ist ein bejahrter schwacher Mann, und das Ruder dieser Geschäfte in den Händen eines Hofraths C., dessen harter und despotischer Charakter allgemeine Feindschaft sich zuzieht. — Man

hat mir mehrere empörende Beispiele darüber erzählt. — Und auch hier hilft es leider! nichts, sich an den Fürsten zu wenden, dessen ganze Gerechtigkeits- und Gnadenbezeigung darin besteht, Bericht zu fordern. Ob und wie dieser ausfalle, ist meistens einerlei, denn der bittende Unterthan erhält nur einen abschlägigen oder gar keinen Bescheid.

Diese verderbliche geistliche Indolenz erstreckt sich über alle Theile der Staatsverwaltung, und die Landespolizei ist in einem eben so kläglichen Zustande, als die Justizpflege. Positive Anstalten dafür existiren nur sehr selten, und wo sie sind, sehr mangelhaft. — Die Paderbornschen Landstädte sind die sprechendsten Belege dafür; und scheufslichere Wege, als in diesem Lande, kann man nicht wohl passieren. Bettelei ist an allen Heerstraßen zu Hause. Die Armenfonds sind zwar nicht unbeträchtlich, allein sie werden höchst partheiisch und zwecklos verwendet. Armen- oder Arbeitshäuser gibt es nicht; und die bettelnden Bauern selbst werden wieder um milde Gaben angesprochen von — bettelnden Mönchen. Diese

sind die unverschämtesten und schädlichsten Bettler des Landes, aber — privilegiert. Welcher geistliche Fürst mögte es auch wagen, (denn, wie viele Ludwig von Würzburg gibt es?) geistlichen Unfug zu verbieten?

Und mit dem bürgerlichen Druk geht der moralische brüderlich vereint. An zweckmäßige Unterrichts-Anstalten wird hier nicht gedacht. — Die Mönche, die überall ihren Einfluss behaupten, würden ihre Rechnung zu wenig dabei finden. — Die sogenannte Universität und Gymnasium zu Paderborn sind höchst dürftig. Die Landschulen befinden sich in einem elenden Zustande. Unwissenheit, Bigotterie und Aberglauben sind den Paderborner Landleuten eigen; doch regt sich ein etwas freier Geist unter ihnen, als unter den Rittbergern. Aber finsterner Eigennuz und Herrschsucht verdunkeln jedes aufglimmende Licht.

Das sind die vorzüglichen Ursachen der unnatürlichen Armuth dieses Landes, dessen gänzlichem Ruin nur die herrliche Fruchtbarkeit seines Bodens zu sehr entgegenstrebt. Die Milde oder Habsucht

seiner oft wechselnden Fürsten machen diesen harten Druk abwechselnd leichter oder schwerer.

Der jezt regierende Bischoff ist seit 1789 Franz Egon von Fürstenberg; ein Fürst, der durch die neueren Ereignisse in Hildesheim, das er ebenfalls regiert, genug bekannt geworden ist. In Paderborn scheint er nicht geliebt zu seyn. — Man hört wenig von ihm, denn Niemand weifs Etwas von ihm zu sagen. Man wirft ihm keinen Druk, keine Despotie vor, sondern Indolenz, gänzliche Unthätigkeit. Er lebt entweder zu Neuhaus oder Hildesheim in einer tiefen Stille, die nur von dem Geplärre französischer Priester, deren er eine grosse Schaar erhält, unterbrochen wird. — — Fromm an sich, ist er doch nicht intolerant, und was etwa in dieser Hinsicht geschieht, muß seinem geistlichen Rathe zur Last gelegt werden. Er selbst soll sich so wenig als möglich um kirchliche und weltliche Angelegenheiten bekümmern. Er beschäftigt sich zur Arbeit mit Beten, und zum Vergnügen mit der Jagd und Reiten. Aufwand ist an seinem klei-

nen Hofe völlig fremd, und höchstmögliche Sparsamkeit ein Hauptzug seines Charakters. Für dürftige ausgewanderte Franzosen allein ist seine Börse geöffnet; selten und gering für die Armen seines Landes. Der Zustand der öffentlichen Armenanstalten in Paderborn beweist das; sie sind erbärmlich, und das neue Fickoische Hospital verdankt den Landständen weit mehr Unterstützung, als dem Fürsten. Dies ist um so unbegreiflicher, da seine Einkünfte sehr beträchtlich (über 60,000 Reichsthaler) sind, und er sie sogar auf mancherlei Art zu vermehren weis. So bekommt er z. B. jährlich viertausend Reichsthaler zur Besoldung einer Leibgarde, (leider! hält das Land für seinen Fürsten einige hundert Mann Soldaten, die jährlich gegen fünfzehntausend Reichsthaler kosten), die jetzt gar nicht existirt, und wofür also das Geld in seine Kasse fließt. Der Himmel gebe, daß der Schatz, der sich in dieser aus dem Schweise der Paderborner Unterthanen aufthürmt, einst zu ihrem Besten verwandt wird, das sich um so sicherer hoffen läßt, da die reichen Verwandten des Bischoffs dieses

Geldes nicht bedürfen, und ausserdem auch seine Anhäufung ungerecht und unpolitisch wäre.

Troz des harten Drukkes der Bigotterie und Indolenz, unter dem die Paderborner schmachten, lebt doch ein freier Sinn unter ihnen, als unter den Rittbergern; aber, leider! zeigt er sich bei Spannungen, ihrer vernachlässigten Bildung wegen, oft in zügellosen, unnatürlichen Ausbrüchen. Dies beweisen die mehrmaligen scheußlichen Widersezlichkeiten, die seit einigen Jahren gegen den Abtrag des Zehnten vorgefallen, und wobei Zehntpächter auf eine unmenschliche Weise von den wüthenden Bauern ermordet worden sind. Diese Zehnten fallen meistens an die Geistlichkeit; und es ist in der That kein Wunder, wenn sich der Landmann gegen eine so drückende Abgabe empört, da sie vor seinen Augen auf die schmachlichste Weise (mehrere der Landleute erzählten mir mit Haß und Aerger von dem zügellosen Leben in den hiesigen Klöstern) vergeudet wird.

Dem ächten Kosmopoliten bleibt kein anderer Wunsch für dies Land, als die

Säkularisation desselben, da es unter einer bessern Regierung seinem natürlichen Flor nothwendig näher kommen muß. — Die Unterthanen selbst fühlen das auch wirklich immer mehr, und ich fand bei weitem den Widerwillen gegen eine Veränderung und Einführung eines weltlichen Szepters so groß nicht, als ihn der partheiische Riem (in seiner Reise durch Holland) schildert. Was davon existirt, kommt aus dem Pfaffenreiche, und wird mit dessen Erstikken verschwinden. Nur hiedurch kann dies herrliche Land von seinem trägen Elende befreiet, blühend und kräftig, wie die Natur es wollte, und seine Bewohner reicher und besser werden.

Detmold.

Der Weg von Paderborn nach Detmold ist äusserst mühsam, und ich rathe jedem Fufsreisenden, einen Boten zu miethen, um ihn sich nicht durch eine leicht mög-

liche Verirrung noch zu erschweren. — Man passirt eine lange Streckke der sogenannten S e n n e , einer grossen Haide, die durch's Lippische, Münsterische, Ravensbergische, Rittbergische und Osna-brüksche läuft. In dieser Haidestreckke, an welche die sehr nahrhaften Orte Lipperode und Schlangen grenzen, liegt an manchen Stellen tiefer Flugsand, der das Gehen äusserst erschwert, und die Kräfte mehr abmattet, als die nachher folgenden Berge, über die man in die schöne kühle Gegend Detmold's kommt.

Diese Stadt liegt in einem engen schattigen Zirkel, umgeben von waldigen Gebirgen und fruchtbaren Höhen. Ein kleiner, heller, niedlicher Ort, dessen freundlicher Anblick dem aus dem düstern Paderborn kommenden Reisenden zwiefach wohlthut, und mein Herz von einer frohen Ahndung schwellte. Es ward mir so licht, so klar; ich fühlte mich wie plötzlich losgerissen von all den finstern Eindrücken, die die Bischoffsstadt in mir aufgeregelt hatte. Sehenswürdigkeiten gab es hier wenige; aber mir war Alles sehenswerth — der Ort zog mich unwidersteh-

lich an, und die Aussicht, die ich auf dem Weinberge vor der Stadt genoß, vollendete diesen Eindruck, den mehr noch, als alle diese todten Gegenstände, seine Bewohner verstärkten. Ich lernte die Edleren und Besseren derselben kennen, und der mit ihnen verlebte Abend blieb mir einer der angenehmsten und genussreichsten meiner Reise.

Detmold ist die fürstlich - lippische Residenz; das Schloß des Fürsten nicht neu, aber mit einem artigen Garten, Reithahn und Marstall, den vorzüglich einheimische Pferde schmücken, versehen. Die öffentlichen Anstalten sind indess zum Theil nur sehenswerth, um sich zu überzeugen, daß sie besserer bedürfen, zu denen man Anstalt macht. Vorzüglich gehört das Zuchthaus unter diese Rubrik. Eine neue, von der Fürstin errichtete Industrieschule, und ein Seminarium für künftige Schullehrer, verdienen dagegen die volle Aufmerksamkeit und Theilnahme eines Fremden. Sie sind der Vorbote besserer Zeiten. — Die Stadt ist nicht sehr bevölkert, und lebt meistens vom Akkerbau. Ihr Aeusseres ist freundlich, aber

todt, wie alle kleine Residenzstädte. — Die Zahl der Einwohner mag sich auf 1800 belaufen. Der Ton unter diesen ist, den kleinlichen Zwang, den eine Fürstentadt gewöhnlich mit sich führt, ausgenommen, frei und anständig. Unter den Gebildeteren herrscht viel litterärischer Verkehr, und es gibt mehrere treffliche Köpfe hier. An dem Generalsuperintendent om Cölle, zu dessen Bekanntschaft ich mich drängte, und an dem Inspektor Krücke, den ich durch Jenen kennen lernte, fand ich ein Paar Männer, die in den Annalen dieses Landes den ehrenvollsten Plaz verdienen. Mit reinen geläuterten Begriffen, mit einem für's Gute warmen Herzen, mit regem Enthusiasmus und besonnener Ruhe verbinden sie unverdrossenen Eifer und Ausdauer im schönen Wirken für das Beste des Landes. — Sie sind darin Gehülphen der edlen Fürstin, von deren erhabnem Karakter ich manche hohe Züge schon kannte, und den sie mir nun ganz ausmahlten. Viel ihres Guten hatte ich schon gesehen, Viel sollte ich noch am andern Tage sehen, und hier lernte ich den ganzen Umfang ihres erha-

benen Wollens kennen. Wer könnte ohne hohe Freude und innige Rührung das herrliche Gemälde betrachten, das ich Dir, mein Leser! wahr und rein, wie ich's empfang und bestätigt fand, wiedergeben werde! Und wenn man nun vollends aus dem benachbarten finstern, physisch und sittlich armen Ländchen kommt; das aufgehende Licht der Wahrheit neben der Finsterniß träger Bigotterie sieht; — wenn man dann obendrein, wie ich, in einen Kreis warm fühlender und thätig handelnder Menschen geräth — nicht wie ein Fremder — wie ein Bruder aufgenommen und in einen solchen Zirkel verflochten wird: — dann, ja dann bleibt gewiß das schöne Bild dieses freundlichen Städtchens mit all den lebhaften Farben in dem erquikten Herzen zurück, wie es in dem meinigen lebt. Nie werde ich der Biederkeit, mit der man mich empfing, des warmen Enthusiasmus, mit dem man meine Reise und ihren Zweck aufnahm, vergessen. — Ich ging kräftig gestärkt von dannen. Die dankbare Empfindung meiner stärkeren Ruhe, thätigerer Aufmerksamkeit und festerer Hoffnung begleitete

mich aus Detmold. Mein wärmster Dank und Segen ruht auf dieser Stadt und ihren Bewohnern.

Politische Kannengießerei.

Eine der angenehmsten Nebenbelustigungen auf Reisen sind die öffentlichen Tischgespräche. Der Auszug einer Sammlung solcher Unterhaltungen wäre vielleicht so lesenswerth, als weiland Dr. Martin Luther's Tischreden, und könnten auf mancherlei Resultate in Hinsicht der Aufklärung, u. s. f. führen. Am wenigsten unterrichtend, aber am meisten belustigend wären gewiss die politischen Kannengießereien, diese Lieblingsgespräche unserer Tage. Ich habe deren auch auf dieser Reise so viele und ungereimte (unter andern einmal die feste Behauptung und Wette: der türkische Kaiser würde Großmeister und Besizzer von Malta werden) gehört, daß ich meinen Lesern zu viel Geduld zutrauen müßte, um sie ih-

nen alle mitzutheilen. Ich muß indess hier eines politischen Disputes erwähnen, den ich an der Table d'Hôte zu Detmold und nachher noch mehrere Male hatte, weil er ein allgemeines Interesse für Westphalen hat. Er betraf die Behauptung einiger jungen Leute: „Dass Westphalen die Demarkations - Armee durchaus nicht nöthig, und keinen wenigeren Schaden davon gehabt hätte, als durch eine etwaige französische Invasion.“

In der That ist der ganze Saz so sehr gegen die Geschichte und traurige Erfahrung unserer Tage, dass er kaum einer Widerlegung verdiente, wenn ich ihn nicht so oft und hartnäckig hätte behaupten sehen, auch neuere Ereignisse seinen Eingang in die öffentliche Meinung zu sehr bewiesen hätten.

Die Demarkations - Armee allein hat Westphalen gerettet, als im Frühjahr 1795 die Franzosen bereits in der Grafschaft Bentheim und dem Niederstift Münster waren, und weiter vorzudringen drohten. Preussens Friede und Neutralitätsdazwischenkunft erhielt Westphalen. Um es, und das übrige nördliche Deutsch-

land, zu schützen, ward die Demarkations-Armee errichtet und Vertragsmäßig stipulirt. Damals, in dem Augenblick der Noth, dankten die westphälischen Stände dem Könige von Preussen aus vollem Herzen, und freueten sich des gewissen Schutzes, für den sie blos die Verpflegung der sie schützenden Truppen übernahmen. Allmählig aber, als das Ungewitter abgezogen, durch Hollands neue Republikanisirung und die aus der Demarkationslinie entstandene Veränderung des Kriegsschauplatzes völlige Sicherheit wieder herbeigeführt war, fing man an, die wahre Quelle derselben zu vergessen, und statt die Ruhe des Schutzes, nur den ökonomischen Druk derselben zu fühlen. — Man glaubte nun, die Armee sey unnöthig, und wünschte hie und da laut die Aufhebung derselben. Die Thoren! Oeftere kleine versuchte Angriffe auf die Demarkationslinie von beiden kriegführenden Theilen bewiesen doch wohl hinreichend, wie gern man diese durchbrochen hätte! Nur Preussens nachdrucksvoller Ernst und die bereit stehende Armee rettete sie. Mit dem Zurückziehen derselben würde man

den Demarkationsvertrag als aufgehoben angesehen haben, und Westphalen lag unbeschützt den französischen Truppen in Holland offen, die, wenigstens unter dem Vorwande, Hannover zu besezen, es gewiß durchzogen und gebrandschazt hätten. Dafs aber ein solcher Durchzug, sey er kurz oder lang, den westphälischen Provinzen mehr gekostet haben würde, als die Verpflegung der preussischen Armee, bedarf wohl keines Beweises. Es ist wahr, auch diese hat mehr Kosten veranlafst, als sich hätte erwarten lassen, indem allein die Grafschaft Lippe gegen 100,000 Reichsthaler dazu beigetragen hat. Doch was würde eine Invasion der französischen Truppen an Requisitionen und Zerstörungen geschadet haben, indess die Preussen ihre Lebensmittel grossentheils selbst bezahlten? Und die Demarkationsarmee war obendrein so gering als möglich — wahrlich! zur ernsthaften Vertheidigung kaum für den ersten Angriff hinreichend. Ja, der König erhielt sie selbst; nur den Kriegsetat mußten die westphälischen Stände bezahlen. Und darüber sollten wir klagen, murren? Wahrlich!

das wäre der Thorheit und des Undankes zu viel! Dennoch ist es häufig und laut geschehen! O, ich mögte diese unzufriedenen Kläger in das von der Natur so reich gesegnete Schwaben führen, um die Wunden zu sehen, die ihm französische Invasionen schlugen, und an denen dies dreifach fruchtbarere Land noch lange schmerzlich bluten wird — von denen das unkultivirtere ärmere Westphalen vielleicht erst nach Jahrhunderten sich erholt hätte, indess es jezt mit geringen Aufopferungen ruhig und sicher fortblüht.

Ich habe auf meiner Reise diese Gesinnungen stets geäußert. Ich habe oft und warm darüber gestritten. — Meine Gründe haben Manchen überzeugt. Darum habe ich sie hier skizzirt, weil ich weiß, daß diese Klagen über den Druk des genossenen Schuzzes noch mancher Westphälinger hegt. Möge meine einzelne Stimme verhallen! Die ruhigere Nachwelt, die einst unsere Zeitbegebenheiten richten wird, soll, wenn sie je diese Blätter liest, wissen, daß nicht alle Söhne Westphalens ihres Vaterlandes wahres

Glück verkannt, und seinem Geber mit Undank gelohnt haben!

Der rothe Berg.

Auf der Mitte des angenehmen Weges von Detmold nach Lemgo liegt der rothe Berg, der bei einer beträchtlichen Höhe, in einer meist flachen Gegend, eine herrliche Aussicht darbeut. Man hatte mir sie sehr reizend beschrieben. Eine ausgebreitete mannichfache Gegend, mit einer Menge von Dörfern und sieben Städten geschmückt — wer stiege da nicht gerne einen steilen Hügel hinan, um sich diesen Genuß durch eine kleine Mühe und geringen Umweg zu verschaffen? — Ich that's. Unterweges hatte sich ein junger Professionist aus Lemgo zu mir gesellt, der mit hinauf kletterte, um mir die unbekannten Gegenden und Orte zu erklären. Wir stiegen mühsam hinan; keuchend und erwartungsvoll erreichte ich die Höhe, sah verlangend umher, und

die ganze Natur lag — von einem dichten Nebelgewebe umspinnen; man konnte kaum die nächsten Dörfer sehen. — Es ist nichts! — rief ich bitter und unmuthsvoll meinem Gefährten zu. — „Es ist nichts!“ wiederholte er, indem er mich theilnehmend ansah. — Es geht mir immer so! rief ich, und warf mich in's Gras. „Mir auch oft,“ erwiederte er: „aber doch nicht immer. Man muß Geduld haben.“ — Bis es vorüber ist? „Ja! es geht auch vorüber. Sehen Sie nur. Dorthin können Sie schon die Ruinen vom Sparenberg sehen.“ — Ruinen? Recht! Ruinen! Das ist es. Wenn Alles vorüber ist, wenn es hell zu werden beginnt, und der Nebel vor deinen Augen zerfließt, so siehst du das lang Erwartete — Ruinen. — „Dort glänzt auch die Stadt Bielefeld hervor, bald werden wir sie deutlich sehen; man muß es nur abwarten.“ — Die Zeit ist kurz — „Und die Hoffnung lang,“ fiel er warm ein. „Neben der Ruine der Leidenschaft glänzt die herrliche Stadt Gottes. Auf dem Berge des Glaubens sieht man sie am ersten und schönsten, aber das innere

Auge (er zeigte auf's Herz) muß unge-
 trübt und hell seyn.“ — Ich stand auf
 und reichte ihm die Hand. Ich verstehe
 Sie. Aber wir gehen nicht Einen Weg.
 Sie sind — „ein Herrenhuter, nach
 dem Namen, den die Welt und unsere
 Sekte mir gab; ein Mensch — nach
 dem Zeugniß, das mein Herz und mein
 Glaube mir gibt, Ihr Bruder“ — —
 Gern, dem Herzen nach. — „Der Glau-
 be soll uns nicht entzweien — der mei-
 nige beißt: Dulden und lieben! Aber
 es wird heute nicht heller werden, und
 Sie wollen noch weit; gehen wir?“ —
 Ich muß, sonst würde ich warten, um
 zu sehen, ob Ihr sicherer Glaube sich be-
 währt. — „Vielleicht nicht heute, und
 erst nach vielen Tagen; aber endlich ge-
 wiss. Nicht mein Glaube allein, auch
 die Erfahrung lehrte mich das. Ich bin
 ein einfacher Handwerker, der Pfeiffen-
 köpfe schnizzelt. Die wenigsten werden,
 wie ich sie gern hätte; jeder wird vom
 andern verschieden. Manche bleiben sehr
 lange liegen; aber endlich findet sich doch
 immer noch ein Rohr und ein Käufer da-
 zu. Lieber Herr! Und wir sollten nicht

finden, was wir suchen?“ — Wo finde ich es? — „Auf dem rothen Berge des Lebens — auf der Höhe der Liebe und des Glaubens. Das ist der wahre Sinai.“ Gut dann! Wo ist Ihre höhere Vollmacht, als mein Moses? — „In meinem Herzen!“ sagte er, und reichte mir die Hand — ich hielt sie fest.

Wir stiegen hinab, und er erzählte mir unterwegs: dafs er ein Professionist, und ehemals auf dem Stadtgymnasium gewesen sey, aber zu wenig Vermögen besessen habe, studieren zu können. Er liebte Lektüre ausserordentlich, und trieb sie, so weit es die Sorge für sein Weib und zwei Kinder erlaubte. Er war auf seiner Wanderschaft Herrenhuter geworden, jezt aber nicht mehr ganz mit dem Sektenglauben einverstanden. Er lebte sehr eingezogen, und, wie er versicherte, sehr glücklich. Vor der Stadt trennten wir uns mit einem herzlichen Abschiede.

L e m g o.

Wer nicht etwa einen vorzüglichen Geschmack an todten Gassen und alten Häusern findet, oder Geschäfte in Lemgo hat, dem rathe ich, den näheren Weg nach Herford zu wählen, der eine Viertelstunde vor der Stadt vorbeiführt. Der Handel, der sie ehemals zu einer Hanseestadt erhob, ist jetzt fast ganz erloschen; die meisten Einwohner leben vom Akkerbau und von Gewerben. Es mögen ihrer gegen 3000 seyn. — Oeffentliche Vergnügungen gibt es sehr wenige, obgleich der sogenannte Lipperhof von einem appanagirten Grafen bewohnt wird, und das hiesige Stift elf Fräuleins zählt. Beide Theile leben sehr eingezogen. — Sehenswürdigkeiten gibt es durchaus nicht, da das Rathhaus, welches man dem Fremden zeigt, ein elendes altes Gebäude ist, und nur in seinem Innern noch eine antiquarisch - juristische Merkwürdigkeit aufbewahrt. Dies ist das sogenannte Kroppsche Torturinstrument, das man vor etwa 25 Jahren hier erfand, um einen verstokten Mörder, Namens Kroppe, zum Geständ-

nisse zu bringen. Ein scheußliches Ueberbleibsel barbarischer Gerechtigkeitspflege. Es besteht aus einem sehr dichten eichenen Kasten, der gerade die Länge und Breite des ausgedehnten Verbrechers hatte. Dieser mußte sich der Länge nach hineinlegen. Für den Kopf war eine besondere tiefere Hölung, die über den Hals mit einer eisernen Stange geschlossen wurde; die Ellenbogen wurden, in einer krummen Biegung des Arms, in die ausserhalb dazu angebrachten Löcher geklemmt, die Hände aber wieder fest geschlossen, so auch die Füße. Dabei war unten im Kasten eine Oeffnung, durch die ein am Körper des Verbrechers befestigter Strik gezogen wurde, mit dem man ihn ausdehnte. Dies gräßliche Instrument hatte die Wirkung, daß der verstokte Verbrecher nach wenig Minuten ein volles Geständniß ablegte, und es wird daher nun zum ewigen Andenken der weisen Justiz verwahrt.

Die Stadt Lemgo behauptet und übt noch zum Theil die obere und niedere Gerichtsbarkeit aus, ist aber wegen dieser und anderer prätendirten Privilegien in

fortwährendem Streite mit der Lippischen Landesregierung. Gewiß ist es, daß ihr diese Vorzüge mehr schädlich als nützlich sind, weil dadurch eine Menge weiser fürstlicher Anordnungen für sie verloren gehn. Die Justiz und Polizei wird sehr schläfrig und mangelhaft administriert. — Jetzt würde man, nach dem eingeführten Gerichtsbrauch, kein neues Instrument zur Tortur eines Verbrechers erfinden, sondern ihn lieber — laufen lassen.

Das hiesige Gymnasium war ehemals sehr berühmt; jetzt hat es durch die benachbarten sehr gelitten, obwohl es noch immer gut besezt und besucht ist. Aber die Buchhandlung gleicht éher einem Makulaturaladen, und beweist eine litterärische Dürre in Lemgo. Ich rathe meinen Lesern, sich hier die erbauliche Exekutionsgeschichte jenes berüchtigten Kroppe zu kaufen, von der noch eine Menge Exemplare, mit feinen Holzschnitten, vorhanden sind.

Um doch auch etwas Rühmliches von Lemgo zu sagen, muß ich erwähnen, daß hier ein Bier gebrauet wird, welches in der umliegenden Gegend (weit kann es

nicht verfahren werden) sehr berühmt ist, und an Geschmack und Stärke dem englischen Porter gleicht.

G r a f s c h a f t L i p p e.

Ein glückliches, gesegnetes Ländchen, das unter der edlen Fürsorge seiner trefflichen Regentin, und durch den Fleiß seiner Bewohner, (einige sechszigtausend) einer höheren Kultur täglich entgegenreift. Sein Flächeninhalt faßt etwa dreibis fünfunddreißig Quadratmeilen eines guten und sehr bebauten Bodens. Die Einwohner haben von der Natur fast dieselben Reichthümer, als ihre paderbornsche Nachbarn, aber mehr durch ihren Fleiß und regere Thätigkeit. Sie bauen jede Art von Korn, und vorzüglich Flachs, aus dessen Fabrikation sie ihre übrigen Bedürfnisse erhalten. Holz gibt ihnen ihre gebirgigte Gegend im Ueberfluß, und Viehzucht treiben sie selbst stark. Der von der Natur sehr verlassene Theil

des Landes, die Senner Haide, ist die einzige unbebaute Strekke desselben, und doch wird auch sie durch die hier befindlichen wilden Pferde (Sennerpferde) nutzbar, die sich noch immer fortpflanzen, und von Zeit zu Zeit eingefangen werden.

Und welch eine Freude ist es dem Beobachter, sagen zu können: daß die Verwaltung des Landes die höchste Sorgfalt zum Glück und zur Vervollkommnung desselben anwendet; daß der Fleiß der Unterthanen und die Fürsorge der Regenten Hand in Hand geht, wenn nicht letztere noch den ersten übertrifft! Seit einigen Jahren ist diesem Ländchen ein segnender Schutzgeist erschienen, der das öffentliche Wohl mit mütterlichem Herzen umfaßt, mit väterlichem Ernst abwägt, und mit jugendlichem Eifer dafür sorgt. Die Gemahlin des regierenden Fürsten, Pauline, Prinzessin von Anhalt-Bernburg, diese edle Landesmutter, erhaben an Geist und Herz, ausgeschmückt mit seltenen Kenntnissen, aufgefordert durch ihr lebhaftes Gefühl, regiert seit wenigen Jahren, unter der Mitwirkung des biedern Fürsten und einiger thätigen Män-

ner, ihre Unterthanen, die — wahrlich! ein seltener Fall — glücklicher seyn könnten, wenn sie selbst nur wollten.

Gleich vom Anbeginn ihrer Regierung nahm sich die Fürstin des Wohls ihres Landes aufs eifrigste an; und überzeugt, daß eingerissene öffentliche Uebel von Grund aus (das heißt, nicht politisch, auch sittlich) vertilgt werden müssen, fing sie still und ernst dies wichtige Geschäft an. Sie fand die Polizei, vorzüglich die Armenpflege, höchst fehlerhaft und nachlässig. Statt nun den Armen, wie gewöhnlich geschehen, eine prahlende Summe Geldes zuzuwerfen, und sich dadurch unverdiente Lobsprüche zu erwerben, gab sie Nichts öffentlich, sondern forderte in der Stille würdige Männer auf, ihr Gelegenheit zur Hülfe zu zeigen, die sie dann durch diese leistete. — Das Volk verkannte sie, und schrie über ihren Geiz, indess sie in der Stille die höchsten und edelsten Wohlthaten ertheilte, ohne erkannt werden zu wollen. — Jetzt arbeitet sie an einer gänzlichen Reform des bestehenden Armenwesens, worüber sie ihre Ideen so warm als richtig in

einer sehr nützlichen hier entstandenen Zeitschrift *) niedergelegt hat, um dadurch bei dem Volke Vertrauen und Einsicht in diese Umänderung zu erwecken. Diese beginnt zum Theil schon eingeführt zu werden. Nach dem Plane der Fürstin wird ein Arbeitshaus, ein Zwangwerkhaus und ein Zuchthaus angelegt. Alle drei sehr nothwendige Institute, da die Armen bisher sehr mangelhaft und kostspielig versorgt, die Verbrecher aber in einem wahrhaft scheußlichen Zuchthause, ohne allen Nuzzen, aufbewahrt wurden. Die neuen Anstalten werden die dadurch eingeschlichenen Uebel aufheben, Sicherheit einführen, und durch Beschäftigung der Armen die öffentliche Ordnung befestigen. Die meisten Polizeiiübel werden also hierdurch geendigt; und was etwa davon übrig bleiben mögte, wird der Aufmerksamkeit der einsichtsvollen Fürstin auch in der Folge nicht entgehen.

*) In dem zweiten Stük der „Beiträge zur Beförderung der Volksbildung“ herausgegeben von dem würdigen Generalsuperintendent von Cölle. Eine Zeitschrift, die durch den praktischen Nuzzen für ihre bestimmte Leserklassse einen unbestreitbar reichen Werth hat.

Mit derselben Sorgfalt belebt die Fürstin die Industrie des Landes und ihre Fortschritte. Man muntert auf, ertheilt Belohnungen, und unterstützt die Arbeitenden. Da der Flachs nicht hinreicht, vorzüglich in sandigen Gegenden, alle Einwohner zu beschäftigen und zu ernähren, so sinnt man auf andere Mittel. In dem Dorfe Lage und einigen andern Orten sind deshalb Wollenspinnereien und Strikkereien eingeführt, und im Senner Walde eine neue Kolonie, Augustdorff, angelegt worden, die bereits gegen zwei und achtzig Glieder zählt. In der Stadt Detmold ist eine, und auf dem Lande sind sechs Industrieschulen errichtet, zu denen die Fürstin die Kosten hergibt, (dasselbe thut sie auch bei den übrigen öffentlichen Anstalten, so lange sie als Versuch gelten müssen) und sie mehreremale selbst besucht, auch die Kinder durch kleine Geschenke zum Fleiß ermuntert hat, nachdem sie in ihrer Gegenwart wegen ihrer Kenntnisse geprüft waren.

Ueberhaupt ist von dieser nothwendigen und einflußreichen Seite Vieles geschehen. Man sucht das Volk zu bilden,

um es dadurch mit steigendem Wohlstande besser und glücklicher zu machen. — Es fehlt ihm auch nicht an Herzensgüte und Bildsamkeit, wenn sich nur seine nächsten Führer mehr Mühe geben wollten, diese zu benutzen und auszubilden. Es gibt gewiß wenige Länder, in denen so viele Lehrfreiheit für die Prediger gestattet wird, und so viele gute Anstalten für den Unterricht des Landmannes getroffen sind, als hier. Aber es scheint wirklich beinahe, daß ohne Druk das Gute oft nicht gedeihen will, denn von der ersteren wird sehr wenig Gebrauch gemacht. In den meisten Predigern steckt auch hier eine unüberwindliche Abneigung gegen wirksame Thätigkeit, und die Kenntnisse, welche sie meistens von der Universität mitbringen, sind für ihr Amt unzwckmäfsig; statt sie zu ändern, verfallen sie lieber in den geistlichen Mechanismus der Alten, bei dem sie sich gemächlicher befinden. Dies ist um so mehr Schaden, weil dadurch unendlich viel Gutes verloren geht, was bei den verbesserten Schulanstalten leicht bewirkt werden könnte. In Detmold ist, unter der Auf-

sicht des trefflichen Inspektors Krücke, ein Seminarium für Landschullehrer errichtet, in welchem diese in der besten Lehrmethode, in der Oekonomie und allen praktisch nützlichen Gegenständen unterrichtet werden. Die Anzahl der Schulen im Lande wird vermehrt, die Schullehrer besser besoldet, und neue Häuser dazu errichtet, wo keine sind, die vorhandenen aber verbessert, vorzüglich die Unterrichtsstuben gesünder eingerichtet.

So genießen alle Zweige der Staatsverwaltung die unermüdete Fürsorge der edeln Regentin. Nur die Justizpflege ist noch mangelhaft, obwohl auch sehr schwer einer Verbesserung fähig. Im Lippischen, wie überall im heiligen römischen Reiche, ist die Klage über Verzögerung der Prozesse laut. Der Grund davon liegt in der Form der Prozesse, denn die Personen des Hofgerichts und der Regierungskanzlei (niedere Instanzen sind die Aemter; von dort geht es an diese; doch gibt es auch noch den Unterschied eines Generalhofgerichtes und Generalkonsistoriums, das die appanagirten Grafen von der Lippe mitbesetzen und anerkennen) sind, nach

den mir allgemein darüber gemachten Versicherungen, ohne Unterschied redliche, thätige und unbestechbare Männer. Auch existirt die sehr musterhafte Einrichtung, dafs alle Offizianten fixirt sind, und keine Sporteln erhalten, daher denn eine willkührliche, absichtliche Verzögerung nicht leicht eintreten wird. Aber die Gerichtskosten stehen in keinem Verhältnisse mit dem streitigen Gegenstande. Wenn daher z. B. ein wenig vermögender Mann eine Forderung von fünfzig Thalern an einen reichen Chikaneur hat, so thut er am besten, sie ohne Prozeß aufzugeben, weil die Kosten desselben die streitige Summe oft übersteigen, und meistens doch kompensirt werden. Die Prozeßform müßte von Grund aus geändert, ein einfacher Landeskodex festgesetzt werden, (und doch bliebe immer noch die Reichsgerichtliche Instanz in gröfseren Fällen), um nicht einen bloßen Schatten von Justiz zu haben, wie die meisten deutschen Reichslande, selbst bei einer strengen Rechtschaffenheit der Richter. Vielleicht gibt hier die Zeit und Politik in der

Folge Mittel, die bis jezt den besten Fürsten nur zum Theil möglich sind.

Wer kann aber die wohlthätige Tendenz verkennen, die in allen übrigen öffentlichen Gegenständen lebt, und ihre Wirkung auf das allgemeine Wohl bereits zu äussern anfängt? Wer erblickt nicht in jenen neueren Instituten eine reine Vaterlandsliebe, ächte Weisheit und Menschlichkeit? — Seltene und zwiefach köstliche Blüthen auf einem Throne! — Der Fürst Leopold, ein biederer Mann, zu dem jedem Unterthan der Zutritt ungehindert offen steht, weniger reich von der Natur beschenkt, als seine geistvolle Gemahlin, stimmt mit einem eben so schönen Herzen in ihre hohen Plane ein, und befördert sie auf jede Weise. Nur die Höheren des Volkes miskennen oft die edeln Absichten der trefflichen Fürstin, und widersezzen sich ihnen oft — sey's aus Eigennuz, Vorurtheilen oder Unwissenheit — in der Ausführung. Dies ist um so schlimmer, da, nach der Landesverfassung, der Fürst nur in Gemeinschaft mit den Landständen (die aus der Ritterschaft und den Städten bestehen) die

Anlagen ausmachen kann, welche aus den Beiträgen und Steuern zu den öffentlichen Bedürfnissen bestehen. Eine Verweigerung der Stände verursacht hier Mangel an Fond zu den besten Vorhaben, und hemmt oft die Ausführung desselben. Die Fürstin hilft auch hier aus eigenen Mitteln, so viel sie kann, und dies ist um so nothwendiger, da auch die Kammer oft sich Vorschufs bedürfenden Planen widersezzen soll.

Möge der Genius dieses Landes auch jene Nebel zertheilen, und der Glanz der ihm aufgehenden Sonne seine fruchtbare Strahlen auf's herrlichste verbreiten dürfen! Möge arbeitsamer Wohlstand, blühender Fleiß und reine sittliche Glückseligkeit Paulinens Unterthanen beglücken, und ihren segnenden Thron ein schützender Engel umschweben!

H e r f o r d.

„Nein! Eher hätte ich des Himmels Einsturz erwartet, als Dich jezt hier zu sehen!“ rief mir mein Freund C. in Herford bei'm Eintritt in's Zimmer entgegen. Es sind so viele himmelähnliche Dinge eingestürzt und herabgefallen, antwortete ich, daß er selbst folgen dürfte, ohne unsere Zeiten in Staunen zu versetzen. Aber der meinige liegt schon, sonst wäre ich nicht hier. —

C. ist ein guter, gescheuter und jovialischer Mensch. Ich habe die heiterste Epoche meines Lebens in seiner Nähe verbracht. Damals waren wir oft zusammen, genossen der Gegenwart fröhlich, und blikten der Zukunft sorgenlos entgegen. Jünglingssinn und Muth beseelte uns. Jezt waren wir Männer, und erinnerten uns mit wehmüthiger Freude der Vergangenheit. Es ist vorbei! sagte ich. „Und kommt nie wieder!“ erwiederte er. Ich frage Dich, Leser! ob wir Recht hatten, und ob je Etwas vom Tage des Lebens Dir Genuß gab, als der Jugendmorgen — da der Mittag schwül, und

der Abend düster ist? Die Wetterwolken, die der Jüngling heraufziehen sieht, sind ihm prachtvoll Vesuve, aber der Mann blickt sorgenvoll dabei auf sein Dach, und der Greis hält die zitternde Hand vor das scheue Auge. — Der frohe Abend, den ich mit C. verlebte, bestand meistens in Freuden der Erinnerung.

Von der Stadt Herford weifs ich so wenig zu erzählen, als von Lemgo. Es gibt auch hier keine Merkwürdigkeiten für einen Fremden. Die Stadt ist weder groß noch schön, aber ziemlich lebhaft durch einen nicht unbeträchtlichen Handel. Die öffentlichen Anstalten sind nicht sehenswerth, und meistens sehr mangelhaft, obwohl die Stadt preussisch (nebst Bielefeld, die Hauptstadt der Grafschaft Ravensberg) ist. Zugleich beherbergt sie ein Damenstift, dessen Aebtissin, eine preussische Prinzessin, hier wohnt, und ebenfalls Oberhaupt eines sogenannten Unterstiftes ist, dessen Gebäude vor der Stadt auf einem Berge liegen. Die Einkünfte dieser Aebtissin, die meistentheils aus den Gefällen liegender Gründe eines Lehnhofes, u. s. f. bestehen, belaufen

sich gegen 6000 Reichsthaler, zu deren und ihrer Rechte Verwaltung sie eine eigene Kanzlei hält. So wenig diese unmittelbar zu regieren hat, so zeigte es sich doch noch vor wenigen Jahren, daß Weiberregierung ein schwaches Regiment sey, (die Nachbarin von Herford, die eben gerühmte Pauline, Fürstin von Lippe-Detmold, macht freilich davon eine ehrenvolle Ausnahme, und die Geschichte nennt deren mehrere) indem man diese Fürstin lange Zeit auf eine fürchterliche Weise mißbrauchte, und die Kanzlei höchst unerlaubte Dinge begangen haben soll, die endlich eine königlich-preussische Kommission zur Untersuchung und Verwaltung des Stiftes nach sich zogen, die bei meiner Durchreise noch existirte.

Der gesellschaftliche Ton in Herford ist unangenehm. Es existiren eine Menge von Spaltungen und Absonderungen, welche in einer so kleinen Stadt alle geselligen Freuden stören. — Die Stiftsdamen, die wenigen dort befindlichen Edelleute, und ein Theil der Offiziere des dortigen preussischen Garnisonregiments, machen einen Zirkel für sich aus; der

Rest der Lezteren und die Bürgerlichen theilen sich wieder in mehrere Verbindungen. Dies hemmt natürlich die allgemeinen Freuden sehr, und ist für den Fremden um so drückender, weil er in jeder einzelnen Klasse Bekanntschaft und Eintritt suchen muß. Oeffentliche Vergnügungen gibt es, ausser einigen Winterkonzerten und Bällen, (die aber auch nicht allgemein sind) keine. Eine, allen kleinen, vorzüglich westphälischen, Städten eigene, Klatschsucht der einzelnen Kotterieen vermehrt die Disharmonie sehr, und es soll äusserst selten seyn, in mehreren Zirkeln Zutritt zu finden. Litterarische Gesellschaften existiren gar nicht, und, die beiden Lehrer des hiesigen sehr guten Gymnasiums und einige wenige Andere ausgenommen, ist Litteratur hier nicht sehr kultivirt.

Diese gesellige Spaltungen sind um so trauriger, als dadurch mehrere vortreffliche Menschen in Herford von Einander entfernt gehalten werden. Und es gibt deren in der That hier in jedem Zirkel Manche. Es sey mir erlaubt, — da Privattugenden einen entscheidenden Ein-

fluß auf das allgemeine Beste haben, hier nur einen Namen mit Dank und Ehrfurcht zu nennen. Es ist der, der würdigen verwittweten Ministerin von der Horst. Die großen Eigenschaften ihres verstorbenen Gemahls, den Friedrich der Zweite vorzüglich schätzte, sind bekannt genug. Sie ist es werth, seine Gattin gewesen zu seyn. Mein Lob ist ihres Herzens unwerth, für das eine Menge durch sie getrösteter und beglückter Menschen zum Himmel flehen. Mit dem Tode ihres Gemahls hatte sie den größten Theil ihrer Einkünfte verloren, aber noch immer theilt sie das Uebrige mit Unglücklichen. Ich habe einen Arzt gekannt, der sie auf ihrem Gute Haldern ehemals als Pflegerin armer kranker Landleute gesehen hatte, und mit der wärmsten Verehrung jedesmal ihren Namen nannte. — So wie jeder Einwohner Herfords, theile auch ich diese Empfindung mit ihm. Möge ein sanftes Geschik die einsamen Tage ihres Alters erheitern, und ihr edles Herz mit stiller Ruhe lohnen!

V l o t h o.

Mühsam windet sich der gebirgigte Weg von Herford nach Vlotho durch Wälder und an einzelnen Bauerhöfen vorüber, in stiller furchterregender Einsamkeit, bis man auf der Mitte in ein kleines ärmliches Bergdorf geräth, dessen Bewohner sich gerade in der Kirche versammelt hatten. Ich trat hinein, und hörte einen Theil einer Predigt an, die den Zweck zu haben schien, die Zuhörer aufzufordern: alle ihre Sorgen auf Gott zu werfen. — Aber es war nicht der Ton, nicht die Wärme meines Lemgoischen Herrnhuters, die hier von der Kanzel tönte; kalte Dogmen, weitläufige Belehrungen, herzlose Ermahnungen. — Ob diese Landleute, deren Blikke wenigstens Ruhe und Zufriedenheit mit ihrem kleinen gewohnten Glückszustande verriethen, einer solchen Predigt bedurften? — Oder ist das moralische Bedürfnis der Gemeinde nicht die wahre Norm der öffentlichen Lehrvorträge? —

Es gibt Orte, die bei all ihrer Beschränktheit und Prachtlosigkeit dennoch

einen tieferen und angenehmeren Eindruck erregen, als manche große glanzvolle Städte. Zu diesen gehört Vlotho. Von der Herforder Seite erblickt man es nicht eher, als indem man's betritt. Eingeschlossen von hohen Gebirgen, liegt es in einem engen schattigen Thale, das nur nach der entgegengesetzten Seite eine freie Aussicht auf die hart vorüberfließende Weser und einige romantisch angrenzende Wiesen und Hügel hat. Das Thal ist so enge, daß die Häuser auf der einen Seite am Berge liegen, und der ganze Ort besteht meist aus einer langen Gasse, von der man zur Weser hinabsteigen muß. Von dem gegenseitigen Ufer derselben gewährt das traulich anliegende Vlotho mit seinen drohend über ihm hangenden Bergen durch diesen Kontrast eine unbeschreiblich mahlerische Ansicht. Auch das Innere dieses kleinen Städtchens erhält den angenehmen Eindruck durch den Stempel der Wohlhabenheit, den es sichtlich an sich trägt. Es wird meistens von Leinwand- und Garnhändlern bewohnt, die zum Theil sehr vermögend sind. Auch existirt hier eine Schiffergilde, deren Glie-

der durch die Lage des Ortes sehr begünstigt werden. Vlotho darf in jeder Hinsicht ein nahrhafter Ort heißen, obgleich es ihm eigentlich an Akkerbau fehlt; die Industrie und spekulative Thätigkeit der Einwohner ersetzt das, und gewiss ist es einer der blühendsten Flekken in der Grafschaft Ravensberg. Wer an den stillen Reizen dieser Art Genuß findet, weile einige Tage in Vlotho. Die Eintracht und zuvorkommende Gastfreiheit der Bewohner wird ihn auch an den kleineren Freuden der Geselligkeit keinen Mangel leiden lassen. —

P a t r i o t i s m u s.

In Gesellschaft einiger Landleute bestieg ich die Fährte, die mich bei Vlotho über die Weser setzte. Einer von ihnen ging eine Strecke Weges mit mir. Die arglose Aufrichtigkeit, mit der er mich über meine Person befragte, gefiel mir, und ich gab ihm eben so offenen Bericht dar-

über. Bei der Nennung meiner Vaterstadt aber gerieth er in eine lebhafte Freude, und erzählte mir: Dafs sein Bruder, ein preussischer Soldat, dort eine Zeitlang bei einem Kaufmanne im Quartier gelegen, und eine Menge Wohlthaten von demselben genossen hätte, woran er sich noch oft mit dankbarer Rührung erinnere. Ich fragte ihn um das Schicksal seines Bruders. „Er hat lange Jahre gedient,“ sagte er: „aber nach dem letzten Kriege seinen Abschied erhalten, weil er lahm geschossen war.“ — Und wo lebt er jezt? Ist er versorgt? — „Ei freilich! Er lebt bei mir. Und dann kriegt er die Gnadenpension vom Könige. Aber das braucht's nicht. Wir geben sie einem seiner Kameraden, der arm ist. So lange ich lebe, hat mein Bruder satt, und wenn ich sterbe, bleibt er bei meinen Kindern.“ — Sind die Eurigen damit zufrieden? — „Herr!“ rief er warm: „es ist ja mein Bruder. Und meine Jungens haben ihn lieber als mich, weil er uns Abends vom Kriege erzählt. Und ist er nicht für den König lahm geworden? Ja, Herr! ich sehe wohl, da kennen Sie uns noch nicht.

Wenn es morgen Krieg gibt, und meine Jungen noch nicht groß genug sind, so lasse ich meinen Bruder auf dem Hofe, und ziehe mit. — Und wenn ich auch lahm werde, so setze ich mich wieder bei meinen Bruder, und wir erzählen uns vom König und vom Kriege. Sehen Sie! so denken wir Preussen!“

Und es ist wahr, mein Leser! Ich habe diese Stimmung oft gefunden. Seit Friedrich dem Zweiten ist sie allen preussischen Unterthanen eigen. Ein militärischer Geist lebt in ihnen, und die festeste Anhänglichkeit für ihren König und ihr Vaterland, worauf sie gleich stolz sind, beseelt Alle mit Einem Geiste. — Patriotismus ist die ausschließliche Tugend jedes Preussen.

Glücklicher Regent! Treues Volk! — Was könnte Deutschland seyn, wenn alle einzelne Staaten von diesem Gemeingeiste beseelt würden?

P o r t a W e s t p h a l i c a .

Noch am Abend dieses Tages ward mir der Genuß einer der schönsten Gegenden Westphalens — der Porta Westphalica. Eine lange Reihe hoher Gebirge öffnet sich hier zu einer majestätischen Pforte, durch die der Weserstrom langsam und segnend hindurch rollt. Eine alte Sage will, daß die an beiden Seiten des Flusses mit stolzem Neide einander gegenüberstehenden Berge ehemals brüderlich vereint gewesen seyen, und ihr Durchbruch erst der ganzen lachenden Gegend ihr Daseyn gegeben haben soll, indem erst durch diese Oeffnung die ungeheuern Wasser, die bisher das Land zu einem Chaos machten, einen Ausweg fanden. Sie führt den Namen der westphälischen Pforte, weil sie das Grenzthor ist, welches das obere und untere Westphalen trennt.

Die beiden ewigen Säulen der Pforte sind der Wittekinds- und der Jakobsberg. Jener führt den Namen von der darauf gestandenen Burg eines berühmten alten westphälischen Helden; dieser von einem unbekannten dürftigen Feldwebel, der

sich auf der reizenden Höhe ansiedelte, einen Weinberg anlegte, und eine Klausenbauete, die jedem Fremden sich freundlich öffnete, um ihm einen hülfreichen Führer und Erklärer der Gegenden anzubieten.

Da mein Weg unter dem Jakobsberge hinlief, so bestieg ich noch seine Höhe, um von ihr das erhabene Schauspiel des Sonnenunterganges anzusehn. Ich genoß einer himmlischen Aussicht. Eine weite mannichfach geschmückte Fläche breitete sich vor mir aus; rauchende Schornsteine und blinkende Ziegeldächer verkündeten die Fruchtbarkeit derselben; glühend von den letzten Strahlen der Sonne, wand sich der Weserstrom durch die ausgebreitete Ebene Westphalens; feurig brannten die waldigten Berggipfel in dunkler Ferne; tiefer hüllten sich die Thürme von Minden in den nächtlichen Flor; in dem traulich unter mir ruhenden Amte und Dorfe Hausberge läutete das Zeichen des Abends: da stürzte der Tag hinab — noch Einmal strahlte sein Bild aus der wogenden Fluth wieder, dann erlosch es, und die Silber-

fläche des Stromes ward zu einem dichten Dunstmeere.

Ich habe das festliche Schauspiel des Abends auf manchem Berge gefeiert, aber nie mit den hohen Empfindungen, wie hier. Fürchtet keine Beschreibung derselben! Wer sie kennt, fühlt sie auch ohne diese mit. Dir aber, westphälischer Jüngling! der du mit mir fühlst, die Natur erscheint dir schöner, als vom höchsten Harzgipfel, von diesem vaterländischen Gebirge, und inniger, als dort, empfindest du hier die ganze Wirkung derselben. — Dir reiche ich brüderlich die Hand. An der Pforte Westphalens schwöre auch du, eine Säule des Vaterlandes zu werden; ernst und fest im Gefühl der Pflicht, von dem Strom der Leidenschaft unbewegt, durch dich selbst zu bestehen, wie diese ehrwürdigen Gebirge dem rauschenden Flusse trozen, und — ewig gleich fest — das erhabenste Schauspiel der Natur für Westphalen darbieten werden. —

M i n d e n.

Wie wohl es thut, nach einem einsam verlebten und durch so manchen Genuß reizbar erhöhten Tage, Abends im ruhigen Kreise theilnehmender Häuslichkeit sich ausschütten und erholen zu dürfen, empfand ich nicht lebhafter, als bei meiner Ankunft in Minden, wo mich nicht nur mein Freund B. mit gewohnter Gastfreundschaft aufnahm, und ich ein paar ruhige Stunden unter den Seinigen genoß, — sondern mir auch noch die unverhoffte Freude ward, einen meiner liebsten Freunde aus Süddeutschland hier zu finden. — Ich umarmte meinen theuern K., und lernte durch ihn seine treffliche Mutter und den hochherzigen F. kennen. Diese Stunde ward die Quelle von tausend mir nachher gewordener schöner Tage.

Soll ich mich entschuldigen, mein Leser! daß ich dich so oft mit der Erzählung kleiner Ereignisse unterhalte? — Aber was sollte ich Dir denn erzählen? Oder daß ich so viele Freunde vor Dir aufführe, die Du nicht näher kennen lernst? — Aber die Namen bedürfen ja

nicht für Szenen des Gefühls deine Theilnahme zu erwecken; und die Menschen, von denen ich Dir hier rede, denen ich erst in späteren Jahren vertraut bekannt wurde, führen ein stilles edles Leben — sie sind deiner vollen Liebe und Achtung werth. Oder beschuldigst Du mich vielleicht heimlich der Eitelkeit, daß ich so viele Freunde aufzeigen wollen? — Wahrlich! auch dann thätest Du mir Unrecht. Es ist zwar mein höchster Stolz, meine innigste Freude, die Achtung achtungswerther Menschen zu besitzen, und manche Edle meiner Freunde in Wort und That nennen zu können, aber es ist nicht mein Verdienst. Ein günstiges Geschik hat mir viele hohe herrliche Menschen zugesellt auf meinem Lebenswege; ich vermogte ihnen nichts zu geben, als ein warmes treues Herz. Das gab ich ganz, und es hat mir sie erhalten. Sollte ich Dir nun nicht sagen dürfen, wie das Schiksal mich erhob, mich wieder aufrichtete durch eben das Herz, wodurch es mich niederschlug? — O, laß mir die Hoffnung, daß Du bei jedem Wiedersehen, das ich Dir erzähle, Dich eines ähn-

lichen Auftrittes aus deinem Leben erinnerst — daß Du selbst mein Freund werden könntest.

Ich verlebte unter meinen Freunden einige frohe Tage, die mir ausserdem nicht geworden wären. Denn auch hier herrschen dieselben Spaltungen, wie in Herford, und es gibt für einen Fremden wenig Vergnügen. Ein öffentlicher Klubb, unter dem Namen der Ressource, ist zwar in seiner Anlage gut, auch mit einer Menge von Theilnehmern versehen, aber die wenigsten von diesen besuchen ihn. Der Militär- und Zivilstand sind uneins; der stiftsfähige Adel und die hiesigen vielen neuen Adelichen von 1786 u. s. f. haben häufige Rangstreitigkeiten — kurz! der Spaltungen gibt es eine Menge. — Die Ressource ist leer, oder wird nur von einer Parthie eingenommen; der hohe Adel, der gebriefte Adel, das Militär, das bürgerliche Zivile und der Handelsstand hat seine eigene Vergnügensparthieen. Nur die Kaffeehäuser ausserhalb der Stadt werden von allen Theilen, aber auch selten besucht. Oeffentliche Vergnügen sind im Winter die wöchentlichen

Konzerte und Bälle auf der Ressource, an denen nur die Mitglieder des Klubbs theilnehmen können. Die Kaufleute u. a. haben daher auch abgesonderte Bälle.

Wären Mindens Bewohner enig, so könnten sie einen großen schönen Zirkel bilden, und durch kleine Zusammenschüsse manche gemeinschaftliche Vergnügen genießen. Das hiesige Domkapitel, das aus achtzehn Gliedern besteht, hält sich zum Theil hier auf; eben so das Fräuleinsstift zu St. Marien, das zwölf Chanoinessen zählt; die Glieder der Regierung, der Kammer, des Stadtmagistrates; die gebildeten Kaufleute — welch ein zahlreicher Kreis! Aber Rangsucht und Krieg der Meinung entzweien alle diese Stände, und es ist sehr unwahrscheinlich, sie je vereinigt zu sehen.

Die Stadt selbst ist häßlich. Alte, zum Theil schlechtgebaute Häuser, und elende Gassen. An Merkwürdigkeiten gibt es durchaus nichts. Weder die Kirchen noch die öffentlichen Anstalten sind sehenswerth. Nur die Weserbrücke kann den Fremden interessiren — weniger aber jezt noch durch sich selbst, (da sie zwar

sehr künstlich gebauet, aber vor zwei Jahren durch den Eisgang sehr beschädigt worden ist), als wegen ihrer herrlichen Aussicht über den Strom, vorzüglich nach der Seite von Vlotho. Hier sieht man die Porta Westphalica in all ihrer majestätischen Schönheit vor sich; traulich schmiegt sich Haarberge an die erhabenen Säulen, zwischen denen hindurch man eine unendliche blaue Perspektive erblickt, deren ahndende Schönheit das Sichtbare unendlich erhöht. So siehet der bessere Mensch das Leben an. Wie das Dörfchen Hausberge, lehnt sich die Erde an die Säulen der Ewigkeit; niedrig und eng, wie jenes, wäre sie ein Kerker: aber der freie Geist schwingt sich über sie empor, erblickt hinter der Pforte die unendliche ahndungsvolle Aussicht, und im ewigen Sehnen und Hoffen starrt er auf sie hin, bis sich die hohe Pforte ihm öffnet, und er deutlich erkennt, was ihn so mystisch entzückte.

F ü r s t e n t h u m M i n d e n .

Glückliches, glückliches Land! das durch weise Gesezze organisirt, durch einen gerechten König regiert, durch treue und einsichtsvolle Diener verwaltet, — alle Früchte seines Fleißes und seiner bürgerlichen Treue in stiller Ruhe und Sicherheit genießen darf! Was bedarf ich von dir zu sagen? Du gehörst unter einen Szepter, dessen Weisheit und Gerechtigkeit Deutschland kennt, und dir werden alle Früchte desselben im vorzüglichen Maafse zu Theil.

Das glückliche Schicksal dieser Provinz und ihrer sieben und sechszigtausend Einwohner regierte es im westphälischen Frieden, daß sie dem Churbrandenburgischen Szepter einverleibt, und dem drückenden Krummstabe entrissen wurden. — Dies war um so wohlthätiger für sie, da das Land an sich, im Durchschnitt, nicht sehr ergiebig ist, und nur ausdauernder Fleiß der Bewohner und Belebung der Industrie es auf den Grad der Kultur und Wohlhabenheit zu bringen vermag, auf dem es sich gegenwärtig befindet. Es

besteht aus einem Flächeninhalt von etwa zwanzig Quadratmeilen, der meistens gut bebauet ist. Seine vorzüglichsten Produkte sind Getraide, Flachs und Tabak. Von ersterem und letztem können die Einwohner ausführen; der Flachs wird bearbeitet, und gibt, nebst dem Hanf, als Garn und Leinewand, den vorzüglichsten Erwerbszweig des Landes. Die Brennmaterialien bestehen meistens aus Torf, da die Steinkohlen und das Holz des Landes nicht hinreichen, und jener in hinreichendem Maasse vorhanden ist.

Die Staatsverwaltung ist nach den Gesezen organisirt, welche alle preussische Staaten regieren. Nur wenige Abweichungen finden davon Statt, und von dem ehemaligen bischöflichen Regimente ist nichts mehr übrig, als das Domkapitel, welches zwar noch eine gewisse Jurisdiktion hat, aber doch unter der königlichen Regierung in Minden steht. — Diese verwaltet die Justiz des Landes; die unter ihr stehenden Instanzen sind die Aemter und die Magistrate der Städte. Die Zahl der Advokaten (Justizkommissarien) ist bestimmt und gering. Die

Richter erhalten keine Sporteln, und die Gerechtigkeitspflege beruhet ganz auf dem neuen preussischen Landrechte. Die Polizei des Landes ist in den Händen der Kriegs- und Domänenkammer, welche dafür die zweckmässigsten Anstalten trifft. — Vorzüglich ist dies der Fall seit dem eingetretenen Präsidium des Freiherrn von Stein, eines sehr thätigen, geschikten und unermüdeten Mannes. Die öffentlichen Anstalten werden verbessert, Chausseen angelegt, und die Magistrate zu einer strengen Polizei in den einzelnen Orten angehalten. — Das Provinzialkollegium medikum sorgt für die allgemeine Gesundheits - Pflege, durch Prüfung der Aerzte, Wundärzte und Hebammen, durch Visitationen der Apotheken und aller Gegenstände, welche dahin wirken.

Die Landstände bestehen aus dem Domkapitel, der Ritterschaft und den Städten. Die Exemtionen und Privilegien der beiden ersteren Stände, welche die Lasten des dritten drückender machten, und so oft in andern Ländern die Quelle unsäglichlicher Klagen und Zwistigkeiten wurden, sind von dem jezzigen

Könige nach dem Maafsstabe allgemeiner Gerechtigkeit beschränkt und aufgehoben. Das Leibeigenthum, welches auch hier noch existirt, wird durch die Justiz gegen alle willkührliche Bedrückung möglichst erleichtert, und man ist seit mehreren Jahren mit einer Fixirung der unbestimmten Gefälle beschäftigt, wodurch jeder Druk der erwerbenden Klasse gänzlich aufhören wird. Nur für die öffentliche Bildung ist bisher wenig geschehen. Auch hier haben die Prediger, welche allein diese befördern können, keinen regen Sinn dafür. Es fehlt ihnen an Thätigkeitsliebe. Die Landschullehrer (die Stadt Minden hat ein sehr gutes Gymnasium) wurden nicht gehörig ausgesucht, schlecht besoldet, und in mancher Hinsicht gedrückt. Der jezzige edle König fängt an, auch dafür zu sorgen, und wirklich soll schon die Kammer Aufträge haben, für eine zweckmäßige Auswahl dieser Lehrer, ihre bessere Besoldung, und gesunde geräumige Schulhäuser zu sorgen. So wird auch diesem vorzüglichen Bedürfnis mit weiser Milde abgeholfen.

Troz diesem gerügten zeitherigen Mangel an Bildungsanstalten, trifft man im Fürstenthum Minden die Landleute vorzüglich zivilisirt, reinlich, pünktlich und gebildet. Der unpartheiische aufmerksame Beobachter wird dies in allen preussischen Provinzen Westphalens mehr als in den übrigen Distrikten desselben finden. Es ist wahrlich keine Intoleranz, wenn ich behaupte, daß vorzüglich die katholischen Stifter am ungebildetsten sind. Man sehe selbst, oder man lese die Beschreibungen einzelner Provinzen, und vergleiche dann! Indefs mögte ich doch die Religionsverschiedenheit und ihren sittlichen Einfluß nicht für die einzige Quelle dieses Unterschiedes angeben. — Ich glaube noch eine zu kennen, die man freilich wohl kaum anfangs dafür halten mögte. Diese ist die — militärische Organisation der preussischen Provinzen. Gemeiniglich pflegt man sie zwar zum Vorwurf der Staatsverfassung zu machen, und ich weiß nicht, welchen Einfluß sie auf den Zustand anderer preussischer Länder hat; allein für die westphälischen ist sie nützlich. Zwar gibt es

in Westphalen, und selbst namentlich im Fürstenthum Minden, unbebaute Strecken Landes genug, und die Population ist nicht zu stark; allein die Erfahrung beweist, daß nur Wenige Sinn für die weitere Kultur des Bodens haben. Im Osnabrückischen, Lippeschen, u. s. f., wo keine jungen Leute ausgehoben werden, ist noch mehr unurbares Land, als im Preussischen. Die Bauernsöhne, welche nicht Erben der väterlichen Höfe sind, wandern nach Ostfriesland und Holland, wo sie sich physisch und moralisch ruiniren, und man hat sehr unrecht, wenn man das wenige Geld, welches sie mit zurücktragen, so hoch in Anschlag bringt, weil es theils wirklich so bedeutend nicht ist, theils mit demselben Kräfteaufwande in Westphalen mehr gewonnen werden könnte. Das im Preussischen eingeführte Enrollements-System hemmt also offenbar die Landeskultur nicht, da auf jeder Bauernstätte auch im Preussischen ohnedies immer ein Sohn bleibt. Die Engagirten müssen zwar eine Kapitulation von zwanzig Jahren eingehn, aber in Friedenszeiten sind beinahe drei Viertheile der landes-

eingebornen Soldaten zehn Monate lang auf Urlaub in ihrer Heimath. Diese Beurlaubte nun sowohl als die vom Dienst Entlassenen bringen mehr Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Ordnungsliebe in Geschäften, und mehr (sey es auch nur äussere) Bildung mit zurück. Und darin glaube ich also einen vorzüglichen Grund der höheren Kultur der preussisch-westphälischen Landleute zu finden. — Ich berufe mich dabei auf die Vergleichung, die jeder unpartheiische Kosmopolite zwischen ihnen und den übrigen Westphälern, und über die Ursachen derselben, anstellen kann. —

Ob übrigens nicht durch die Abschaffung aller Exemptionen von diesem Enrollement, und der Vorzüge eines Standes beim Avancement, das System selbst sowohl in seiner Nuzbarkeit gewinnen, als durchaus rechtmässig werden würde? — ist eine Frage, die Preussens Staatsverwaltung ernsthaft untersuchen sollte. Denn würde es nicht dadurch — was alle neuere Gegner stehender Heere wollen — eine neue Landmacht, so weit selbige bei unsern gegenwärtigen Staatsverhältnissen

möglich ist? Dafs drei Viertheile derselben immer auf Urlaub seyn dürften, indess bei dem ersten Wink sich zu ihren Regimentern stellen müßten, gewöhnlich aber bei diesen nur ein paar Wintermonate zum Exerziren zubrachten — würde, deucht mich, alle Einwürfe von beiden Seiten heben. Aber die Kapitulationen sollten und könnten dann kürzere Zeit, sechs bis höchstens zehn Jahre dauern, und alle und jede Exemptionen und Privilegien beim Avancement müssen aufhören. Dadurch würde die Armee selbst stärker, besser, der Enthusiasmus gröfser, und die Rechtmäfsigkeit des Systems unbezweifelt werden. — Dafs Friedrich der Zweite das Militärsystem nicht auf diese Weise befolgte, kann kein gültiges Hindernifs seyn. Verbesserung dessen, was er anlegte, Vollendung dessen, was er begann, ist seines edlen königlichen Nachfolgers würdig, und dem preussischen Staate nützlich.

B ü k e b u r g.

Ein durch seine lachende Kultur und mannichfache Abwechselungen höchst angenehmer Weg führt den Reisenden von Minden nach Bükeburg auf einer Chaussee, die im Preussischen erst durch die Fürsorge des thätigen Oberpräsidenten von Stein entstanden ist, und bis zu dem auf der Lippeschen Grenze liegenden öffentlichen Lustorte, die Kluse, läuft. Diese reizende Parthie ist durch die verstorbene Fürstin von Schaumburg-Lippe entstanden, und der gemeinschaftliche Vergnügensort der Minder und Bükeburger. Ein sehr geschmackvolles neues öffentliches Gebäude und eine angenehme englische Gartenparthie bieten für jedes feinere Bedürfnis Befriedigung dar, und lokken vorzüglich aus dem Preussischen die jungen und älteren Wüstlinge hieher zur Phraobank, welche in Minden ihren Sitz nicht aufschlagen darf.

Die kleineren Residenzstädte haben in ihrer äussern Form so ziemlich einen und denselben Zuschnitt. Diese Bemerkung fand ich auch in Bükeburg be-

stätigt. Es war mir, als ob ich, mit einigen unbedeutenden Modifikationen, Detmold wieder sähe. Auch dieselbe Stille hier, wie dort. Kein reges Verkehr, kein Leben; obwohl hier keine drückende Etikette eingeführt, auch im jezzigen Augenblick kein Landesherr im Orte ist. Aber das Städtchen hat keinen Handel; der grössere Theil der Einwohner besteht aus Beamten oder Professionisten, die der Erwerb einsperrt; der Hofstaat ist verschwunden, und der übrige Theil ernährt sich vom Akkerbau.

Aeussere Schönheiten kann Bükeburg nicht aufzeigen; indess ist es hell, freundlich, gut gepflastert — kurz! man befindet sich mit einigem Behagen darin, wenn man auch an dem gothischen Schloßgebäude nichts zu sehen bekommt, und das meiste Interesse in den wohl gewählten Anlagen um die Stadt her finden muß. Ein höheres aber gibt noch der innere Zustand der Stadt, der gesellige und gebildete Zirkel, den man hier trifft.

Die nun verstorbene Fürstin Juliane hat das Verdienst, diese Geselligkeit in Bükeburg durch ihre edle Humanität und

zuvorkommende freundliche Güte hier eingeführt zu haben. Sie gab wöchentlich ein zweimaliges Konzert im Schlosse, das von ihrer sehr gut besetzten Kapelle zwar aufgeführt, aber zugleich durch die Beihülfe dortiger Dilettanten, oft auch durch die thätige Theilnahme der Fürstin (im Singen und Klavierspielen) verschönert ward. Zu diesem musikalischen Vergnügen hatten alle gebildete Personen aus Bükeburg und der umliegenden Gegend freien Zutritt, und die edle Fürstin sah es gern, wenn der Zirkel groß war. Sie pflegte dann nach dem Konzert die Gesellschaft noch ein paar Stunden bei sich zu behalten, und durch allgemeine gesellschaftliche Spiele zu vergnügen, an denen sie stets selbst Theil nahm. Sie hatte ein Liebhabertheater eingerichtet, auf dem sie auch oft eine Rolle übernahm, und, wie man mich versicherte, sehr gut ausführte. Kurz, sie war die Seele der Gesellschaft. Und nicht blos in ihrem Hause! Sie ging eben so oft und gern in andere Zirkel der Stadt, auch zu gemeinschaftlich arrangirten Bällen und öffentlichen Vergnügensorten, wo sie nie mehr als Mittheilneh-

merin seyn und angesehen werden wollte. Durch diese freie Humanität und sittliche Gleichstellung hat sie vorzüglich seit dem Jahre 1787 die drückende Zeremonien der Etikette von ihrem gastfreundlichen Hofe gänzlich verbannt, und durch ihr Beispiel unter den Bükeburgern eine ächte gesellige Humanität eingeführt, die ihr Andenken noch in manchem frohen Kreise erneuern wird. Man vermifste sie auch in dieser Hinsicht sehr drückend.

Neben dieser geselligen Bildung trifft man in Bükeburg auch viel litterarische Kultur an. Das hiesige Gymnasium ist sehr blühend, und zeichnet sich durch seine Lehrer vortheilhaft aus. Die Fürstin hat es, wie jede wissenschaftliche Anstalt, sehr befördert, und manche helle Köpfe um sich versammelt, da sie die Wissenschaften und Künste *) liebte. —

*) Mehrere berühmte Ton- und bildende Künstler verehren sie als Mäcen. Noch jezt beherbergt Bükeburg einen der Lezteren in dem Professor Strahe, der einen Beweis seines Künstlerfleisses durch eine von ihm beabsichtigte neue Unternehmung nächstens liefern wird. Unter dem Titel: „Mahlerische Reisen von Westphalen“ werden wir nämlich von ihm Darstellungen der schönsten

Horstig, v.Ulmenstein (ehemals auch Neubauer), Benzler, bilden einen interessanten Zirkel; allein unter Allen steht meinem Geiste und Herzen der würdige Leibarzt Faust am nächsten, den ich durch meinen F. (mit dem, K. und seiner Mutter ich hier durchreiste) kennen lernte. Ich fand ihn ganz, wie ich ihn mir tausendmal nach seinen Schriften vorgestellt hatte. Offen, bieder, freundlich — Natur in seinem äusseren und inneren Wesen; auch in seiner Kleidung bewährte sich der vorurtheilsfreie Verfasser des Gesundheits-Katechismus. Möge der biedere Menschenfreund, den ich mit seinem hochherzigen wirksamen Enthusiasmus höher achte, als alle ihn oft verschreienden herzlosen Theoretiker, rastlos auf sein schönes Ziel fortwirken! — Die ihn meistern, sind Knechte der Eitelkeit oder des Eigennuzzes — Wer Menschenwohl achtet und fördert, der achtet und liebt ihn, der nur dafür lebt, und

Gegenden dieses Landes, von historischen, antiquarischen und artistischen Notizen begleitet, in allmählichen Heften erhalten.

dem ich hier aus weiter Ferne herzlich
eine brüderliche Hand reiche.

Grafschaft Schaumburg-Lippe.

Ein herrliches Ländchen, das in jeder Hinsicht zu den anziehendsten Distrikten Westphalens gehört. Reich an mahlerischen Gegenden, durch eine stete Abwechslung von Höhen und Thälern, ist es zugleich durch Natur und Industrie fruchtbar. Seine Berge tragen in dichten Waldungen eine erquikkende Ansicht und ein dauerndes Holzmagazin. Seine Ebenen bestehen aus fruchtbaren Aekern und fetten Weiden. Die Kultur hat diese natürlichen Vorthelle noch höher getrieben, und Wohlhabenheit belohnt die fleissigen Bewohner für ihre Thätigkeit. Sie führen einen Theil des gewonnenen Getraides aus, verkaufen die aus Flachs und Hanf verarbeiteten Produkte, und werden durch den inneren Reichthum der Gebirge an Steinkohlen, Salzquellen und

Steinbrüchen noch mit mancherlei Erwerbsmitteln bereichert.

Die landesmütterliche Fürsorge der verstorbenen Fürstin hat diese Industrie ihrer Unterthanen so viel möglich noch zu unterstützen gesucht. Sie machte dazu vorzüglich den Anfang durch das Zerschlagen ihrer Domänen, die sie in kleinen Theilen an viele Landleute verpachtete, und zugleich alle Dienstpflichtige von den schuldigen Naturaldiensten, gegen ein sehr billiges Geldquantum, befreite. Dann aber suchte sie durch zweckmäßige Belehrung und Beispiele auf ihren Gütern eine bessere Feldwirthschaft einzuführen, und es gelang ihr auch damit so vollkommen, daß der Feld-, Obst- und Gartenbau in diesem Theile Westphalens auf dem höchsten Flor steht, und das ganze Land der redendste Beleg des Volksglücks ist.

Und dieses Glück ist ein wahres, ein alle Theile der Wohlfarth umfassendes. — Nicht blos für das bürgerliche, auch für das sittliche Emporkommen hat die gebildete Fürstin unermüdet gewirkt, und die Bewohner dieses Landes stehen

auf einem Punkte der Aufklärung, wie wenige ihrer westphälischen Landsleute. Man kann sagen, dafs dies durch die philanthropische Regierung Julianens gröfstentheils bewirkt ist. — Allmählig, aber unverrückt verfolgte sie den entworfenen Plan zur Bildung ihres Volkes. Sie legte Schulen und Schulgebäude an, theilte den neuen hannöverischen Landeskatechismus, Faust's nützlichen Gesundheits - Katechismus und mehrere andere Schulbücher aus. — Für die dauernde Zweckmäfsigkeit des Unterrichts sorgte sie durch ein Seminarium von Landschullehrern; und selbst eine der Gesundheit gemäße Einrichtung des Vergnügens der Schuljugend soll ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn, wofür mir der am Harlberge angelegte (von Kindern geebnete) Kinderweg als Beleg gezeigt ward.

In Hinsicht der Justiz- und Polizeipflege trug sie so viel möglich das Ihrige durch stete Aufmerksamkeit, und, wo ihre Kräfte hinreichten, Selbsthülfe bei. Auch habe ich keine Klagen des Landmannes über diese Gegenstände gehört. Alles athmet Zufriedenheit.

So hat diese seltene und im wahren Sinne des Wortes erhabene Fürstin das Wohl ihres Landes, die Ruhe und Sicherheit seiner Bewohner für die Gegenwart gesichert und vermehrt; für die Zukunft aber den schönsten Saamen gestreut, der tausendfache Früchte bringen, und durch jede den Namen Juliane zur Unsterblichkeit erhöhen wird. Der Genius dieses Landes hat sie ihm, leider! bereits seit beinahe zwei Jahren entrisen; und obwohl sich von dem vormundschaftlichen Regenten, Grafen von Wallmoden-Gimborn, so wie von dem einzigen Sohne der Verstorbenen, eine ähnliche weise Regierung sicher erwarten läßt: so starb sie doch ihrem Lande und der Menschheit viel zu früh ab. Was würde sie jetzt, in Verbindung mit ihrer Landes- und Hausverwandten, der edlen Pauline von Lippe-Detmold, nicht bewirkt, welche seltene hohe Folgen müßte dieser seltene hohe Schwester-Verein für ihre beglückten Länder nicht hervor gebracht haben! —

Wer den Glauben an weibliche Gröfse und Seelenerhabenheit

aufgegeben hat, der reise in die Grafschaften Lippe — hier wird er ihn wieder finden! Juliane und Pauline werden ihn mit einem Geschlecht versöhnen, das nur darum täglich schlechter und geringer wird, weil es besser und mehr seyn will, als es, seiner Natur und bürgerlichen Bestimmung nach, seyn kann. *)

*) Soll ich für diese Behauptung Belege geben? — Sie finden sich überall. Elisabeth von England und Catharina von Rußland waren Regentinnen, wie wenige männliche gewesen sind. Was würden sie vielleicht geworden seyn, wenn sie ihren Helden- und Herrschergeist hätten unterdrücken sollen? — Koketterie ist unstreitig der fürchterlichste Krebschaden weiblicher Tugend, der diese allmählig ganz zerstören wird. Und ist ihre Basis etwas anders, als Herrschsucht? — Warlich! man sollte suchen, den Weibern mehr bürgerliche Rechte einzuräumen, um sie dadurch von der unrechtmässigen Usurpation aller abzu ziehen. Hippel's Vorschläge sind einer wärmeren Beherzigung werth, als sie bis jetzt gefunden haben.

Stadthagen. Nenndorf. Wilhelmsstein.

Der Weg durch's Lippische führt durch angenehme Gegenden nach Stadthagen, einer alten hässlichen Stadt, von der ich, so viele Mühe Büsching sich auch gibt, sie bedeutend zu machen, Nichts zu sagen weiß, als dafs sie sehr elende Gebäude und fürchterliche Gassen hat. Da sie jenes berühmten Geographen Geburtsort ist, so mögen alle seine Schüler und Verehrer die Beschreibung derselben nachlesen — nur müssen sie dann die Stadt selbst nicht sehen.

Ungleich interessanter ist das einige Stunden entferntere hessische Dorf Nenndorf, bei dem ein Gesundbrunnen ist, den der Landgraf von Hessen-Kassel mit schönen bequemen Wirthschafts- und Vergnügungsgebäuden und mit sehr artigen Anlagen geschmückt hat. Die Häuser sind mit vielem Geschmak angelegt, und die englische Gartenparthie, der die Lage des Ortes an einem senkrechten Hügel sehr zu statten kommt, macht ihrem Besizzer Ehre. Ein Ball- und ein Komödienhaus sorgen zugleich für rauschende Vergnü-

gen. Das Ensemble macht einen sehr angenehmen und bessern Eindruck als Pyrmont, das bisher unter den westphälischen Bädern am besuchtesten zu seyn pflegte. Jetzt soll es aber auf Nenndorfs Kosten verlieren — und das mit Recht!

Ich trennte mich an dieser Stätte des Vergnügens, wo schon manche Abschiedszähre geflossen seyn mag, von meinen Freunden F., K. und seiner edlen Mutter, und wanderte allein auf Wilhelmsstein zu. Diese Miniaturfestung liegt mitten in dem Steinhuder See auf einer Insel, und ward im Jahr 1761 vom Graf Wilhelm von Bükeburg angelegt. Der See ist etwa eine Meile lang und eine halbe Meile breit, aber nur fünfzehn bis achtzehn Fuß tief. Sein fischreiches Innere ernährt die Einwohner von Steinhude und Hagenburg. In jedem dieser Orte ist ein Bükeburgischer Offizier, an den man sich wenden muß, um die Erlaubnis zur Besichtigung der Festung zu erhalten. Mir ward sie ohne Schwierigkeit. Es war schon ziemlich spät, als ich hinüberschiffte; ich sah das Modell einer Zitadelle im verjüngten Maasstabe,

die jezt keinen weiteren Nuzzen hat, als einen festen Verwahrungsort für Verbrecher, vorzüglich für Staatsgefangene abzugeben. Auch der bekannte Frorieps saß hier. Uebrigens ist die Besichtigung dieses Festungsporträts interessant. Man bietet hier Alles auf, die Illusion zu vermehren; und wer nie eine Festung sah, kann sich wenigstens hier eine Idee von ihrer Einrichtung und ihren Gebräuchen machen.

E r g e b u n g.

„Aber so sezen Sie sich doch endlich!“ rief die alte Postmeisterin in Hagenburg, und legte ungeduldig das Mindensche Wochenblatt auf den Tisch: „man kann ja kein Wort lesen.“ — Dafs mich auch der T — l gerade um eine Stunde zu spät hieher führen mußte — brummte ich aufgebracht, und lief die Stube auf und ab. „Ach, du mein Heiland!“ seufzte sie, nahm die Brille ab und faltete die Hände:

„so ein Fluchen! — Und es hilft doch
 „Nichts.“ — Aber es schadet auch nicht.
 „Ei freilich! Da laufen Sie in der Stube
 herum, und könnten doch Ihre Beine zu
 der Reise sparen. Und das Fluchen! Es
 läßt sich ja doch nun nicht ändern.“ —
 Das ist ein verdammter Trost. „Gott be-
 wahre uns in Gnaden! Das ist ein krist-
 licher Trost. Ich sage immer: Zu ge-
 schehenen Dingen muß man das Beste
 reden, und was man nicht ändern kann,
 darin muß man sich ergeben.“ Ich warf
 mich ärgerlich in einen alten Lehnssessel,
 und sie fuhr nun mit leutseliger Suade
 fort. „Ja! vor ein paar Jahren, als mein
 lieber seliger Mann gestorben war, da
 machte ich's gerade so, eben so. Aber da
 kam der Herr Pastor, und sagte: Liebe
 Frau, trösten Sie sich! Es ist ja doch
 nun nicht mehr zu ändern. Man muß
 sich darin ergeben. — Nun, als ich das
 hörte, daß Grämen eine Sünde wäre,
 da habe ich mich darin ergeben. Voriges
 Jahr — Christoph! (zu einem jungen
 Mann am Schreibtisch) gehe doch 'mal
 in den Stall und sieh nach — Da, mein
 Junge, der hatte auch ein Unglück. Ach,

ich kann es nicht erzählen — (sie wischte sich die Augen) — ein rechtes hartes Unglück. Er wollte sich todt grämen, und ich war selbst ganz krank davon; aber ich sagte ihm: Christoph! es ist ja doch nicht mehr zu ändern, und Grämen ist eine Sünde. Man muß sich darin ergeben. Und er hat es gethan. Und so mache ich es jezt immer, und sage es auch allen meinen Leuten — man muß sich darin ergeben.“

Ich war in einem häßlichen Zustande. Ich kam nach Hagenburg, um dort mit der Post nach Bremen zu fahren, weil der Weg dahin grossentheils durch Haiden läuft, und die beiden Orte Nienburg und Hoya mir schon bekannt genug waren, ich also von einer Fußreise in diesen Gegenden mir Nichts versprechen, und durch die Postreise Zeit ersparen konnte. Bei meiner Ankunft in Hagenburg war der Postwagen gerade seit einer Stunde fort, und mir blieb nun kein anderes Mittel, als die nächste Post hier abzuwarten, oder mit Extrapost dem abgegangenen Wagen nachzureisen. Beides war mir unangenehm, und die Ursache meines Be-

tragens, über das mir die alte Frau jene Vorlesung hielt. Sie machte mich lächeln, aber doch konnte ich ihr nicht Unrecht geben.

Nun gut! rief ich, und sprang auf. Ich will mich drein ergeben und fort. — Lassen sie anspannen. „Du lieber Himmel! In dem Gotteswetter? Hören Sie doch nur, wie es regnet. Man muß den Herrn auch nicht in Versuchung führen.“ Er hat mich hineingeführt, und Sie sollen mich daraus erretten. — „Jugend hat nicht Tugend!“ seufzte sie kopfschüttelnd, und ging hinaus, mir den Wagen zu bestellen.

Nachtreise.

Nach einer Stunde war mein Thee getrunken, der Wagen bereitet, und ich von einem Segenswunsche der alten Postmeisterin an die Hausthüre gebracht, als ich zu meinem Schrek einen kleinen unbedekten Leiterwagen erblickte, auf den

ich mich sezen sollte. Ich hatte auf eine Chaise gehofft, aber — es war keine da. Ich war nur sehr leicht gekleidet, hatte mein Gepäk nicht bei mir, und also die angenehme Aussicht, völlig durchnäst nach Bremen zu kommen. Ich bat, ich schalt; allein die Postmeisterin versicherte, sie hätte noch nie eine Chaise gehabt, und mir's voraus gesagt, daß es ein Gotteswetter sey; also — ich mußte mich darein ergeben. In der dichtesten Finsterniß und dem stärksten Regengusse fuhr ich ab. Der Wagenmeister hatte mir aus Mitleid einen alten Mantel umgehangen, der mich vor der Nässe einigermaßen schützte, und ich rechnete hoffnungsvoll auf die nächste Station, als ich nach etwa anderthalb Stunden aus meinen stillen Träumereien durch einen Ruf des Postillons geweckt ward, und — in demselben Augenblick in einem kleinen Graben lag. Ich raffte mich empor, und nun verschwand alle weitere Furcht vor Nässe, denn ich empfand sie schon in vollem Maasse. Der Postillon, der geschlafen hatte, fluchte entsezlich auf die unschuldigen Pferde, um mich nicht zu Worte

kommen zu lassen, und lieferte mich dann endlich nach vier guten Stunden, um fünfzig Pfund schwerer, nach der nächsten Station Leese, einem hannöverischen Dorfe. Hier hatte ich eine neue angenehme Gelegenheit, das Vergnügen nächtlicher Reisen kennen zu lernen, und meine Geduld zu prüfen. Nach einer guten halben Stunde gelang es mir nämlich erst, die Leute im Posthause zu wekken; nach einer Stunde ward eingeheizt, und nach anderthalb Stunden, die ich triefend in der kalten Stube auf- und niedergelaufen war, erschien der Kaffee, und — ein offener Wagen. Ich hatte vergebens um eine Chaise gebeten — auch hier hatte man keine, und wollte mich dagegen bewegen, in dem scheußlichen Wetter zu reiten. Ich schlug das ab, und mußte dafür um so länger warten; erhielt auch, trotz alles meines Bittens, keinen Mantel; der aufgebrachte Wagenmeister (der Postmeister schlief) versicherte: es wäre keiner im ganzen Hause, und der Regen gesund. Schaudernd von nasser Kälte fuhr ich ab. — Es regnete indeß langsamer, hörte allmählig ganz auf, die Wolken

wurden vom Winde zerstreut, und der nächtliche Himmel trat in seiner hohen Klarheit hervor.

Wenn du den unangenehmen Zustand empfunden hast, mein Leser! in dem ich seit acht Stunden mich befand — die widrigen Empfindungen der Nässe, Kälte, des Aergers und der Furcht —: so magst du nun auch das Entzükken mit mir theilen, das sich meiner bei dem plötzlichen Anblik des hellen Sternbesäeten Firmamentes bemächtigte. Diese zwei Stunden hielten mich für alles Ungemach schadlos. Vergebens trofen noch immer schwere Tropfen von meinem Kleide; vergebens schnitt ein kalter Wind durch die Luft, und zwang mir ein unwillkührliches Zittern ab — ich hatte nur Sinn und Gefühl für den erhabenen Anblik ausser mir. Die Pracht des stolzen Orions, die Sanftheit der bläulichen Leier, die fern schwimmenden Milchstraßen — das ganze unendliche Schauspiel zog mich ganz an sich. Lächle, wer mag, und gehe kalt vorüber, wer will — ich schäme mich dieser Wärme nicht. Das Nachtstück der hehren Natur ist ein feierliches, geist-

und herzerhebendes Schauspiel, bei dem der äussere physische Mensch verschwindet, und das innere bessere Seyn sich emporschwingt zu Genüssen, die die nasskalte Erde nicht erkälten kann. — Wer die Natur bewundert in der Erhabenheit ihres ewigen Wirkens und Schaffens, in der Fülle ihres Tagglanzes, der muß sie lieben in der stillen Grösse ihrer Ruhe, in ihren sanften nächtlichen Reizen, und der nasskalte Frost der Erde schmilzt ihm an dem erwärmenden ahnungsvollen Glanze ewiger Welten.

N i e n b u r g.

Eine Reise ist, wie das menschliche Leben, voll plötzlicher Abwechselungen. — Aus der stillen einsamen Feier der Natur kam ich um vier Uhr Morgens zu Nienburg in dem Gasthofe an, wo gerade die Passagiere mehrerer eingetroffener Postwagen versammelt waren, und ein mannichfach belustigendes Schauspiel, durch

verschiedene Sprachen, Kostüm und Benehmen in dem engen Kreise einer Gaststube, darboten. Indefs meine Müdigkeit unterbrach bald mein psychologisches Vergnügen, und unter Menschen kehrte mit dem Anblik physischer Bedürfnisse die ganze Empfindung meines äusseren Zustandes zurück. Allein es schien, daß ich für diese Nacht durchaus zu Unannehmlichkeiten bestimmt war. Man bot mir, auf wiederholtes Verlangen, ein so schmuzziges Bette an, daß ich voll Ekel zurückprallte, und mich entschliessen mußte, meinem Schlafbedürfnisse auf einem Stuhle nachzuhängen, wo er mich auch bald heimsuchte und einige Stunden lang erquikte.

Der nächste Morgen versprach einen heiteren Tag, und ich war eben so heiter, weil ich meinen Zweck erreicht, und den Postwagen hier eingeholt hatte. Da er erst um Mittag abfuhr, so durfte ich bis dahin bleiben, und mich in dem mir schon bekannten Nienburg umhersehen. Dies kann in kurzer Zeit geschehen, da diese kleine, freundliche und lebhafte Stadt durchaus keine Merkwürdigkeiten

aufzuzeigen hat. Indefs genießt sie einer angenehmen Lage, und eines nicht ganz unbeträchtlichen Handelsverkehrs, der, nebst dem hier liegenden hannöverischen Garnisonsregiment, (die Stadt ist fest), ihr viel Leben gibt. Die Brücke über die Weser gewährt eine lachende abwechslungsreiche Aussicht, und der Wall eine angenehme Promenade. Aber ihr Inneres soll nicht so angenehm seyn, sondern Etikette und Rangsucht der geselligen Vertraulichkeit oft drückende Fesseln anlegen, und einen vertraulichen Umgang hemmen. Im Allgemeinen aber sind die Einwohner sehr gesittet, artig und zuvorkommend.

H o y a.

Lichtenberg's wizzige Bemerkungen über das deutsche Postwesen kann jeder Reisende aus Erfahrungen bekräftigen; vorzüglich im nördlichen Deutschland, wo es selten in einiger Ordnung ist, und an

Bequemlichkeit durchaus nicht gedacht wird. Ich empfand den Mangel derselben sehr lebhaft auf der kurzen Tour von Nienburg nach Hoya, die ich in der drückendsten Sommerhizze auf einem unbedekten Wagen und in einer Gesellschaft von Landleuten machen mußte, welche wegen ihres Mangels an Reinlichkeit, und ihres Ueberflusses an widrigem Schmutz und Dünsten, mir die Fahrt sehr peinlich machten, und, trotz des Sandweges, mich oft vom Wagen jagten. Zum Glück für mich waren diese Gesellschafter lauter blinde Passagiere, und verließen mich früher, als auf einer andern Postreise sechs Fässer voll Bückinge, die mich zehn Meilen lang umdufteten, und mir seitdem dies Essen unausstehlich gemacht haben.

Auf der Poststation zu Hoya ward ein zweistündiger Halt gemacht, und mir dadurch Zeit gelassen, meine durchstossenen Glieder wieder in Ordnung zu bringen, und einen alten Bekannten zu besuchen, bei dem ich hier einst mehrere Tage verlebt hatte. Der Ort ist ein lebhafter, nahrungsreicher Flecken an der Weser, der mehrere beträchtliche Kaufleu-

te beherbergt, und zugleich ein paar adeliche Höfe und ein hannöverisches Amt in sich faßt. Die Anzahl der gebildeten Einwohner ist daher hinreichend, einen artigen Zirkel zu bilden, in dem man zwanglos und anständig lebt. Es fehlt durch diese freie Vereinigung nicht an Vergnügungen; die angenehme Gegend bietet im Sommer, und im Winter ein gut eingerichteter Gasthof den Schauplaz dazu dar. Einigkeit und Jovialität charakterisiren die Bewohner dieses niedlichen Landstädtchens.

G r a f s c h a f t H o y a .

Die Natur hat sich der Grafschaft Hoya nur sehr stiefmütterlich angenommen, und der industriuse Fleiß seiner Bewohner dies Ländchen allein auf den Grad des Wohlstandes gebracht, auf dem es sich wirklich jetzt befindet. Der Boden ist meistentheils sandig, und nur die Ufer der Flüsse Weser, Aller und Hunte geben

sogenannte Marschgegenden und gute Weiden. Ueberall aber ist die höchste Anstrengung sichtbar. Zwar gibt es noch manche Haidestriche, aber bei weitem der grössere Theil ist bebauet, und liefert den Einwohnern jede Art von Getraide, von dem sie selbst noch einige Quantität ausführen. Flachs und Hanf bauen und verarbeiten sie stark, eben so Tabak, und seit mehreren Jahren auch vorzüglich Cichorien, mit denen, als einem Surrogate des Kaffees, starker Verkehr getrieben wird. Die Anbauung dieser Frucht ist in manchen Gegenden vortheilhafter, als die des Getraides. Die Viehzucht ist, trotz des Mangels an Waiden in einigen Strichen, im Durchschnitte sehr stark. Auch die Haiden werden von den erwerbsamen Bewohnern zur Schaaf- und Bienenzucht, die beide sehr in Flor sind, benutzt. — Mit Holzungen ist das Land zwar schlecht versehen, allein es gebraucht seine Moore zu Brennmaterialien, und dieser Torf ist im Ueberflusse vorhanden — kurz! trotz der Dürftigkeit ihres Bodens, leben die Bewohner der Grafschaft Hoya, die obendrein grossentheils

Eigenbehörige sind, im Durchschnitt gut, ja Einige sogar sehr wohlhabend. Unter den grossen Bauerhöfen gibt es wahre Landgüter, und die sieben grössten derselben (unter dem Namen der sieben Meier bekannt) besizzen jährlich einige tausend Thaler Einkünfte.

In der That! man sollte es bei dem ersten Anblik dieses Ländchens kaum glauben, das es seinem Besizzer, dem Churhause Hannover, jährlich über einmahlunderttausend Reichsthaler einbringt, und in Hinsicht seines Ertrags, nach Maafsgabe seiner Grösse (etwa 8 Meilen Länge und 7 Meilen Breite), durch den Fleiss seiner Bebauer ergiebiger wird, als die meisten deutschen Länder ähnlicher Grösse. Hoya kann wahrlich den deutlichsten Beweis liefern, was Industrie vermag, und das Nothwendigkeit Wohlhabenheit hervorbringen könne; um so mehr, als der reine Ertrag seines Gewinnes, durch die Entfernung des Fürsten, meistens ausser Landes geht. Die schlimmen Folgen abgerechnet, die dieser Umstand nothwendig oft hervorbringt, befinden sich die Unterthanen der Grafschaft

durch ihre Landes - Verfassung übrigens glücklich. Die Justizpflege wird durch die dazu bestellten Aemter prompt geübt, und die höheren Instanzen bestehen aus der Justizkanzlei zu Hannover und dem Oberappellationsgericht zu Celle, zu dem die Landschaft einen Beisitzer gibt. Auch hier wird die Gerechtigkeit unpartheiisch und schnell verwaltet, und der einzige Uebelstand dabei ist nur die Entfernung dieser Gerichtshöfe, die indess auch manchen Prozeß schlichtet.

Das Wohl des Landes wird durch seine Repräsentanten, die Landstände, welche aus der Ritterschaft, der Stadt Nienburg und den dreizehn Flekken der Grafschaft bestehen, berathen. Diese bilden einen engeren Ausschufs unter sich, der jährlich viermal nach Hannover reist, um die Ländtagspropositionen zu hören, über die, so wie über alle andere öffentliche Angelegenheiten, ein anderer grösserer Ausschufs jährlich zweimal Konferenzen hält. Die Regulirung der Steuern beruhet auf dem Schazkollegium, das aus Gliedern jedes Standes zusammengesetzt ist. Seiner ursprünglichen Einrichtung

nach kann also das Land nicht gedrückt werden; indess sind die bestehenden Abgaben schon so hart, daß nur der Fleiß der Bewohner sie erzwingen kann. — Doch schützt seine Verfassung es rechtlich vor allem willkührlichen Druk, und so lange nicht offenbare Gewaltthätigkeiten geschehen, hängt das öffentliche Wohl bloß von den erwählten Repräsentanten desselben ab.

Die Landespolizei wird von der kurfürstlichen Regierung in Hannover auf eine bekannt musterhafte Weise verwaltet; die Industrie auf jede Art belebt; für die Verbesserung der Oekonomie durch Rath und Beispiel geholfen; vorzüglich aber für die sittliche Bildung der Unterthanen möglichst zweckmäßig gesorgt. — Die Landschullehrer-Stellen sind mit sehr braven in Seminarien gebildeten Subjekten besetzt; der Unterricht derselben wird vorschriftsmäßig nach richtigen Grundsätzen ertheilt, von denen der neue Landeskatechismus und andere Schulbücher Belege sind, und es läßt sich von diesen Bemühungen für die Bildung der Hoyaer auf die Zukunft sehr viel hoffen.

P o s t b e k a n n t s c h a f t.

Es war ein heiterer stiller Abend, eine sanfte Kühle folgte auf die sengende Hitze des Tages, und erquikt hob sich die Natur wieder empor — die Sonne verbreitete nur noch wenige schwache Strahlen, als ich aus Hoya ging, um dem Postwagen voraus- und den Stößen eines Steindammes zu entgehen. Nach einer halben Stunde holte er mich ein, und ich sah auf der Bank, die ich bisher allein inne gehabt hatte, ein Frauenzimmer sitzen. — Der Postillon sagte mir: es sey eine Französin — und ich fand im Hinaufblicken, daß sie jung und schön war. Ich grüßte sie, und stieg zum Wagen hinauf.

„Je plains, Monsieur!“ sagte sie, indem sie aufstand: „de devoir partager Votre place.“

Je vous demande pardon, Mademoiselle! erwiederte ich — elle en devient meilleure que jamais.

„Pourtant (sich eng zusammennehmend) je Vous crains mal placé.“

Comme au ciel.

„J'espere qu'il ne sera pas si étroit.“

Je ne le souhaite, ni plus grand, ni plus heureux pour moi-même. Mais Vous ?

„Contre la coutume de notre nation je ne suis pas flatteur comme Vous. Pour moi, j'espere y trouver encore d'autres personnes.“

Sie bedekte, indem sie dies sagte, das Gesicht mit einem Tuche, und schien zu seufzen. Ich schwieg, weil ich eine tiefe Bewegung an ihr zu bemerken glaubte. Wir fuhren schweigend weiter, bis wir in eine lange Allee kamen, deren fernes Ende in die Purpurglut der Abendsonne getaucht und magisch erleuchtet war. — Welch ein himmlischer Abend! rief ich unwillkührlich hingerissen. „An den Abend unsrer Tage grenzt der Hoffnung Morgenroth!“ sagte meine Nachbarin, und blikte schmerzlich in die ätherische Ferne hinein. Ich sah sie erstaunt an bei dieser Ausrufung aus einer meiner Lieblingslektüren. „Oder meynen Sie nicht,“ fuhr sie unverändert fort, „dafs dieser Weg das Symbol des Lebens ist; dafs nur der stille Widerschein des Abends den Tag erhelle?“ Der Weg ist lang, sagte ich, und der Tag schwül:

aber der Schatten der Geduld kühlt; der Baum der Hoffnung schützt vor den brennenden Strahlen, und die Freundschaft erquikt mit der sanften Frucht der Theilnahme. Welcher bessere Tag wird hinter dem Abendroth aufgehen? — „Ein schöner, ein herrlicher Tag! Haben Sie nie diesen Widerschein des Abends, diesen Strahlenglanz der Hoffnung auf einem verklärten Gesichte gesehen? (wehmüthig heftig): Waren Sie nie an einem Sterbebette?“ — Ich habe einem theuren Vater die Augen zugeedrückt, sagte ich, von schmerzlicher Erinnerung ergriffen. „Und ich,“ rief sie mit gen Himmel gehobenen Augen, „komme von dem Sarge meiner Mutter. Wir sind Waisen, aber (sie reichte mir zitternd die Hand) diese Thränen klagen nicht. — Nein! heilige Mutter Gottes! sie klagen nicht, sie hoffen, sie glauben. Seit ich deine hochheiligen Züge auf dem matten Antlitz der Sterbenden sah, als die Theure mich aufrichtete, mich hinwies, vertraue ich auf dich, du Reine und Heiligste! die du auch in diesem Abendglanze schwebst, und das Bild der Verklärten so lebhaft

zurückrufst.“ — Sie zitterte heftig, und hielt sich krampfhaft an mir. So tief ich bewegt war, bat ich sie doch, sich zu beruhigen. Ich hatte diese Heftigkeit nie gesehen, und fürchtete ihre Folgen. — Aber — „Ich bin ruhig!“ sagte sie — „Sie hat ja Ruhe, und ich werde sie finden. O, mein Herr! sie hat mich gesegnet, sie hat mich der Mutter Gottes übergeben — darf ich nicht ruhig seyn? Und dort, dort (in das glühende Abendroth zeigend) finde ich sie wieder, die Heilige bei der Heiligsten.“ Der Ausdruck, mit dem sie redete, der halb verklärte Glanz ihrer feuchten gen Himmel gerichteten Augen, die Innigkeit ihres Tones, die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen — alles das hätte gewifs einen kälteren Menschen tief bewegt — mich rifs es gewaltsam hin. Und kann die Freundschaft Nichts für Sie thun? fragte ich sie warm — nichts das Mitgefühl eines theilnehmenden Herzens helfen? — Sie sah mich lebhaft forschend an; dann reichte sie mir die Hand. „Wir sind Geschwister durch unser Schicksal und den Willen der Vorsehung, die uns hier zusammenführt.

Hülfe bedarf ich nicht, aber Theilnahme wird mir Trost seyn.“ Sie erzählte mir nun ihre traurige Geschichte. Sie war die Tochter des Marquis von ***, der mit seiner Gemahlin auf einem Landgute lebte, während seine beiden Söhne, der eine als Offizier der königlichen Garde, der andere als Abbee, in Paris waren, als das schreckliche Schauspiel der Revolution anhub. Der biedere Marquis zitterte für den König, die fromme Marquise für den kristlichen Glauben — beide sahen ihre Furcht erfüllt. Sie flohen, als der Monarch sein Leben auf dem Blutgerüste geendigt hatte, mit Zittern nach Deutschland, wo sie sich in dem deutschen Paris in Coblenz etablirten. Indefs ihr Aufenthalt konnte hier nicht lange seyn. Der alte Marquis, bei der gräfslichen Nachricht des Königsmordes vom panischen Schrekken ergriffen, war geflohen ohne auf seine künftige Sicherheit zu denken. Er schrieb seinen Söhnen, befahl ihnen, herüberzukommen, und die Revenüen seiner Güter mitzubringen. Zu spät. Sie kamen, aber ohne Geld. Sie hatten die väterlichen Güter geplündert und besezt

gefunden, waren mit Hohn zurückgewiesen, und kaum ihres Lebens sicher gewesen. Die Familie sah nun einer traurigen Zukunft entgegen, wenn nicht des Vaterlandes Schicksal sich bald zu ihrem Besten entschied — und eher wollte der Marquis nicht zurückkehren. Man zog sich in ein kleineres Städtchen zurück; der Offizier nahm Dienste für die Rettung seines Vaterlandes und seiner Familie. Ihre Umstände wurden allmählig bedenklicher. — Man zog sich weiter in das Innere von Deutschland zurück. Der Mangel, mit seinem sorgenvollen Gefährten, dem Gram, trat ein; die Marquise kränkelte; der Marquis ward verschlossen und bitter. Josephe (meine Erzählerin) sah ihre Aeltern leiden, und entschloß sich, zu helfen. Sie hatte sich unter den Einwohnern des Städtchens viele Freunde erworben; sie bat diese, ihr Gelegenheit zum Erwerb zu geben. Unter dem Vorwande eines Besuches geht sie täglich einige Stunden in das Haus einer Bekannten, wo sie junge Mädchen im Stikken unterrichtet, und wird von deren Aeltern edelmüthig für diesen Edelmuth belohnt. Die Fami-

lie lebte eine Zeitlang von diesem Erwerbe, bis der stolze Marquis durch einen unglücklichen Zufall die edle Handlung seiner Tochter erfährt. Zum erstenmale seit langer Zeit wird er wieder sanft und freundlich; aber mit strengem Ernste untersagt er seiner Tochter ein längeres Standentehrendes Betragen. Sie war gewohnt, zu gehorchen; aber mit Zittern sieht sie jeden Tag sich ihren Vorrath dem Ende nähern, und den Marquis finsterner werden. Eines Morgens bekommt er einen Brief aus Frankreich; er liest ihn, und ruft: Wir sind verloren! Umsonst suchen die Seinigen den Inhalt dieses schrekkenvollen Briefes zu erfahren; der Marquis flieht seine Gattin zwei Tage lang; am dritten Tage erscheint ein Befehl des Landesherrn an alle Emigrirte: das Land in drei Tagen zu verlassen. Der Marquis lächelt, als er den Befehl gelesen, gibt ihn den Seinigen, und sagt: Nun ist es vollkommen! Man weint, man überlegt — er nimmt an Nichts Theil, und sagt nur: Ja, es geht jezt fort! — Erst am Abend löst sich sein bitterer Schmerz, und mit einer seltenen wehmü-

thigen Zärtlichkeit nimmt er von seiner Gattin Abschied. — „Ja es geht fort!“ ruft er beim Hinausgehen noch einmal, und — ein Pistolenschuß weckt Nachts die unglücklichen Verwaisten. Josephe eilt in sein Zimmer, und findet ihn in seinem Blute schwimmend. Gekränkter Stolz, verschlossener Gram, verzweiflungsvolle Sorgen hatten ihn zum Selbstmörder gemacht. In einem Briefe, wo er von den Seinigen Abschied nahm, klagte er sich als ihren Verderber und den Mörder seines ältesten Sohnes an. Dies war der Kapitän, der sich verkleidet von der Armee nach Frankreich begeben hatte, um von den väterlichen Gütern auf irgend eine Weise Etwas für seines Vaters Unterhalt zu retten. Er ward erkannt, mißhandelt, und bei seiner Vertheidigung ermordet. Jener Brief, den der Marquis wenige Tage vor seinem Ende erhalten hatte, enthielt diese traurige Nachricht.

Die Marquise fiel bei dem Anblick ihres Gemahles in eine tiefe Ohnmacht, aus der sie zu einer langen schweren Krankheit erwachte, und nur mit Mühe durch

Josephens Sorgfalt von dem selbstgewünschten Tode errettet ward. Die Bewohner des Städtchens nahmen sich ihrer redlich an; und als die Unglücklichen, nach der Genesung der Marquise, das Land verlassen sollten, ohne irgend eine Bekanntschaft in Deutschland zu haben, gab man ihnen den Rath, nach Westphalen ins —sche zu gehen, sich für Deutsche auszugeben, und in dieser Hinsicht Briefe mitzunehmen. Es blieb kein anderes Mittel übrig, so schwer sich auch die Marquise dazu entschloß, ihre Geburt und Vaterland zu verläugnen. Sie verstand etwas Deutsch, Josephe sehr gut. Der Abbee trennte sich von ihnen, weil der Ort, wohin sie gingen, lutherisch war. Sie wurden hier bei ihrer Ankunft sehr gut aufgenommen, und erhielten auf ihre Briefe die thätigsten Beweise von Unterstützung. Vorzüglich nahm sich der Prediger des Ortes, ein junger biederer Mann, ihrer sehr lebhaft an. Josephe errichtete auf seine Empfehlung eine Stik- und Nähschule, von der sie mit ihrer Mutter lebte, und wo es nicht zureichte, half der Prediger unbemerkt und

redlich ab. Er sorgte für die Bequemlichkeit der Alten, so viel es sich thun liefs; Josephen aber unterrichtete er noch mehr in der deutschen Sprache, und versorgte sie mit den neuesten und besten Büchern. Er ward bald der Vertraute der beiden Unglücklichen, ihr täglicher Gesellschafter und Tröster. Josephe fühlte sich in ihrer Thätigkeit und seinem Umgange glücklich. — Nur die Marquise ward zusehends schwermüthiger und schwächlicher. Der Tod ihres Gemahls und Sohnes, die Verläugnung ihres Standes, und die Entfernung von ihrem Vaterlande, waren die erste Grundlage ihrer Melancholie: allein mit dem Zunehmen derselben stieg auch ihre Schwächlichkeit und — ihre Gewissensbisse. Sie war sehr religiös erzogen, und unter allen Gräueln der Revolution hatte sie die Verhöhnung der Religion am meisten gekränkt. In ihrem gegenwärtigen Zustande entbehrte sie am meisten den Genuß derselben, und konnte, trotz dem unvermeidlichen Drange der Umstände, nicht aufhören, sich Vorwürfe zu machen, in dies kezznerische Land gegangen zu seyn. Sie achtete den

Prediger, und erkannte den Werth seines Edelmuthes: aber sie fühlte sich doch in seiner Gesellschaft täglich geprefster. — Ihre Melancholie stieg endlich, wie ihre Schwächlichkeit, mit starken Schritten. Sie sah Josephens Anhänglichkeit an den Prediger; sie wagte es nicht, diese zu zerstören, und doch drückte ihre Gewissenhaftigkeit sie. Endlich äussert sie den Wunsch, einen katholischen Gottesdienst besuchen zu können. Der Prediger läßt sie mit Josephen nach einem benachbarten Kloster fahren. Hier schüttet sie ihre Zweifel und Sorgen in den Busen der Kirche und ihrer Tochter aus. Josephe war fromm erzogen, wie ihre Mutter — aber durch den Umgang mit dem Prediger, durch eine ausgesuchte Lektüre, und durch einen thätigen reinen Wandel, hatte sie allen Gewissenszwang abgeworfen, und eine helle freiere Bildung erhalten. Sie macht der Marquise Einwürfe, und sagt ihr Beruhigungsgründe, vor denen das zarte Gewissen der Mutter erschrikt. Von dieser Zeit an nehmen ihre inneren Vorwürfe und ihre äussere Schwäche zu. Sie fühlte das, und wandte die letzten

Tage ihres Lebens zur Wiederherstellung ihrer Ruhe an. Mit der ganzen Kraft ihrer mütterlichen Liebe, mit der Ueberredungsgabe einer Begeisterten, mit der Verklärung einer Sterbenden dringt sie auf Josephen ein, sich ihren Verirrungen zu entreissen. Ach, sie wufste nicht, was sie that. Josephe liebte — liebte den edlen Mann, der ihr Wohlthäter ward, ohne an ihren Glauben zu denken. Der Prediger liebte sie lange; ein stilles Bündniß vereinigte sie ohne Wort und Erklärung. Josephe hatte sich ihre Wünsche nie gestanden, aber jetzt fühlte sie den Werth derselben — sie gestand sie ihrer Mutter. Die Marquise stürzt zusammen. „Meine Tochter!“ rief sie endlich: „soll ich ewig von dir geschieden werden? Soll ich euch Alle nicht wiedersehen? Dein Vater ist ewig von mir getrennt, wenn nicht die reinigenden Strafen der Ewigkeit ihn wieder der heiligen Mutter Gottès zuführen. Willst du durch Kezzerei die ewige Kluft zwischen dich und deine Mutter werfen?“ Das kindliche zarte Herz der Tochter erschrak vor diesem schmerzlichen Gedan-

ken: die Mutter zu verlassen, an der sie so zärtlich hing; dem Glauben zu entsagen, in dem sie erzogen war, der sie von den Ihrigen trennen mußte. — Nein! sagte sie. Nein, Mutter! Sie sollen mich wiedersehn. Wir bleiben vereint. Sie schrieb an den Prediger; sie forderte ihn auf mit dem Enthusiasmus einer liebenden, schwankenden, gläubigen Seele, sie zu lieben, und seinem Amte, seinem Glauben zu entsagen, oder sich von ihr zu trennen. „Ich liebe Dich, Josephe!“ antwortete ihr N.: „Aber würde ich deine Liebe verdienen, wenn ich deinen Wunsch erfüllte? Ich kenne dein edles weibliches Herz — es soll nicht unglücklich werden. Liebe deine Mutter und deinen Glauben; aber laß mich meiner Ueberzeugung, meiner Pflicht treu bleiben, um Deiner werth zu seyn. Handle wie du sollst, und erhalte uns Allen die Ruhe, die allein uns über das feindliche Geschik erheben kann, das sich zwischen uns wirft. Trennt es uns hier, so bist Du einst mein, wo die Fesseln des Irrthums abfallen, und ähnliche Seelen sich liebend umarmen. Ich bin ewig der Dei-

nige.“ — Mit tiefem Schmerze las Josephe diese Zeilen. Ach! es kostete ihr viel, diesem Manne zu entsagen. Aber was vermögte die Ueberredung einer zärtlichen, einer s t e r b e n d e n Mutter nicht? Die Marquise, gefoltert von ihren Gewissensbissen, liefs einen Geistlichen rufen, und verbrachte mit ihm und Josephen die letzten Tage ihres Lebens in frommen Beschäftigungen. Der Enthusiasmus der allmählig hinsterbenden Mutter, die Ruhe dieser unglücklichen Frau, als sie ihr Kind gerettet sah, ergriff die leidenschaftlich schwankende Josephe mit Heftigkeit, und sie versprach der Sterbenden: sich dem Dienste der Heiligsten zu widmen, im klösterlichen Schleier das Schicksal ihrer Familie zu betrauern, und die ewige Ruhe ihres verlornen Vaters im Gebete zu erflehen. Die fromme Mutter segnet mit der Verklärung einer Heiligen dies Gelübde, das ihren Tod unendlich versüfste — und mit Segenswünschen für ihre zärtliche Tochter schief sie sanft in ihren Armen ein. Ach, als sie dahin war, und Josephe sich nun ganz einsam und verlassen fühlte, rifs der zwiefache

Schmerz verzweiflungsvoll an ihrem Herzen — aber sie hatte gelobt, N. nicht mehr zu sehen, und sie hielt es. An dem Sarge der Erblichenen suchte sie sich zu stärken; aus den sanften Zügen der Verklärten sog sie Trost und Muth ein. Das Gebet ward ihre Stütze, und mit aller aufgeregten Empfindung ihres Wesens hing sie sich an die Religion, und schwärmte in höheren Sphären. In der vierten Nacht liefs sie ihre Mutter zur Erde tragen; auf ihrem Grabe wiederholte sie ihr Gelübde, und eilte dann aus dem Städtchen fort, wo sie so glücklich und so unglücklich geworden war. Durch den Boten, der ihre Effekten trug, liefs sie sich nach Hoya führen, und sandte durch ihn N. das letzte Lebewohl. Sie wollte zu ihrem Bruder, dem Abbee, der im —schen auf einem Gute als Kaplan lebte, und durch diesen in ein Kloster.

Die Erzählung dieser traurigen Begebenheiten ist hier kalt hingeworfen, und doch, glaube ich, wird Keiner sie ohne tiefes Mitgefühl gelesen haben. Denkt Euch nun, was ich empfinden mußte, als das unglückliche treffliche Geschöpf sie

mir mit allen Nüancen ihres Gefühls, von ihren Thränen und Ausrufungen unterbrochen, mittheilte! — Ich hatte Mühe, mich zu fassen. Ach, ich sah es ja nur zu deutlich, daß noch immer der tiefste Schmerz sie folterte, und was sie selbst für religiöse Wärme hielt, Gefühl der Verzweiflung und Resignation war. — Und dies Geschöpf, mit hohem Geiste und edlem Herzen, unglücklich, so unglücklich zu sehen — das zerrifs mein ganzes Gefühl, und erstikte jede meiner Klagen über mein eigenes Schicksal, das unendlich milder bei unendlich größserer Schuld war. Ich gelobte mir und ihr auf's neue, muthig und fest zu tragen, wie sie — die trüben Erinnerungen zu verbannen, und einem rastlos thätigen Leben mich zu widmen. Und war ich nicht auch darin glücklicher, als sie? Ist es nicht jeder Mann, durch die bürgerlichen Verhältnisse, die dem Weibe auch dies Heilmittel rauben? O, ihr guten, zarten, festen Seelen! und doch tragt Ihr stärker und inniger, als wir, die wir Euch die Schwachen nennen, da wir Euch all der Mittel berauben, stärker zu

werden. Aber Ihr seyd es schon durch Euch selbst, und wir scheinen es nur, weil wir kälter sind. Der Pfeil des Schmerzens prallt an der eisernen Brust des Mannes ab, und doch schreit er tobend, oder höhnt ihn triumphirend; das zarte Herz des Weibes wird tief davon verwundet, aber, ruhig lächelnd, mit einer stillen Thräne verbindet sie die blutende Wunde, ohne Klage und Geschrei.

Ich sagte diesem edlen Mädchen nichts zum Troste. Was ich ihr sagen konnte, fühlte sie, und hatte gehandelt. Und durfte ich sie zurückreißen von ihrem schwärmerischen Entschluß? Hatte es die Liebe nicht vermocht, so konnte es die Freundschaft eines Fremdlings nicht; und ihre Brust auf's neue mit Zweifeln zu erfüllen, wäre Hochverrath an ihrem Vertrauen gewesen. Und doch schmerzte mich's tief, als ich auf der nächsten Station ihre edle Gestalt, ihre himmelstrahlenden Augen, ihre ganze hehre äussere Schönheit erblickte, die diesen Geist, dies Herz umschloß — und das Alles sollte verloren gehen? — Ich erschrak vor dem Gedanken — und nur die Ueberzeu-

gung, diese hohe Seele könne nur durch sich selbst, und das Höhere, an dem sie jetzt hing, glücklich werden, beruhigte mich. Sie lebte ganz in dem Gedanken der klösterlichen Abgeschiedenheit und der schwärmerischen Erinnerung ihrer Verlorenen. Auf der Erde hatte sie ja Niemanden mehr. — Auf der zweiten Station ging sie vom Postwagen ab. Wir trennten uns schmerzlich. Sie versprach mir Nachricht von ihrem Schicksal durch ihren Bruder, und bat mich, N. aufzusuchen. Ich versprach das gern. Dann umarmte sie mich mit lebhafter Rührung. Es war der reine Kuss einer Heiligen, die jetzt von der Welt geschieden, das Gift der Auszehrung in ihren zerrütteten Nerven tragend, bald der Erde entfliehen wird, vielleicht schon entflohen ist.

Westphalen ist der Zufluchtsort vieler von jenen Unglücklichen geworden, die einem harten Schicksale in ihrem Vaterlande entflohen, um ein noch härteres in der Fremde zu finden. Die Geschichte wird die Gräuel der schrecklichen Revolutionskatastrophe mit unvertilgbaren Zügen schildern; aber die traurigen Begebenhei-

ten aller dadurch unglücklich gewordenen Individuen wird keine Feder aufzeichnen können. Sie würde mit diesen Trauerszenen zugleich das erhebende Bild des Edelmuthes deutscher Bürger mahlen können, und mit hoher stolzer Freude darf ich es hier sagen, daß sie zu dem letzteren viele schöne Züge aus Westphalen nehmen könnte. Seinen Bewohnern gebührt das reine Zeugniß: daß sie die meisten der unglücklichen Flüchtlinge mit brüderlichem Mitleid und Theilnahme aufgenommen und unterstützt haben.

B r e m e n.

Erschöpft war ich seit der letzten Station in einen unruhigen Schlummer gesunken, in dem die Bilder der traurigen Erzählung meiner erschütterten Phantasie in klagenden Gestalten vorschwebten, und selbst das Stossen des rasselnden Wagens auf dem Steindamme vor Bremen vermogte nicht, mich aus meinen Träumen zu reis-

sen, bis sie im Thore dieser freien Reichsstadt sehr unsanft verscheucht wurden. „Wer ist Er?“ donnerte mich eine fürchterliche Stimme an, indem ich zugleich sehr unhöflich aufgerüttelt ward. — Ich schlug die Augen auf, und sah einen nicht sehr martialischen Reichssoldaten vor mir. Kein Er! — antwortete ich aufgebracht. „Nun, mein Freund! wer sind Sie denn?“ wiederholte der hinzutretende Unteroffizier. — Ihr Freund N. N., sagte ich lächelnd. „Wie lange bleiben Sie hier?“ So lange mir's gefällt. — „Wo werden Sie logiren?“ Das weiß ich selbst noch nicht. — „Ich muß es aber wissen und der Herr Bürgermeister.“ — Dann ist's ein Anderes. Da ich's aber wirklich selbst noch nicht weiß, so können Sie und der Herr Bürgermeister es auf der Post erfragen. — Er schüttelte bedencklich den Kopf. „Sie sind ein sonderbarer Passagier!“ Mit diesem zweideutigen Kompliment durfte ich nach dem strengen Examen in die freie Reichsstadt einfahren, und fand, wie ich's erwartet und heimlich gewünscht hatte, in dem Hause meines biedern Freundes G. eine

gastfreundliche Aufnahme, statt der politisch verlangten Anweisung eines guten Gasthofes. Dieser heimliche Wunsch war auch die Ursache, daß ich mein Logis nicht gleich am Thore angeben wollte und konnte.

Ich lebe überall lieber in dem traulichen Kreise einer Familie, als in der Oede eines einsamen Zimmers, vorzüglich aber auf Reisen, wo ich den vielfachsten Genuß darin finde. — Vielleicht hätte der nächste Zweck meines Dortseyms mich nur wenige Tage in Bremen gehalten, aber die freundliche Aufnahme meines Freundes G. und seiner lebenswürdigen Gattin fesselten mich weit länger, und weniger Bremens öffentliche Vergnügungen, als unsere häuslichen Freuden, machten mir den Aufenthalt in dieser Stadt zu einem der angenehmsten.

Bremen steht im Range deutscher Städte zunächst neben Hamburg, mit dem es in manchen Stücken rivalisirt. Sein Aeusseres ist, den Jungfernstieg in Hamburg ausgenommen, im Ganzen schöner, obwohl es selbst auch nichts weniger als regelmäfsig ist. An Volksmenge, (die

sich hier auf 40,000 Menschen beläuft), Lebhaftigkeit und äusserem Glanze kommt es seiner Schwester nicht gleich, die vorzüglich in neueren Zeiten darin sehr vorgekommen ist. Der vorzügliche Grund dieser minderen Lebhaftigkeit liegt wohl darin, daß Bremen keinen Hafen hat, und nur kleinere Schiffe auf der Weser an die Stadt kommen können. Demohngeachtet bleibt es für einen Süddeutschen ein höchst interessanter Schauplaz, und die Bremer Schlacht für den, der keine grofse Handelsstadt sah, allein einer Reise werth. Sie ist für Bremen, was Hamburgs Hafen ist — ein vollkommnes Bild menschlicher Industrie und Thätigkeit. Es kann keinen reizenderen und stets interessanten Anblick geben, als dieses wogende lebendige Meer. Das Herannahen und Abfahren der Schiffe, das Ausladen, das Ein- und Verkaufen, das stete Getreibe, der arbeitsame Lärm, die verschiedenen Nationen und Volksklassen, die sich auf diesem Punkt sammendrängen; hier ein Ausbruch der Freude, dort ein heftiger Streit; hier ein armer keuchender Lastträger, dort ein reicher Handelsmann,

der ihm Indiens luxuriöse Schätze kalt auf den gebeugten Rücken laden sieht, und den künftigen Vortheil dabei berechnet; hier ein unsittlich fluchender Matrose, dort ein gescheuchtes zartes Frauenzimmer —: kurz! dies Gemälde bedarf eines besseren Pinsels als des meinigen, und wird doch kaum in einem Umriss je so lebhaft und interessant dargestellt werden können, als es in seinen kleinen vielfachen Nüancen ist.

Wenn man Morgens, wo der Lärm auf der Schlacht immer am grössten ist, diese gesehen hat, so muß man Mittags auf die B ö r s e gehen. Hier sieht man dasselbe Bild der Thätigkeit auf einem engeren Kreise wieder, und es dürfte die Frage seyn: wo der psychologische Beobachter den meisten und interessantesten Stoff zur Beobachtung findet? — Dort erblickt er die Handelsmaschine in all ihren kleinen Theilen und Wirkungen — hier das große Triebrad, das jenes Ganze in Bewegung setzt und erhält. Die Börse ist für den aufmerksamen Beobachter der Barometer, wo er das Steigen und Fallen der Schlachtansicht vorher sehen kann;

obwohl dies in Bremen nie so sehr der Fall wird, als in Hamburg, da die Bremer im Durchschnitte nicht so spekulativ sind, und sich daher weder den glänzenden Vortheilen noch den plötzlichen Verlusten der Hamburger aussetzen. — Die Geschichte der verflossenen Jahre, wo so manches ephemerische Glück in Hamburg aufstand und schnell wieder zusammenstürzte, während in Bremen die Krisis weit unbedeutender war, hat diese Beobachtung erwiesen.

Mit der minderen Spekulationssucht ist in Bremen auch minderer Luxus als in Hamburg verbunden. Die Anglomanie hat Bremen noch nicht ergriffen. Oeffentliche Vergnügen gibt es zwar, aber bei weitem nicht in dem Maasse und dem Glanze, als dort. — Das Theater, das Grossmann errichtete, und ein Dr. Schütz jetzt dirigirt, ist höchst mittelmässig, und die etwaigen guten Anlagen der Schauspieler verdirbt der verderbte Geschmack des Publikums, das eine Lieblingsmanie darin findet, zu klatschen. Das Applaudiren ist unaufhörlich; man beklatscht den Schauspieler und den Dich-

ter ohne Unterschied und ohne Geschmak. Je abgeschmakter die Bouffonerieen sind, um so mehr Beifall finden sie, und die Uebertreibung in diesen Rollen geht daher oft in's Niedrige über. — Unter den Schauspielern hat Herr Reinhard die vorzüglichsten Anlagen; nur fröhnt auch er oft dem Publikum durch Uebertreibung. Unter den Frauenzimmern hat Madame Gelhaar das meiste Verdienst in naiven Rollen. Tragödieen sind hier unausstehlich; und Madame Bürger, für deren tragische Vorstellungen das grössere Publikum eine entschiedene Vorliebe hat, besitzt diese sehr unverdient. — Eine gedehnte schleppende Sprache, ein unnatürlich gezwungener Anstand, manierirte Stellungen, und übertriebene Mimik, sind ihre Eigenschaften, zu denen sich, leider! noch ein Eigendünkel gesellt, der sie für alle ihre Fehler blind, und so übermüthig macht, das Publikum jetzt mit farbe- und geruchlosen Feldblümchen zu beschenken, die man mit dem bloßen Lesen zu theuer bezahlt. Die Opern sind auch hier, wie in den meisten deutschen Städten, durch ihre Auswahl und Dar-

stellung gleich schlecht. — An größern gesellschaftlichen Verbindungen und Zusammenkünften fehlt es Bremen nicht. Ausser einer Menge von Kaffeehäusern sind auch mehrere Klubbs etablirt, unter denen sich vorzüglich der grose kaufmännische Klubb und die litterarische Gesellschaft, oder das Museum, auszeichnen. Der erste besteht aus einer ansehnlichen Gesellschaft der vorzüglichsten Handelsleute, die ein gemeinschaftliches grosses Haus besitzen, in dem sie täglich zusammen kommen. Der Zutritt steht jedem Mitgliede den ganzen Tag frei; vorzüglich aber versammelt man sich Abends, zum Zeitungslesen, Billard- und Kartenspiel, u. s. w. Der Klubb besteht blos aus Männern, und die Aufnahme geschieht durch Ballotage. Das Museum verbindet einen gesellschaftlichen und litterarischen Zweck. Es besteht aus Gliedern von allen Ständen, die sich auch täglich versammeln, und vierzehntägig eine litterarische Vorlesung halten, deren Endzwecke meistens gemeinnützig sind. Indefs ist Niemand zu einer solchen Vorlesung anders als durch freien Willen

verbunden, und es gibt aktive und passive Glieder des Museums. Die Gesellschaft besitzt ein eigenes Gebäude, ein artiges Naturalienkabinet, in dem vorzüglich die Schlangensammlung vollständig ist, einige Gemälde, Modelle, u. s. w., und breitet sich täglich, in Rücksicht ihrer Glieder und ihrer Wirksamkeit, mehr aus.

Der gesellige Ton in Bremen ist, vorzüglich unter den jüngeren Leuten, zwar ungezwungen, aber doch klebt dem Ganzen noch eine gewisse reichsstädtische Steifheit an, von der man freilich gestehen muß, daß sie viele nützliche Folgen hat, und das Aufkommen des übertriebenen fremden Luxus verhindert. Indefs sind die Bremer nicht karg; aber ihre meisten Vergnügungen bestehen in — Familienschmäusen, bei denen man nur zusammenkommt, um zu rauchen, zu trinken und zu essen. Diese Sitte, die auf den ersten Anblick patriarchalisch und nützlich scheint, erhält eine Einseitigkeit und Fremdheit unter den Gliedern einer Klasse, die bei ihrem öfteren gegenseitigen Verkehr unnatürlich scheinen könnte. Die jüngere Generation fängt

aber an, sie zu verbannen; und die Grobheit, welche man gewöhnlich den Bremern Schuld gibt, findet sich auch immer seltener, obwohl nicht zu läugnen ist, daß man, trotz ihrer offenen Gastfreundschaft, noch häufig unter den Aelteren Belege dafür aufzeigen könnte. — Sie hatte wahrscheinlich ihren Grund in der Beschränktheit des Umgangs, dessen Ausdehnung die äusseren Sitten nothwendig verfeinern wird, wenn nur nicht dadurch zugleich ein zu großer Luxus, Hang nach öffentlichen Vergnügen und Zerstörung der Häuslichkeit herbeigeführt wird, wie das, leider! in andern deutschen Städten häufig der Fall geworden ist.

Dieser Bildungsmangel ist jedoch auch nicht allgemein. Man findet unter den Kaufleuten sehr gebildete Männer, die in sittlicher und litterarischer Hinsicht aufgeklärt sind. Der Magistrat besteht meistens aus solchen und zugleich sehr thätigen Männern, die für öffentliche Sicherheit, Glück und Aufklärung sorgen. — Das dortige Stadtgymnasium ist mit sehr geschikten Männern besetzt, an deren Spitze der würdige Rektor Breden-

k a m p *) steht. Die öffentliche Lehr- und Denkfreiheit wird durchaus nicht beschränkt, und die Predigten gleichen mehr moralischen Reden, als den gewöhnlichen Kanzelvorträgen. Der Liturgiezwang ist sehr beschränkt, und der Unterricht in den Volksschulen fängt an zweckmäßiger zu werden. Die Toleranz ist, trotz der verschiedenen Religionspartheien, und trotz des ausschließlichen Rechts der Reformirten zu den Staatsbedienungen, unter den Lehrern und Gliedern der verschiedenen Gemeinen gleich ausgebreitet und patriotisch.

Lezteres ist vorzüglich eine Haupteigenschaft des Bremischen Charakters, und daher auch die allgemeine Ordnung und Zufriedenheit, die man hier findet. Ich habe durchaus keine Klagen über den Magistrat, die Staatsverwaltung, Steuern, u. s. f., wie man sie in andern Reichsstäd-

*) Die Nachricht, die ein neuerer Reisebeschreiber, Herr Dr. Hoche, in seiner Reise durch einen Theil Westphalens etc. Bremen 1800., von dem hiesigen Gymnasium gibt, ist durchaus irrig, wie mich Hr. Bredenkamp selbst versicherte. Was er Herrn Hoche klagte, galt einer Industrieschule.

ten so häufig hört, vernommen. Jedermann ist zufrieden, und trägt zu dem allgemeinen Besten bei, was er vermag. Die Verwaltung der Justiz allein geht, der leidigen Form wegen, langsam; die Polizei hingegen ist im besten Zustande, so weit es die Gröfse und Lebhaftigkeit des öffentlichen Verkehrs gestattet. Die Gassen sind ziemlich gut gepflastert, werden so erhalten, und Abends gut beleuchtet. Bettelei ist völlig fremd. Arme werden theils in dazu bestimmten Häusern, deren es mehrere, z. B. das Armenhaus, alte Männerhaus, u. s. f. gibt, ernährt, oder erhalten eine angemessene Unterstützung in ihre eigenen Wohnungen. Ein großer Theil des dazu notwendigen Fonds kommt aus der allgemeinen Wohlthätigkeit, die sich durch Kollektiren vor den Häusern, und durch das in den Kirchen übliche Sammeln äußert. Diesem Sammeln sowohl, als der Aufsicht über die öffentlichen Armenanstalten, müssen sich abwechselnd redliche Bürger unentgeltlich unterziehen. Niemand darf ein solches mühsames Geschäft von sich ablehnen, und Keiner thut es,

da es, als ein Beweis des öffentlichen Vertrauens, eine Ehrenbezeugung für ihn ist. Die Verwaltung solcher Institute wird deswegen auch musterhaft geführt, und die meisten unter ihnen können als Beispiele zur Nachahmung dienen; vorzüglich das groſse lutherische Waisenhaus zu St. Petri. In der That! ich ward von Erstaunen und Freude bei dem Anblick dieser Anstalt überrascht. Sie besteht aus einem groſsen, schönen, massiven Gebäude, das einer freien hellen Lage genieſst, und im Inneren sehr zweckmäſsig eingerichtet ist. Es waren, als ich es besah, über hundert Kinder darin, und dennoch herrschte eine Stille, Ordnung und Reinlichkeit in dem Ganzen, die alle Erwartung übertrifft. Die Zimmer sind groſs, hoch und luftig. Die Kleidung der Kinder, wie ihre Kost, ist einfach; ihr Unterricht und ihre Bildung zweckmäſsig. — Knaben und Mädchen bewohnen verschiedene Theile des Gebäudes, und kommen nie zusammen. Alle sind unter steter Aufsicht, ohne drückenden und schädlichen Zwang. Jeder empfängt den Unterricht allgemeiner Kenntnisse; und wenn

er nachher eine vorzügliche Begierde oder Anlage zu mehrerem zeigt, so wird ihm darin geholfen. Ich fand eine allgemeine Ordnung, Folgsamkeit und Anhänglichkeit für ihre Vorgesetzten unter ihnen; Keiner schien unzufrieden, und die Meisten hatten ein gesundes Ansehen; auch sterben hier (ein sehr seltener Fall für dergleichen Institute) nur sehr wenige Kinder. Die äusserst pünktliche Reinlichkeit bewirkt dies wohl vorzüglich. — Das Institut hat einige Lehrer, und einen sogenannten Waisenvater, der nebst seiner Frau die Oekonomie und nächste Aufsicht des Hauses besorgt, und unter Administratoren steht, welche aus abwechselnden freiwilligen Bürgern bestehen. Die Wohlthätigkeit Bremischer Patrioten erhält durch jährliche Beiträge diese ehrenvolle Anstalt.

Seit Kurzem haben die Bremer auch angefangen, einem Polzeiübel, das aus religiösen Vorurtheilen und Eitelkeit abstammt, entgegen zu arbeiten, nämlich — ihre Todten ausser der Stadt zu begraben. Der Dover Kirchhof zählt schon eine Menge Gräber, welche ehemals ange-

sehene Körper decken, und es beginnt schon zum guten Ton zu gehören, dort eine Stätte zu erhalten, die sehr theuer bezahlt werden muß, da obendrein die Eitelkeit der Lebenden sie mit schönen Monumenten ziert, welche die geflossenen Thränen verewigen. Man zeigte mir eins unter diesen Grabmählern, das in der That mit rührender Einfachheit angelegt war, und ein Tribut des schmerzlichsten Gefühles schien. Vor Kurzem aber hatte die Gattin des Verstorbenen es besucht, heisse Thränen darauf geweint, und — eine Verschönerung des Monumentes angeordnet. Ich prophezeiete schon damals, was sich bald darauf bestätigte, dafs sie — Braut sey. Es bedurfte nicht viel psychologische Kunde zu dieser Weissagung. Nur erst, wenn der heisseste Schmerz vorüber ist, wankt der Verwaiste an das Grab, um das Andenken des Verlornen und die süsse Wollust der Thränen zu erneuern: aber wenn er sich an der Schönheit des Monumentes weidet, wenn er es zu schlecht findet für die Verdienste des Abgeschiedenen und für seine Liebe zu ihm — dann ist diese erkaltet, und

das Gefühl Selbstbetrug oder Heuchelei, aus dem die Thränen hervorquellen. Das neue Monument ist nur ein Denkmal der Vergänglichkeit menschlicher Empfindungen. —

Eine andere merkwürdige Leichenstätte gibt es in Bremen in dem sogenannten Bleikeller, unter dem nicht sehr sehenswerthen Dom der Stadt. Hier stehen mehrere Mumien, und dieser Keller besitzt die Eigenschaft, alle Leichname unverwest zu erhalten: sie versteinern hier in den Särgen. Den Grund dieser auffallenden Erscheinung weiß man nicht anzugeben; indess ist der letzte Körper vor nicht vielen Jahren zur Probe hineingesetzt worden, und wirklich auch versteinert. — Mehrere dieser Mumien sollen aus dem dreißigjährigen Kriege abstammen; das Leinen ihrer Leichenhemder ist mürbe wie Zunder. Der Anblick dieser versteinerten Skelette hat aber so viel Scheußliches, daß ich Frauenzimmern von zarten Nerven nicht rathen möchte, ihn sich zu verschaffen. Ich selbst ging nachher, statt in den Bleikeller, (für Keller habe ich eine warme Sympathie), lieber in den

Rathskeller, um das Wort der zwölf Apostel zu vernehmen. Diese sind hier in zwölf Fässern sehr guten Rheinweins personifizirt — vielleicht als eine ironische Anspielung auf die Ungläubigkeit der Juden am Pfingsttage: denn gerade der heilige Thomas enthält den besten Wein, nachdem man in neueren Zeiten den Judas Ischarioth schon ganz entkräftet hat, der mit seinem Blute an jedem Fremden, der davon kostete, leicht zum Verräther ward.

Die Gegend um Bremen ist flach, und nicht vorzüglich angenehm; indess gewährt der Anblick des breiten Stromes, und des Lebens auf demselben, dem ungewohnten Auge einen stets neuen und interessanten Anblick. Die Parthie von Oberneulanden, einer Gegend, die mit Landhäusern besetzt, und der Sommeraufenthalt der reicheren Bremer ist, wird durch ihre Mannichfachheit von Gebäuden und Anlagen sehenswerth. Die meiste Annehmlichkeit aber besitzt das hannö- verische Dorf Lilienthal, das eine schöne freundliche Lage an der Molpe genießt, und jezt von ein paar Bremer Aerzten zu einem Badeorte, durch Anlegung künst-

licher Bäder, eingerichtet ist. Es wird seit zwei Jahren um so mehr besucht, da es nur drei Stunden von der Stadt liegt, und den stets thätigen spekulativen Kaufleuten ihre Geschäfte nicht erlauben, ein entferntes Bad zu besuchen. Für den wissenschaftlichen Reisenden erhält es noch ein vorzügliches Interesse dadurch, daß es der Wohnort des berühmten Astronomen Schrötter, der hier als hannö- verischer Oberamtmann wohnt, ist, und die Gastfreundlichkeit desselben jeden Neugierigen mit seinen Entdeckungen und Instrumenten bekannt macht. Er hat seinen Teleskopen in der Mitte des Gartens angebracht, und der Mechanismus dieses Gerüstes ist in der That äusserst sehenswürdig.

Für Wissenschaften und Kunst ist Bremen zwar nicht sehr ergiebig, aber es fehlt doch auch, ausser dem Museum, nicht an einzelnen artistischen Sammlungen, und man findet ein paar artige Gemäldekabinette bei den Herren D. Pastel und Hrn. Wilkens, so wie einige nicht unbeträchtliche Bibliotheken bei Privatpersonen.

Bremen steht in dem Range kultivirter deutscher Städte nicht oben an, aber sie verdient den Plaz in der zweiten Klasse mit vollem Rechte; und der Kosmopolit, der Sinn und Gefühl hat für die wohlthätigen Folgen eines ruhigen energischen Gemeingeistes, weiser Ordnung und deutschen (wenn auch oft sehr derben) Patriotismus — wer ein wohlhabendes, durch unaufhörliche Thätigkeit glükliches und reiches Volk ehren, lieben und gern unter ihm weilen mag — der gehe hieher, und er wird diese Stadt mit denselben dankbaren, zufriedenen Empfindungen verlassen, mit denen ich von ihr und dem traulichen G — schen Familienkreise schied.

F a l s c h e S c h a a m.

Der wizzige und gelehrte Kotzebue hat in seinem Lustspiel „Falsche Schaam“ zwei und dreißig Arten und Belege dieser Eigenschaft zum größten Erstaunen des Publikums dargestellt. Ich thue es daher blos, um ihn zu Schanden zu machen, und noch wizziger zu scheinen, wenn ich hier den drei und dreißigsten Fall (an den er gewiß nicht gedacht hat) von mir selbst erzähle.

Gerade an dem Morgen, als ich Bremen verlassen wollte, begann ein starker Regen und Sturm. Ich machte mir eigentlich nichts daraus, und wollte fortmarschiren; allein meine guten Wirth, besonders Madam G., drangen so herzlich bittend auf mich ein, daß ich mich schonen mögte, u. s. w., daß ich endlich darein (obwohl nach vielem Zureden, denn wer ließe sich nicht gern von ein Paar schöner Augen lange bittend ansehen?) willigte, mich nach einem Wagen umzusehen. Es fand sich auch bald eine Retourfuhr nach Delmenhorst, auf der, nach der Aussage des Postillons, schon ein

Baumeister aus Oldenburg einen Plaz beschlagen hatte. Für einen mäßigen Preis (etwas weniger als das Postgeld) bekam ich den andern Plaz, und die Anweisung, mich an einem bestimmten Orte einzufinden. Hier fand ich einen Wagen, auf dem eine bedekte Halbchaise stand, und den Herrn, der mit mir fahren sollte — allein wie erstaunte ich, als dieser ein kleines Mädchen bei der Hand nahm, sich mit ihm in die Chaise setzte, und der Postillon mir den Plaz neben sich auf der offnen Bank anbot. Und wie sehr vermehrte sich mein Erstaunen, als ich bald darauf merkte, der Herr, ein Landbaumeister W. aus Oldenburg, habe die ganze Fuhr bezahlt, und die Meinung, mich aus Güte mitgenommen zu haben. Mein heimlicher Groll gegen den betrügerischen Postillon stieg mit dem Gefühl meiner gekränkten Eitelkeit, und ich hätte gern das dreifache Postgeld bezahlt, oder wäre wieder vom Wagen herabgesprungen, wenn ich es mit einigem Anstand hätte thun können. Ich wünschte nur, daß Herr W. mir eine Gelegenheit geben mögte, ihm mein baa-

res Recht auf meinen Plaz zu beweisen, und dann triumphirend absteigen zu können. Allein eben das geschah nicht. — Statt stolz zu seyn, war Herr W. sehr artig. Dies quälte mich noch mehr; ich sah es als Herablassung, als Aufmunterung eines Höheren an. Das peinlichste Schaamgefühl drückte mich nieder; ich hätte Thränen weinen, oder mich raufen können, um nur einen Ausbruch meiner bitteren Empfindungen zu bewirken. Die Fahrt bis Delmenhorst war die unangenehmste, die ich je gemacht habe. Hier erst kam ich mit Hrn. W. zur Erklärung; er hunzte den Postillon verdientermaßen aus, und ich fuhr dann mit ihm in der bedekten Chaise nach Oldenburg, bis wo ich mir tausendmal in dem öden haidigen Wege Glück zu meinem Unfall wünschte, ohne den ich einen sehr langweiligen Weg gehabt hätte.

Und doch kann ich mich noch heute nicht des Weges von Bremen nach Delmenhorst erinnern, ohne aufs neue zu erröthen, und dieselbe bittere Empfindung des Aergers in mir aufsteigen zu fühlen, als damals; doch würde ich heute in ei-

nem ähnlichen Falle wahrscheinlich eine ähnliche Pein ausstehen, ohngeachtet ich bestimmt fühle, daß mein Benehmen lächerlich war, daß ich mich ja nur im ersten Augenblick mit Herrn W. offen verständigen konnte. Warum ich das, trotz dieser Ueberzeugung, nicht that? Warum ich es noch heute nicht thun würde? — Das, mein Leser! entscheide aus eigener Menschenkenntniß, oder — lerne es bei Herrn v. Kotzebue.

Oldenburg.

Daß nicht Klima und Lage, nicht Vernachlässigung der Natur, noch Abgeschiedenheit von andern kultivirten Städten, das Emporkommen einer Stadt und die Bildung ihrer Bewohner unterdrücken könne — das beweist Oldenburg, das, trotz seiner rauhen Lage im äussersten Norden Westphalens, die angenehmste und interessanteste Stadt desselben ist. Die Natur hat sie ziemlich vernachläss-

sigt; die Gegend umher ist flach, und zum Theil öde; der kleine vorbeiströmende Fluß Hunte ist nicht für große Lasten schiffbar, und an der reizenden Mannichfaltigkeit schöner Natur-Szenen fehlt es hier gänzlich. Nur eine halbe Stunde von der Stadt ist ein Wäldchen, zu einer artigen Parthie eingerichtet, und auf den ehemaligen Festungswerken ist jetzt eine angenehme Promenade angelegt, die rund um die Stadt führt, und den Oldenburgern einen Spaziergang gewährt, der vielen größeren Städten fehlt, und den, ausser Münster, kein westphälischer Ort in der Art besitzt.

Was überhaupt Bildung und humaner Gemeingeist vermag, einen durch seine Lage isolirten Ort angenehm zu machen, ist hier geschehen, und keine andere Stadt Westphalens kommt darin dieser gleich. Selbst ihr Aeusseres gefällt. Zwar ist sie an schönen Gebäuden arm, zwar sind ihre Gassen nicht kunstgerecht und abgezirkelt, aber gut gepflastert, und ziemlich reinlich erhalten; auch ist die neue Vorstadt eine sehr hübsche Parthie, mit artigen Gebäuden und Straßen, die

den Mannheimer selbst nichts nachgeben. Das Schloß ist altmodig, aber das stille friedliche Wohnhaus eines guten geliebten Fürsten. — Die neue Kirche, eine prächtige Rotunde, ist ein Monument edler Einfachheit und geschmakvoller Baukunst; nur Schade, daß ihr Aeusseres dem Innern nicht entspricht, und der Fürst für dieselben Kosten vielleicht ein ganz neues Gebäude, (das Aeussere der vorherigen alten Kirche ist grossentheils stehen geblieben), auch in seiner äusseren Form vollständig, hätte errichten können. — Mit gleichem Geschmak und mit rührender ächter Simplizität angelegt, ist das neue fürstliche Begräbnisshaus auf dem Kirchhofe ausser dem Thore. Nur die Gebeine der verstorbenen Gemahlin des Fürsten ruhen bis jezt hier unter einem Monumente, das die Gestorbene wie den Hinterbliebenen gleich ehrt, und den gefühlvollen Fremdling tief erschüttert. — Ueberhaupt ist hier vollendet, was in Bremen begonnen wird. Dieser Kirchhof ausserhalb der Stadt ist der Begräbnisplatz aller Todten, und kein Modeton vertheuert hier dem Armen sein ewiges

Ruhelager; keine prangende kolossalische geschmaklose Monumente stören hier den Eindruck, aber mannichfach ist der Ausdruck des Schmerzens an dem, hölzernen Kreuze, wie an der geschmakvollen Urne; durch die Inschrift des Steines, wie durch die einsam wehende Trauerweide. Der Anblick dieser gemeinsamen friedlichen Leichenstätte erregt eine sanfte, wohlthuende Empfindung, die, ruhig schwärmend, sich gern in den Augenblick versetzt, wo unter der drückenden Last der Steine und Kreuze hervor die freieren Wesen sich liebend erheben, und das stille Todtenthal ein froher Vereinigungssaal werden wird.

Diese wohlthuende Stimmung stört kein unangenehmer Eindruck. Oldenburg beut dem Fremden nur erhebende Ansichten. Kein Bettler erinnert ihn auf den Gassen an menschliches Elend — er findet es auf eine wohlthätige und zweckmäßige Weise gehoben in dem Arbeits- hause; kein Jammer gemarterter Menschen trifft auf ihn in dem Straf- hause — er sieht die Verbrecher gesichert, und

durch weise Zucht gebessert — Ruhe, Ordnung und Sicherheit umgeben ihn.

Und eine humane biedere Gastfreundschaft nimmt ihn willig auf; eine gebildete, Anmafsungs- und Rohheitslose, Geselligkeit macht ihm den Aufenthalt möglichst angenehm. Der sonst so zwangvolle Ton in Residenzstädten ist hier fremd. Der Hof lebt ohne Geräusch, und selbst der gebildete Fremde, der es wünscht, kann den edlen Regenten dieses Landes ohne Zwang kennen lernen. — Der Hofstaat ist unbedeutend, und Verschiedenheit der Stände schränkt hier überhaupt die Geselligkeit nicht ein. — Dies ist, wie an mehreren Orten, so auch hier die gute Folge der etablirten Klubbs. Es existirt nämlich ein grofser Klubb, zu welchem, ohne Rücksicht auf Stand und Titel, Adel und Nichtadel, blos das Ballot den Zutritt verschafft. — Diese aus allen Ständen vereinte Klubbgenossen haben gemeinsame Assembleen gestiftet, wozu sich auch Damen efinden. Das Winter - Konzert ist zugleich vorzüglich gut; bei näherer Bekanntschaft findet der Fremde willigen Einlaß in gebildete Fa-

milienkreise — kurz! das gesellige Leben Oldenburgs ist äusserst angenehm.

In litterarischer Hinsicht steht Oldenburg eben so sehr vor allen westphälischen Städten mit Recht obenan. Es zählt eine Menge trefflicher Köpfe und bekannter würdiger Gelehrten, von denen ich nur den trefflichen Regierungsrath von Halem, Kanzleirath Gramberg, Generalsuperintendent Muzenbecher, und Inspektor Kruse anführen will, obschon es unter den jüngeren noch mehrere aufstrebende thätige Köpfe, Kabinetssekretair v. Halem, D. Runde, Sekretair Gramberg, D. Cordes u. A. gibt, deren Bekanntschaft jedem Fremden die angenehmste Unterhaltung verspricht. Ich selbst verdanke ihr einen der angenehmsten Abende meiner Reise, den ich in dem Zirkel dieser Männer, der unter dem Namen der litterarischen Gesellschaft existirt, verbracht habe. Ein neuerer Reisebeschreiber, *) der selbst nie in Oldenburg war, hat

*) Herr Dr. Hoche im ang. Buche S. 520.

keine ganz richtige Nachricht von ihr gegeben. Ohne Anspruch auf Protektion und Celebrität, ohne bestimmte Absicht zu litterarischen, ökonomischen oder andern Zwecken zu wirken, versammeln sich ihre Mitglieder wöchentlich, um sich über litterarische Gegenstände zu unterhalten, Gedrucktes zu lesen, und ihre etwaigen schriftlichen Aufsätze der Kritik der Gesellschaft zu unterwerfen. — Ich hörte dadurch ein Bruchstück eines noch unvollendeten vielversprechenden größern Gedichtes von dem geist- und gefühlvollen von Halem, und mehrere andere kleinere interessante Aufsätze. — Ueber das Vorgefallene hält der zeitige Wirth (die Gesellschaft kommt abwechselnd in ihren Häusern zusammen) ein Protokoll, das am nächsten Versammlungstage vorgelesen, und mit eingestreuten wizzigen Bemerkungen gewürzt wird. Vierzehntägig ist ein freundliches gemeinschaftliches Mahl damit verbunden, an dem ich einige wahrhaft frohe Stunden feierte. — Dies ist die ganze simple und nützliche Einrichtung. Die Verbindung mit der Bremischen litterarischen Gesell-

schaft besteht erst seit einigen Jahren, und reduzirt sich auf eine jährliche Zusammenkunft an einem Zwischenorte, und auf gegenseitige Mittheilung eines Auszuges der Protokolle und solcher handschriftlicher Aufsätze, deren Mittheilung verlangt wird. Die Oldenburgische Provinzialschrift, Blätter vermischten Inhalts, wovon sechs Bände herausgekommen sind, war kein Unternehmen der litterarischen Gesellschaft, wiewohl die Idee dazu dort gefaßt, und von drei Mitgliedern derselben ausgeführt ward. Jene periodische Schrift gab wieder den Anlaß zu v. Halem's vortrefflicher Geschichte Oldenburgs, wovon die Bruchstücke zuerst dort erschienen.

An litterarischen Hülfsmitteln fehlt es auch übrigens in Oldenburg nicht. — Ausser einigen bedeutenden Privatbibliotheken, der v. Halemschen im historischen und ästhetischen, der Gramberg'schen im medizinischen Fache vorzüglich, hat der Herzog noch die ansehnliche Brandes'sche Bibliothek angekauft, und zum öffentlichen Nuzzen bestimmt. Sie steht in einigen Zimmern des Schlos-

ses aufgestellt, ist vorzüglich im historischen und naturhistorischen Fache wichtig, und gegen einen Empfangschein für jeden (nicht blos für die litterarische Gesellschaft) Einheimischen zum Gebrauche; doch ist eine bestimmte Zeit zum Behalten der Bücher festgesetzt. Für die Kunst findet man einzelne interessante Beiträge, und das Gemäldekabinet des Majors von Hennendorf war ziemlich bedeutend und hatte mehrere gute Stücke. Der alles Nützliche fördernde Herzog sorgte auch für diesen Gegenstand mehrfach, und hat noch kürzlich einen jungen Künstler auf seine Kosten zu mehrerer Ausbildung reisen lassen.

Ich darf es noch einmal mit vollem Rechte wiederholen: Oldenburg ist durch seine Bewohner die angenehmste und interessanteste Stadt Westphalens, eine der interessanteren Deutschlands, und wird durch den Anblick des edlen Fürsten, der hier wie ein Vater unter Kindern, ohne drückenden Rang und Etikette, friedlich lebt, jedem ächten Kosmopoliten das unvergeßliche Bild einer idealischen Residenz in der Wirklichkeit gewähren.

Herzogthum Oldenburg.

Wie ich mit tiefem Schmerze die Beschreibung der unglücklichen Grafschaft Rittberg begann, und vor ihrem traurigen Geschik zitternd erröthete — so gebe ich jezt mit reiner Freude und mit hohem Stolze die Darstellung eines andern Landes Westphalens, dessen Bewohner gesegnet, ruhig und glücklich unter dem sorgsamem Schutze eines weisen, gütigen Regenten leben. — Mit hoffnungsvoller Erwartung betrat ich es, mit geschärfter Aufmerksamkeit zog ich Erkundigungen über seinen Zustand ein, und ich fand mit unendlicher Freude die Beschreibung wahr, die man davon entworfen — wahr das schöne herrliche Bild, das der treffliche vaterländische Geschichtschreiber *) von dem Schiksal seiner Mitbürger mit so lebhaften als richtigen Farben mahlte.

„Der Oldenburger,“ sagt er, „liebt sein Vaterland, das Land, wo er zuerst als Mensch sich fühlte; liebt es, weil er

*) v. Halem's Geschichte des Herzogthums Oldenburg, Bd. 2. S.V. Vorrede.

hier in einem vorzüglichen Grade seiner Menschheit froh werden kann. — Freiwandelt er unter Freien; hört keine Seufzer fröhnender Leibeigenen, keine Klagen des Landmannes, dessen Söhne gewaltsam zum Kriegsdienste entrissen werden. In der Rechtsverwaltung siehet er Gleichheit, in der Religion ächten Geist des Protestantismus herrschen. Er sieht die Verschiedenheit der Stände kaum merklich die Geselligkeit einschränken. Willig zahlt er dem Staate seine Abgaben. Er weiß, daß ohne sie die augenscheinlichen Vortheile gesellschaftlicher Verbindungen nicht genossen werden können. — Er weiß, daß, hat er sie entrichtet, der Gebrauch seines wohlerworbenen Vermögens völlig unzertrümmert bleibt. Er weiß, daß seine Vorweser vor hundert Jahren schon dieselbigen Abgaben leisteten, zu welchen er verpflichtet ist. Er erkennt, wie viel billiger es ist, die Steuern, wie hier, von dem ihn nährenden Boden, als durch Mittel zu heben, die zu Betrug führen, und die Moralität verderben. Er weiß endlich, daß der Ertrag seiner Steuern nicht verschwendet wird: denn er hat

volles Vertrauen zu dem Regenten, der seine Reichstandsverhältnisse nicht verkennet, und dessen Handlungen täglich davon zeugen, dafs auch er Vertrauen und Liebe zu dem Volke heget, dessen Wohl zu befördern er berufen ward.“

Diese reizende Darstellung, so scheinbar idealisirt sie ist, enthält doch wahrlich keine Periode, die nicht der Augenschein bestätigte, und faktisch bewahrt werden könnte. Sie ist der getreue Abrifs des seltenen Schicksals von etwa neunzigtausend Menschen, die einen Flächenraum von fünf und vierzig Quadratmeilen bewohnen, den die Natur zum Theil reichlich, zum Theil kärglich ausgestattet hat. Denn der Boden theilt sich in Gras- und Marschland. Ersterer ist dürr, sandig und grössentheils Moor, den man nur zu Torf benutzen kann, obgleich doch auch daran das Land nicht genug hat, und davon noch aus Ostfriesland kommen lassen mufs. Die Marschgegenden aber haben einen fetten, fruchtbaren Boden, der vorzüglich zur Viehzucht genutzt wird. Diese ist sehr ergiebig. Sowohl mit den vorzüglich guten

Pferden, als mit dem fetten Hornvieh und dessen Erzeugnissen, Butter und Käse, wird ein bedeutender Handel in's Ausland getrieben, und die Bewohner der Marschgegenden sind durchgehends sehr wohlhabend; Manche in der That sehr reich. Indefs fehlt es, durch den Mangel des Akkerbaues, an Getraide, das auf der Weser eingeführt wird, die zugleich das Vieh und die übrigen Fabrikate ausführt. Diese letzteren bestehen vorzüglich in Flachs, Leinwand und Holzgeräthen — drei bedeutenden Erwerbszweigen der industriösen und thätigen Landleute, die um so arbeitsamer sind, als sie fühlen, daß die Regierung des Landes den Fleiß schützt und belebt, und daß sie die Früchte desselben ganz für sich selbst erwerben und genießen dürfen. —

Denn die das ganze übrige Westphalen mehr oder minder drückende Leibeigenschaft ist hier vertilgt. Spuren derselben sind nur noch in den Katastern zu finden, die den Ursprung der Geldabgaben nachweisen. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts, da Oldenburg noch

unter dänischer Regierung stand, wurden alle Dienste und ständige sowohl als unständige Gefälle, z. B. Weinkauf, Erb- und Sterbfälle, Leibeigenschafts-Gelder, Zehnten, u. s. w., die der Landesherrschaft bisher herkömmlich geleistet waren, nach einem Durchschnitt mehrerer Jahre zu Gelde gesetzt. Bei diesem Ansatz ist es auch bis jezt immer geblieben, obgleich die Fruchtpreise sich seitdem verdreifacht und vervierfacht haben, und z. B. damals der Scheffel Roggen zu acht Groschen (sächsisch), der Gerste zu sieben und einem halben Groschen, und der Hafer vier Groschen nur angeschlagen waren. So richtig daher die Finanzoperation gewesen, und mit dem Wohl der Meier Hand in Hand gegangen seyn würde, wenn die Frucht- und Zehntgefälle von zehn zu zehn, oder auch von zwanzig zu zwanzig Jahren, nach einem Durchschnitt der fortschreitenden Preise zu Gelde gesetzt wären; so auffallend irrig war diese unbeschränkte Geldansezzung, wobei sich der Meier freilich gar sehr wohl befindet, aber der Staat offenbar nicht wirklich gewinnt. — Die Meier können übrigens

seitdem auch (und dies war ein zweiter bedeutender Uebelstand bei der Freilassung) ohne landesherrliche Bewilligung Schulden machen, und bei Konkursen werden die Meiereien dazu gezogen. — Aber nur Einer ihrer Kinder, nach Verschiedenheit des Distrikts der Aelteste oder Jüngste, erbet die Stätte, und findet die Uebrigen mit zwanzig vom Hundert des Werthes der Stätte ab. — Doch hat der Meier die Macht, von der Sitte des Distriktes abgehen, und einen Andern von seinen Söhnen zum Grunderben einzusetzen zu dürfen. — Auch gelten diese Beschränkungen nicht von den Bewohnern der Butjadinger Marsch, die freie Disposition über ihre Grundgüter haben.

Die Besteuerung geschieht hier ebenfalls nach einem so milden Tarif, dessen sich wenige Länder rühmen können. — Ausser jenen angeführten, zu geringen Geldbeträgen angeschlagenen Gefällen bezahlt das Land noch sechszigtausend Reichsthaler Kontribution, die auch schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts so hoch bestimmt, und nach festen Grundsätzen auf die pflichtigen Grund-

güter vertheilt sind. Es ist also wörtlich wahr, was v. Halem sagt: „Dafs der Oldenburger rühmen kann: er zahle nicht mehr Abgaben, als sein Vorfahr schon vor hundert Jahren gezahlt habe. — Die Landesherrschaft würde auch nothwendig dahei zu kurz kommen müssen, wenn nicht im Laufe der Jahre der Ertrag der Domänen sehr vermehrt, und besonders der Elsflether Weserzoll, von zwanzigtausend Reichsthalern, die er zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts trug, wie man sagt, schon auf hunderttausend Reichsthaler gestiegen wäre. Dieser Zoll ist der wahre Plutometer der Bremer, die die Hauptzahler sind, und deswegen nicht übel Lust hatten, sich bei Gelegenheit des Rastadter Kongresses seiner zu entledigen. Doch behauptet man, dafs diese Bemühungen bei jenem grossen Memoiren- und Adressen-Comtoir nur von einigen Gliedern der Kaufmannschaft hergerührt, und die Regierung der Reichsstadt keinen Theil daran genommen haben soll.

Das einzige Uebel, was die Bewohner der Oldenburgischen Marschen, vor-

zöglich bei schlechten Zeiten, sehr schwer drückt, aber, leider! nicht zu ändern ist, sind die Beiträge zur Erhaltung der weitläufigen See- und Weserdeiche, die die ganze Halbinsel einfassen, und nach v. Halem's Angabe (im a. B. Bd. 3. S. 199.) eine Streckke von 30,315 Ruthen ausmachen. Allein diese Plage der Natur läßt sich, trotz allen Wünschen und Bemühungen der sorgsamten Regierung, nicht ändern. Aber mildern liesse sie sich doch durch die Aenderung der ungleichen Repartition dieser Beiträge. Denn die Besitzer adelich freier Ländereien geniefsen, gegen Erlegung eines Geldbeitrages, der im vorigen Jahrhundert, da er bis weiter bestimmt ward, verhältnismäfsig war, jezt aber ganz unverhältnismäfsig ist, die gänzliche Befreiung von allen Deichlasten. Diese harte auffallende Unbilligkeit ist auch, wie man mich versichert, den Augen des gerechten Landesregenten nicht entgangen, und man sinnt auf eine desfallsige Verbesserung, die aber freilich sehr weitaussehend ist, wenn nicht die Eximirten selbst die Hand dazu bieten. Sollte man indess nicht dies schö-

ne Ehr- und Billigkeitsgefühl von dem Patriotismus der Oldenburgischen Edelleute, von ihrer Liebe für den Fürsten und dem Nachahmungseifer seiner partheilosen Gerechtigkeit erwarten dürfen? Sollte es nicht jeder Patriot fühlen, daß, nur hiedurch vor jedem möglichen Mangel und Unzufriedenheit geschützt, Oldenburg das vollendete Bild eines weise organisirten, gerecht verwalteten und glüklichen Staates werden würde?

Die weise Regierung befolgt indess in andern Fällen sehr strenge die Grundsätze rechtlicher Gleichheit, und hat dies vorzüglich in den neuesten Zeiten, bei der vorgenommenen trefflichen Verbesserung der Landespolizei, durch Repartition der Armenbeiträge bewiesen. Wie in England, ist hier der Beitrag zur Armenpflege eine Auflage, die nach den Bedürfnissen jedes Kirchspiels über alle Eingesessene desselben nach Verhältniß ihres Vermögens (das Jeder, wenn er mit der Taxation beeideter Achtsleute nicht zufrieden ist, selbst eidlich angeben kann) repartirt wird. Jedes Kirchspiel hat seine Spezial-Armen-Direktion, die aus dem

Beamten, dem Prediger, den zur besondern Aufsicht bestellten Armenvögten und den Verwaltern der Armenfonds (Armen-Juraten) besteht, und nach Mehrheit der Stimmen bei ihren Berathschlagungen entscheidet. In zweifelhaften Fällen berichten die Direktionen an das in Oldenburg sizzende Generaldirektorium des Armenwesens, dessen beständige Mitglieder der Generalsuperintendent, der Anwalt der geistlichen Güter, der Kammerrath, welcher das Polizeifach hat, und der erste Bürgermeister der Stadt, sind. — Dies Kollegium wählt noch drei Beisitzer, die in diesem Augenblick Glieder der Regierung sind. Diese musterhafte Armen-Einrichtung war schon unter der Regierung des vorigen Herzogs Friedrich August eingeleitet, aber die wirkliche Ausführung verdankt das Land dem jetzigen thätigen Herzoge. Die Verordnung ist vom ersten August 1786, und kein Oldenburger verkennt die sehr guten Folgen, die diese Einrichtung während den vierzehn Jahren ihrer Existenz für Moralität und Industrie gehabt hat. — Die Bettelei der Eingebornen hat ganz auf-

gehört; auf die Landstreicher wird durch die bestellten Polizeidragoner möglichst geachtet, und bedürftigen Reisenden wird von Ort zu Ort ein Zehrpennig gereicht. Arbeitsfähigen wird, wenn ihnen Arbeit mangelt, diese durch die Armenväter gegeben; Unfähige werden bei guten Leuten in die Kost gedungen. Die vorhin bestandenen Armenhäuser sind aufgehoben, und das größte derselben, das Kloster Blankenburg, hauptsächlich zum Aufenthalt für Wahnsinnige und solche Personen, die Andern zum Scheusal umhergehen, eingerichtet. In der Stadt Oldenburg ist aber ein Arbeitshaus, in welchem die Armen, welche man dort besser als in ihren Wohnungen arbeiten lassen kann, Obdach und Wärme, auch die erforderlichen Geräthschaften und Materialien vorfinden.

Die Einkünfte der beträchtlichen allgemeinen Fonds und milden Stiftungen, die auf keine gewisse Kirchspiele eingeschränkt sind, sondern auf das ganze Herzogthum sich erstrecken, werden vom General-Direktorium verwaltet, und zu den Kosten der Verpflegung und Fortbrin-

gung fremder Armen, zur Bezahlung der Aerzte und Wundärzte bei ausserordentlichen Fällen, zum Zuschuss an Bedürftige besseren Standes und zur Unterstützung derer, die durch unvermuthete Unglücksfälle zurückgekommen sind, verwendet. Wenn ein dürftiger Kötter im Brande seine kleine Habseligkeit verloren, wenn einer Wittwe ihre einzige Kuh umgekommen ist, so eilen sie zum Armen-Direktorium, und erhalten, nach den Umständen eine baare Unterstützung von mehreren Pistolen. Eine eben so wohlthätige Stiftung ist auch die des Grafen Christoph von Oldenburg, der in der dänischen Geschichte so berühmt ist. — Er schenkte vor ungefähr dritthalbhundert Jahren ein Kapital von zweitausend Reichsthalern, „um damit einer unberüchtigten Dienstmagd zu Ehren zu helfen.“ (v. Halem's Gesch. Old. Bd. 2. S. 103.) Dies Kapital soll jetzt zwischen zwanzig und dreißigtausend Reichsthaler stark seyn, und aus den Zinsen werden jährlich unbescholtene Dienstmägde, die sich nach Verlauf bestimmter Dienstjahre verheirathen, nach dabei festgesetzten Grund-

sätzen, mit fünfundzwanzig bis dreißig Reichsthalern ausgestattet.

So wie diese vortrefliche Armenpflege, sind auch alle übrigen Zweige der Landespolizei musterhaft verwaltet. — Die öffentlichen Sicherungs- und Strafhäuser sind zweckmäfsig und menschlich; der Verirrte wird mit Strenge und Güte behandelt; kein langsam verschmachtendes Opfer der Rachsucht, ein gesicherter Unmündiger, hat er keine Marter zu erdulden, vor der die Menschheit sich erröthend abwendet. Arbeit und Freiheitsverlust sind seine Strafe; und wenn er sie überstanden, kehrt er gereinigt in die Gesellschaft zurück, wo man ihm sein Fortkommen möglichst zu erleichtern sucht.

Zur Belebung und Verbesserung der Industrie hat man seit Kurzem angefangen, die grossen Gemeinheiten zu zer schlagen, und unter die einzelnen Interessenten zu vertheilen, wobei die Landeskultur sehr gewinnen wird. Der Landesherr sucht daher auch dieses Werk auf jede Weise zu befördern, und läfst, wie man mich versichert, die nöthigen Ver-

messungen und Repartitionen auf seine eigene Kosten verrichten.

So wie alle öffentlichen Anstalten, so sind auch die Verwaltungen der öffentlichen Geschäfte äusserst pünktlich. Das Postwesen ist z. B. hier so schnell und richtig, wie in wenigen deutschen Provinzen. Die geringste Verzögerung wird, auf die Klage des Reisenden, gehörig geahndet, und die öffentlichen Wege, welche die Landleute der verschiedenen Distrikte, theils auf eigene, theils auf landesherrliche Kosten, verbessern müssen, werden in sehr gutem Stande gehalten. Der Landbaumeister und die ihm Untergebenen wachen pünktlich darüber, und der Nachlässige erhält eine verdiente Strafe. — Dadurch wird die öffentliche Ordnung in dem Grade gesichert, als man sie hier findet.

Zu den guten Einrichtungen des Landes gehören auch noch die Brand-Versicherungs- und die Wittwen- und Waisen-Kasse. Die erste existirt schon seit königlich-dänischen Zeiten; die letzte in so vielfacher Hinsicht nützliche Einrichtung aber verdankt das Land in neueren Zeiten

dem Eifer und der sorgfältigen Berechnung des aus mancher Rücksicht merkwürdigen Stiftsamtmanns Oeder. — So wie jeder Unterthan sein Haus nach dem Taxate in der Brandkasse versichern lassen muß; so muß jeder herrschaftliche Bediente, nach dem Maasse des Gehaltes, auch seiner Wittwe und Waisen in der Wittwenkasse eine Pension versichern. Die Direktion dieser letzten Kasse ist einem besonderen Collegium anvertraut.

Das Militärkorps des Landes ist nicht gröfser, als es das Bedürfnis, innere Ruhe zu erhalten, erfordert. Es besteht aus hundert Mann, die gut gekleidet und genährt sind. Ein grofser Theil derselben sind Fremde, denn die Einheimischen lieben den Soldatendienst nicht, und von Zwang ist durchaus nicht die Rede. — Schon zu dänischen Zeiten ist die dem Lande aufgelegene Stellung von dreiszig Mann Rekruten abgekauft, so dafs für den Mann siebenzig Reichsthaler bezahlt werden.

So rühmlich alle diese Einrichtungen und Fürsorgen der Landespolizei sind, so

streng, schnell und gerecht ist auch die Rechtsverwaltung, in der von Halem billig die herrschende Gleichheit rühmt. Die höchste Landesinstanz ist die Regierung, die aus sechs stimmführenden Mitgliedern, zwei Sekretarien, dem Archivar und dem Registrator bestehet. Alle Hoheitsrechte, Lehenssachen, Grenzsachen, und die sämtlichen Verhältnisse mit Auswärtigen gehören zu ihsem Ressort. Die Freien nehmen hier ihr Recht in erster Instanz, für die Pflichtigen aber (deren erste Instanz eins der vier Landgerichte des Herzogthums oder ein Stadtmagistrat ist) ist sie ein Appellationsgericht. Die appellable Summe ist auf dem Geest-Lande fünf und zwanzig, auf den Marschen aber fünfzig Reichsthaler. Das Verfahren bei diesem Gerichte ist durch ein neues Prozeß-Reglement bestimmt und sehr prompt. Von den Erkenntnissen desselben kann indess noch revidirt, oder an die Reichsgerichte appellirt werden. Zum ersteren muß die Summe hundert Reichsthaler, zum letzteren tausend rheinische Gulden betragen. Auch die Kriminaljustiz ist bei der Regierung, und nur Todesurtheile be-

dürfen der landesherrlichen Bestätigung. Das Konsistorium besteht aus den Mitgliedern der Regierung, dem Generalsuperintendent, dem Anwalt geistlicher Güter und dem ersten Stadtprediger. Auch dieses Kollegium ist von einem thätigen, aufklärenden Geiste beseelt. Das neue Oldenburgische Gesangbuch, die neue Liturgie, der neue Katechismus — alles Produkte des letzten Jahrzehends, die durch den Druck dem deutschen Publikum bekannt geworden sind — zeugen in der That ganz von dem ächten Geiste des Protestantismus, den der vaterländische Geschichtschreiber rühmt.

In dieser für Oldenburg unvergeßlichen Periode sind alle Bildungsanstalten verbessert, und vorzüglich hat die lateinische Schule in Oldenburg eine neue Gestalt gewonnen. Die alte Klasseneinrichtung, die noch die meisten dieser Institute zwangvoll drückt, ist aufgehoben, und jeder Lehrer gibt nun in wechselnden Stunden, in der ihm am geläufigsten Sprache oder Wissenschaft, Unterricht. — Es sind ihrer (ausser einem Schreib- und Rechenmeister und einem

französischen Lektor) sechs, deren Einnahme ihren Arbeiten angemessen eingerichtet ist. — Der erste, Professor und Rektor, erhält mehr als achthundert Rthlr., und ist jetzt der durch mehrere gut aufgenommene Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen, und durch scharfsinnige philologische Kritik rühmlich bekannte Ahlwardt. Die Einnahme des zweiten Professors ist fünfhundert, der drei folgenden Lehrer vierhundert, des jüngsten Kollaborators aber nur einhundert Reichsthaler. Der zweite und dritte gegenwärtige Lehrer, Ricklefs und König, sind auch der gelehrten Welt durch fleißige litterarische Arbeiten bekannt.

Alle diese treffliche Einrichtungen — die bildenden, die wohlthätigen, die sichernden Anstalten — das ganze Wohl des Oldenburgischen Landes ist das Werk der Regierung des jezzigen Herzogs Peter Friedrich Ludwig, der es seit 1786 als Administrator regiert. Ein seltener, ein edler Fürst in der höchsten Bedeutung des Wortes — gleich verehrungswürdig als Mensch und als Regent. Mit unermüdeter Thätigkeit sorgt er für das

Glück seiner Länder. Er hat kein Geheimeraths-Kollegium. — Der Minister, Graf von Holmers, ist sein Geheimerath, und aus ihm, einem Sekretär und Registrator, besteht das ganze Kabinet. Der Herzog liest nicht nur alle schriftliche Vorträge selbst, und entscheidet mit tiefer Einsicht; sondern ein Jeder, der ihn selbst sprechen will, findet zu aller Zeit Zutritt bei ihm. Von seinem stillen Hofe ist das steife Zeremoniel möglichst verbannt. Feierliche Cour ist nur Einmal im Jahre, am Neujahrstage. Die mit der Verfassung jedes deutschen Hofes genau verwebte Adelsdistinktion ist auch hier nicht ganz verdrängt, aber ausser der Hofsphäre kommt der Geburts- oder erst durch Brief erhaltene Unterschied gar nicht in Betrachtung. Fremde, die sich qualifiziren, werden immer zur Tafel gezogen, und oft auch Einheimische, die einen Rathstitel haben. Der ganze Hofstaat besteht jezt aus dem Hofmarschall, dem Hofjägermeister und drei Kammerjunkern. Glänzender Aufwand ist hier durchaus fremd. Die beiden Prinzen, hoffnungsvolle Söhne des Herzogs, wer-

den auf eine zweckmäßige und einfache Weise erzogen; ihr Instruktor ist der durch Schriften für deutsche Sprachkunde und durch seinen neuern trefflichen Atlas bekannte Gelehrte, Kruse.

Nur durch diese rühmliche Einschränkung des Hofstaates, und das stille thätige Leben eines ächten Weisen, hat der Herzog seine edlen Wünsche realisiren können. Nur dadurch ist es auch erklärlich, wie er es möglich gemacht hat, die dem Vernehmen nach schon über eine Million Thaler *) sich belau- fenden Beiträge zu dem Reichskriege und nachher zu den Kosten der Demarkations- linie aus seinen Einkünften zu bezahlen, ohne bisher den ge-

*) Wenn man bedenkt, was in einem kleinen Lan- de, wie Oldenburg, mit dieser Million hätte Gu- tes gestiftet werden können — wie durch deren Verwendung auf Wege, Kanäle, Häfen, u. s. w. Handel und Kunstfleiß gehoben, oder durch Er- höhungen der Dienstbesoldungen und Schulen- verbesserung der Eifer und Muth für das Gute gefördert wäre —: so tranert man zwiefach über den entnervenden Krieg. Der Landmann hat in- defs, wie überall, auch hier durch die unge- heure Steigerung seiner Produkte gewonnen, und der Handel sich vermehrt. Das Dorf Brake ist ein blühender Ort seitdem geworden.

ringsten Zuschufs von den Unterthanen zu fordern. Und bedarf es daher noch einer leisen Frage: ob diese so glücklich und zufrieden sind, als v. Halem sie schildert? — Wer noch zweifeln kann, der gehe hin und sehe selbst. Unter Westphalens Provinzen ist Oldenburg die glücklichste, und unter Deutschlands Staaten sind wenige wie dieser, weil — wenige Fürsten sind wie dieser. O, daß sie es wären! Daß Alle der Geist dieses Fürsten beseelte! Daß das Schicksal dieses glüklichen Ländchens — Gemeinsinn, Ordnung, gegenseitiges Vertrauen, Gerechtigkeit und Treue — das Loos von ganz Deutschland würde! Ruhig dürften wir dann dem Toben des ausgetretenen Stromes der Zeit zusehen; er würde unsere blühenden Gefilde nie verheeren, und, aufgehalten von den Dämmen der Milde und der Zufriedenheit, in seine natürlichen Grenzen — unter das Gesez — zurückkehren.

Friedrich Ludewig! — Deutscher Jüngling, der du Sinn und Gefühl hast für Fürstenwerth und Gröfse, für Tugend und Menschenwohl — mit inni-

ger Ehrfurcht nenne diesen hohen Namen, und stolzer, höher steige dein Patriotismus beim Anblick dieses deutschen Regenten, der über ein biedres Volk zu wachen und zu herrschen verdient. — Walle hieher, wenn du ächte Freiheit suchest, und sieh, welches Glück ein edler Regent zu verbreiten vermag; wie unter dem Schutze und der Hülfe eines weise beherrschten Thrones sittliche Freiheit, bürgerliche Gleichheit, allgemeine Wohlfarth blühen, sicher und ungestört. Hier sieh das schöne Bild des guten Herrschers und treuen Volkes — des liebenden Vaters und dankbarer Kinder!

P o s t r e i s e .

Aus dem traulich frohen Kreise der literarischen Gesellschaft in Oldenburg, wo ich einen herrlichen Abend genossen hatte, stieg ich um Mitternacht, während eines tüchtigen Regenwetters, auf den unbedekten Postwagen, um wenigstens

mit minderer Schwierigkeit nach Aurich zu kommen. Der Weg dahin läuft meistens durch Haiden, die in herbstlicher Jahreszeit, und bei dem nassen Wetter, das mich seit Bremen verfolgte, für den Fußgänger nicht gut zu passiren sind. Dem unbedekten Extrapostwagen zog ich die zwar eben so unbequeme, aber geselligere Diligence vor. Auch konnte mir nur das bunte Quodlibet meiner Gefährten, und ihrer verschiedenen Handelsweisen, die Schneckenfahrt durch die öde Haide in einem fortwährenden Regen erträglich machen.

Man kann warlich eine Postreise nicht richtiger vergleichen, als mit dem menschlichen Leben. Eben dasselbe Abhängen von klein und unbedeutend scheinenden Umständen — das Wetter — die meist öden oder steinigten Wege — das mannichfache Gemisch der Gesellschafter — ihre verschiedenen Handlungen — das Gedränge unserer daraus entstehenden Empfindungen — der sichtliche Einfluß äusserer Gegenstände auf die innere Stimmung — — ist nicht das alles auch das Bild des Lebens? — Und — frage

ich Jeden, der auf der Post von Oldenburg nach Ostfriesland gereiset ist — ist nicht das Auffassen und Beschauen dieser Aehnlichkeit das einzige Vergnügen, welches die Fahrt durch diese schwarzen Torfmoore gewähren kann? Wahrhaftig! wäre es nicht diese Mannichfachheit kleiner Ansichten, man würde die ganze Reise eben so oft verwünschen, als ein Mißmuthiger sein ödes Leben, an das ihn doch immer wieder ähnliche kleine und dünne Fäden binden. — Wie verschieden ist dies Gefühl, ist die ganze menschliche Empfindungs- und Handlungsweise in einem und demselben Falle! — Unsere anderthalbtägige und nächtliche Fahrt war ein langsames langweiliges Kriechen durch häßliche Gegenden, die steter Regen noch widerlicher machte. — „Il n'y faut pas penser!“ sagte ein junger Franzose, sprang vom Postwagen herab, lief meistens neben her, sang und erwärmte sich im Laufen, während ein paar Andere über Nässe und Kälte ächzten. — Ich machte zuweilen Parthie mit ihm, und lernte hier aufs neue die Aeusserungen des nicht zu erdrückenden

Nationalgeistes und eines regen Jugendsinnes kennen. Der junge Mensch war mit seiner Familie ausgewandert; aber während diese zu Hamburg in stiller Erwartung der Dinge lebte, streifte er in der Welt umher, und wollte eben jetzt, trotz der augenscheinlichen Gefahr, nach Holland, um einem in Frankreich gebliebenen Jugendfreunde auf einer Reise nach England zu begegnen. Die hiemit verbundene Schwierigkeit war ihm interessant, und unsere heutige Fahrt ein komisch angenehmes Schauspiel für ihn, über das er Regen, Wind und Hunger vergaß. Destomehr aber dachten daran ein paar ostfriesische Handelsleute, die unaufhörlich beschäftigt waren, die innere Nässe mit der äusseren in's Gleichgewicht zu setzen, sich durch den erwärmenden Geist des Branteweins vor der Kälte zu schützen, und, von ihm beseelt, die Langeweile haufenweise zu verschlafen. Noch besser vertrieb diese der immer rege Spekulationsgeist eines holländischen Mäklers, der unterwegs überall Krammetsvögel (die hier sehr häufig sind) aufkaufte, um sie in Amsterdam den rei-

chen Lekkermäulern mit Vorthail wieder zu bieten. Nur ein paar Sachsen klagten und ächzten unaufhörlich, obwohl der zum Schuz des Post-Gutes mitgereiste Schirmmeister durch die Erzählung seiner Abentheuer vergebens Alles zu ihrer Unterhaltung aufbot. Dieser, ein Schiffer, und ein alter ärmlich gekleideter Bote, der als blinder Passagier mitreiste, blieben meine Gefährten bis Aurich, denn auf der lezten Station vor dieser Stadt ging der Franzose nebst den Uebrigen auf eine andere Route, über Niewischanz ab. Und in diesem Augenblick, als ich den Genuß des bisherigen bunten Schauspiels verlor, war es auch, als ob sich alle Mächte verschworen hätten, mir nun das Langweilige und Unbequeme einer Postreise recht fühlbar zu machen. Der Regen fiel in den diksten Strömen vom Himmel herab — der Schiffer fluchte — der arme Alte stöhnte — und der Schirmmeister schalt unaufhörlich. Obendrein ward es mit jedem Augenblick, des schnell einbrechenden Abends wegen, finsterer und der Weg schlechter. Dieser kann hier, leider! wegen Mangel an Steinen, und

wegen grundloser Tiefe, nie gehörig in Stand gesetzt werden; das einzige Mittel, ihn zu verbessern, ist ein bereits versuchter Knüppeldamm, der aber durch die Nässe bald anfault, und dann sowohl beschwerlicher, als auch gefährlicher wird. Ich machte die unangenehmste Erfahrung davon in der letzten Stunde vor Aurich, wo das immer mehr zunehmende Stossen, die augenscheinliche Gefahr, und die zuredende Ermahnung des Schirmmeisters durch drohende Erzählungen von dem öfteren Umwerfen auf diesem Wege, mich endlich bewogen, abzusteigen, und der Alte entschloß sich mit mir, (auf Befehl des Schirmmeisters!), das unbequeme Gehen dem gefahrvollen Fahren vorzuziehen. Wir mußten uns auf Einander stützen, um in dem schlüpfrigen Kleiboden fortzukommen. Der Alte schien sehr matt, und wankte oft. Halt Er sich fest an mich, guter Mann! — sagte ich ihm. Er scheint des Gehens nicht gewohnt zu seyn. „Doch!“ seufzte er. „Ich habe mein Brod davon?“ — In seinem Alter? „Eben weil ich alt und unfähig bin zu anderer Arbeit, lebe ich vom Botenge-

hen.“ — Hat Er denn keine Kinder?
 „Vier Söhne.“ — Nun und warum arbeiten sie nicht für ihren Vater? „Guter Gott!“ rief er: „ich muß noch für sie arbeiten. Ich bin aus dem ——schen, mein Herr! und meines Handwerkes ein Schneider. Gott gab mir vier gesunde, grofse und schöne Söhne: der Landesherr nahm sie mir. Sie sind Soldaten für einen Lohn, den ich durch meinen kümmerlichen Verdienst noch erhöhen muß. Es sind brave Jungen, aber sie können von ihrem Traktament nicht leben, und kommen, weil sie im —regiment sind, nie auf Urlaub. Vor sieben Jahren habe ich durch einen Fall den Gebrauch meines rechten Armes und den Verdienst meines Handwerkes verloren. — Nun gehe ich jährlich zweimal nach Ostfriesland und Holland, und ernähre dadurch mich, meine Söhne und mein altes treues Weib. — Es ist hart, Herr! aber wir sind zufrieden!“ — Doch sieht Er elend aus. — „Gott hat mich in diesem Sommer mit einer schweren Krankheit heimgesucht, und bei einem dreiundsiebenzigjährigen Manne verwischt sich das nicht so schnell. Und

heute, die Nässe — die Kälte — und —
 (er stunkte) — das Fahren kostet viel —
 ich — ich habe noch Nichts gegessen —
 als ein Stük Brod — — “ Heiliger Gott!
 Vier Söhne und keine Nahrung! — Un-
 glücklicher Mann! Armes Land! — „Gott
 erhalte den Fürsten! Wir arbeiten für
 ihn, und sind ruhig. Er soll viel Geld
 haben — sehr viel — und wir — ich —
 Nun er hat's auch sauer; meine Söhne
 wird er doch wohl versorgen — und
 mich ein anderer Herr bald in sein Reich
 aufnehmen.“ — Der Arme wankte auf's
 neue. Ich rief dem Postillon, zu halten,
 half dem Ermatteten hinauf, und dankte
 mit inniger Rückerinnerung meiner gütigen
 Freundin in Bremen, die mir ein kleines
 Proviantmagazin mitgegeben hatte, durch
 das ich nun den Alten stärken konnte.
 Allein — meine Freude war vergebens.
 Als ich den Korb beim ersten Lichte aus
 einem Wirthshause dicht vor Aurich öff-
 nete — waren die Elsmaterialien ver-
 schwunden, und die Weinflaschen geleert.
 Ich konnte also nun dem Armen nur mein
 Mitleid beweisen, und, statt des gehoff-
 ten stärkenden und erwärmenden Labe-

trunkes, ihm blos eine kalte Unterstüz-
zung zu seiner Zeche im Wirthshause
bieten. Hier blieb er, und ich habe ihn
nicht wieder gesehen; vielleicht ruhen
seine müden Glieder schon unter der für
ihn so harten Muttererde.

Der an mir begangene Raub des Pro-
viantes, und der dadurch gehofften Freu-
de, war, wie ich gleich ahndete und hin-
terdrein gewifs erfuhr, von dem Schiffer
und dem Schirmmeister begangen, und
mir nur deswegen von diesem so sehr zu-
geredet worden, abzusteigen. Das ist
Schutz und Schirm auf der Post! Wahr-
haftig! sollte man nicht sagen dürfen:
es gehe auf den deutschen Postwägen her,
wie vor den Tribunälen? Und muß man
nicht, bei der Verschiedenheit aller klei-
nen Staatsverwaltungen in Deutschland,
die Einheit bewundern, welche in den
verschiedenen Zweigen der öffentlichen
Sicherheitspflege des ganzen heiligen rö-
mischen Reichs Statt findet?

A u r i c h.

„So leben wir; so leben wir alle Tage, in der allerschönsten Saufkompagnie!“ — Das war der Willkommen, der mir beim Eintritt in das Gastzimmer zum schwarzen Bären in Aurich aus einer Menge von Kehlen entgegenschallte. — Die Gläser klirrten, Hurrah's erschallten, der Tabaksdampf kräuselte sich in dicken Wolken — kurz! ich glaubte mich um einige Jahre zurück nach Halle auf einen Studentenschmaufs versetzt. Und ganz geirrt hatte ich nicht. Es war ein Nachspiel des Halleschen Studentenlebens, das, wie es schien, hier noch nicht ganz verdrängt ist. Das heutige Fest war einem Professor aus Emden zu Ehren angestellt, von dem man sehr zufrieden versicherte: „Dafs er ein scharmanter fideler Kerl sey.“ In der That machte er dieser Versicherung durch sein Benehmen Ehre, so wie ihm diese dafür im vollen Maafse wieder von seinen Gesellschaftern ward, die ihn unter lautem Singen und Toben zum Wagen begleiteten.

Der Kontrast dieser lärmenden Zecher

und des armen Alten, der mich eben verlassen hatte, war zu stark, auch mein Gefühl körperlicher Unannehmlichkeiten von der heutigen Fahrt zu lebhaft, um an einer Freudenparthie Antheil zu nehmen, an der ich ohnedies nie habe Geschmack finden können. Denn, leider! waren Vergnügen dieser Art noch vor einigen Jahren in Halle an der Tagesordnung, und es galt für eine alberne Sonderbarkeit, sich davon ausschliessen zu wollen. Der grössere Haufen der Studierenden suchte eine Art von Auszeichnung in Exzessen der Rohheit; alles ästhetische und sittliche Gefühl ward stürmisch verdrängt. Diese Lizenz galt für akademische Freiheit, und wehe dem, der ihr nicht huldigte! Dies hatte die Folge, daß selbst die Besseren und Gesitteten meistens davon hingerissen wurden, und nur gänzliche Inurbanität bezeichnete einen „ordentlichen Kerl.“ An die Folgen dieser Tendenz in bürgerlichen Verhältnissen, an das zukünftige Anstossen gegen alle Konvenienz und Schiklichkeit, dachte man nicht, oder wollte man nicht denken; man meynte, „die Philister schon

zurecht sezen zu können." Dies hat denn aber sich im Gegentheile bewiesen. Der unsittliche Uebermuth hat bürgerliche und sittliche Verhältnisse nicht umzustossen vermocht, sondern steht jetzt in seiner widrigen Gröfse vereinzelt da. Manche, manche Stadt kann aus ihren jüngeren Bürgern Belege dafür liefern; manches Kollegium solche Subjekte aufzeigen — und mancher Aufrichtige hat es mir gestanden, und wird es hier gestehen, dafs seine akademische Laufbahn in sittlicher Hinsicht ihn zurückgesezt, und dieses Zurückschreiten ihm in den nachherigen bürgerlichen Verhältnissen manche bittere und peinliche Stunde bereitet hat. Diese Erfahrungen, und die weisen Einrichtungen, welche in den späteren Zeiten zur Beschränkung der schädlichen akademischen Freiheit zu Halle getroffen sind, werden hoffentlich jenen rohen Geist wieder verdrängen, der aus einer solchen Pflanzschule sich leicht hätte weit verbreiten können, und dessen schädliche Folgen das Thema zu einer Abhandlung darbieten, die, trotz aller ih-

rer Wahrheit, hier am unrechten Orte seyn würde.

Mir wird man aber diese abschweifende Bemerkung um so mehr verzeihen, da sie mit meiner Ansicht von Aurich genau zusammenhängt. Ich fand nämlich diesen Halleschen Ton unter den hiesigen jungen Männern, mit wenigen Modifikationen, wieder. Ein grosser Theil derselben bestand aus alten Universitätsbekannten von mir; die Meisten kannte ich zugleich als ächte Biedermänner. Es schmerzte mich daher, mich ihnen nicht mehr wieder nähern zu können, da ihre äussere Lebensweise zu viel Abweichendes von der meinigen hatte. Als sie mich erkannten, ward ich mit herzlichen Begrüssungen empfangen, aber auch eben so bald wieder verlassen, weil das Zechen fort dauerte, und man sich meiner Antipathie dagegen erinnerte. Als ich das Zimmer verlies, war man noch im besten Jubel, der bis spät Nachts fort dauerte. Es sollte oft so hergehen, und alle ihre übrigen Zusammenkünfte waren auf einen ähnlichen alten Studentenfuß eingerichtet. Welche allgemeine Bildung läßt sich bei

dieser Tendenz der keimenden höheren Klasse erwarten? — Dennoch hat man mir den Ton in Aurich — den ich aus meinem Bekanntschaftskreise und einem sehr kurzen Aufenthalt nicht beurtheilen mag und kann — sehr gerühmt. Es soll viel Geselligkeit herrschen. Die Mitglieder der königlich-preussischen Regierung und Domänenkammer können einen artigen Zirkel bilden, und der wohlhabenden Kaufleute gibt es viele. Im Winter gibt es allgemeine Bälle und Konzerte, und häusliche Parthieen sind häufig. Das meiste Verdienst in dieser Hinsicht erwirbt sich der Kammerpräsident, Graf von Schwerin. In seinem Hause bildet sich öfters ein angenehmer Zirkel. Er bewohnt einen Theil des hiesigen Schlosses; seine hier eingerichtete Wohnung sowohl, als die damit verbundene Gartenparthie, zeugen von einem sehr gebildeten Geschmack. Er besitzt die öffentliche Achtung und Liebe.

Aurich hat eine freundliche Lage, die um so mehr wohlthut, wenn man von Oldenburg herkommt, und anderthalb Tage lang kaum etwas mehr als Torfmoore

gesehen hat. Der Wall gewährt eine angenehme Promenade, und den Anblick lachender, wenn gleich meistens einförmiger flacher Gegenden. Die Stadt selbst ist niedlich, und im holländischen Geschmack gebauet; man findet in ihr schon ganz die den Ostfriesen wie den Holländern eigene Eleganz und hohe Reinlichkeit, aber auch dieselbe kleinliche und huntschekkkige Bauart. An öffentlichen oder durch Architektur merkwürdigen Gebäuden findet man hier Nichts. Das ehemalige Schloß ist durchaus nicht sehenswerth, und jezt der Wohnsitz mehrerer königlichen Beamten. Für Kunst und Wissenschaft findet der Reisende auch keine besondere Nahrung, als die Bekanntschaft einiger interessanter gelehrter Männer. Oeffentliche litterarische Institute gibt es nicht. Wer würde auch, um diese aufzusuchen, nach Ostfriesland reisen?

In Aurich hatte ich, ausser meinen Universitätsbekannten, auch einen meiner ehemaligen Lehrer und Bildner wieder gefunden, den — Tanzmeister C., einen Mann, der seinen Wirkungskreis nur in Westphalen hat, aber auch dort die meisten Honoratioren zu seinen Schülern zählt. Er ist ein Systematiker, wie je eine Wissenschaft Einen gehabt hat, und seinem einmaligen System treuer, als Reinhold; ja, man könnte sagen: er sey ein Nikolai in der Tanzkunst. Es ist nicht genug, daß er dieselbe Marschir-, Haltungs- und Tanzmethode, und dieselben Pas lehrt, in denen er vor vierzig Jahren brillirte, sondern ich erinnere mich sogar, seit ich ihn kenne, — etwa 20 Jahre — keine andere Kleidung an ihm gesehen zu haben, als die er heute noch trägt. Er ist ein Muster der Reinlichkeit, Ordnung und Zierlichkeit; aber er kann auch eben so grob werden, wie Herr Nikolai, und seinen Scholaren Stöße und Püffe versetzen, wie Dieser den kritischen Philosophen, die auch von eben

derselben verkehrten Wirkung sind. — Von der neueren — beiläufig gesagt, sittlicheren, als der knapp anliegenden — weiten Kleidertracht ist er ebenfalls ein geschwornener Feind, und verachtet die ihm unbegreiflichen schottischen Pas eben so sehr, als Nikolai die Wissenschaftslehre. So lange er lebt, ist er ewig durch Westphalen gereist, wie N. durch Deutschland; hat gelobt und geschimpft, wie dieser, nur — keine Phantasmen gesehen, ausser Mittags nach dem Schnaps, oder Abends nach der Trinkstunde; und ich erinnere mich nicht, ob diese auch die Stunden der Nikolaischen Geistererscheinung waren — doch weifs ich gewifs, dafs auch Hr. C. sich dieser Ursache wegen zuweilen abtreibende Blutigel sezen läfst.

Dieser (nach Nikolaischer Definition) philosophische Tanzmeister ist übrigens zugleich ein sehr ehrlicher Mann, und ein unveränderlicher Freund seiner Schüler. Er bereist Westphalen in einem steten Zirkel, so dafs er nach einigen Jahren immer Bekannte und neue herangewachsene Sprösslinge einer Familie fin-

det, die seiner Bildung übergeben werden. — Der größte Theil Westphalens tanzt auf C—sche Manier. Jezt hielt er sich in Emden auf, hatte in Aurich nur einen Besuch gemacht, und schlug mir vor, mit ihm am andern Tage nach Emden zurückzukehren, was ich denn auch annahm.

Wir machten diese Tour auf dem erst seit Kurzem fertig gewordenen Kanal, der auf Aktien mehrerer Kaufleute errichtet ist, und von Aurich nach Emden führt, in einem Trekschuyte, das täglich zweimal diesen Weg macht. Die Fahrt in einem solchen Miniaturschiffe, das von einem Pferde gezogen wird, ist sehr langweilig, vorzüglich auf diesem Wege, der keine Abwechslungen der einförmigen Gegend darbeut. Auf der Mitte des vierstündigen Weges wird an einem Wirthshause Halt gemacht, und das Trekschuyt gewechselt, indem eins von Emden bis hieher kommt, und die von Aurich eingetroffenen Passagiere mitnimmt, die seinigem aber dem Auricher Fahrzeuge übergibt. Die Anlage dieses Kanals befördert den Verkehr und Umtrieb von Emden

nach Aurich sehr, und macht, bei den vielen damit verknüpften Schwierigkeiten, sowohl dem Baumeister als den Unternehmern gleichviel Ehre. Der Bau hat sehr viel Zeit und Kosten erfordert. Den Betrag der letztern konnte ich zwar nicht genau erfahren; allein das kostspielige Herbeiführen des entfernten Wassers, und die Menge von Schleusen reden laut für die Grösse desselben. Man verdankt die Beförderung dieser nützlichen Anlage vorzüglich auch der weisen Mitwirkung der königlichen Kammer in Aurich.

So langweilig diese Schifffahrt gewöhnlich seyn muß, so sehr angenehm ward sie diesmal für mich; theils weil ich die Vorzüge derselben vor einer Postreise recht behaglich empfand, theils wegen der in ihrer Art sehr interessanten Unterhaltung meiner Gesellschafter. Diese bestanden, ausser meinem Tanzmeister, aus zwei andern sehr ehrwürdigen Herren in schwarzen Rökken und gewaltigen Perükken, unter denen sich zwei pädagogische Genies verbargen. Der Eine war Kantor, und der Andere ebenfalls ein — aber lateinischer — Lehrer aus Em-

den. Beide gingen zuerst mit meinem Gefährten die Chronique scandaleuse ihrer Stadt durch, und verweilten vorzüglich lange bei der ärgerlichen, die Verderbtheit der Zeit beweisenden Neuigkeit: dafs eine Krämerswittwe mit 20,000 Gulden Vermögen einen Schauspieler geheirathet hatte. Hiedurch kamen sie auf die Pädagogik.

„Um das gottvergessene Weib,“ sagte der Kantor, „wird sich kein guter Christ bekümmern; aber dafs ihr einziger Sohn nun auch dem Heilswege entrissen wird“ — er seufzte andächtig.

„Wohl, Herr Kollega!“ erwiederte der lateinische Lehrer: „schon kommt der Nefas nicht mehr ordentlich in die Klasse, aber —“

„Zu mir kommt er regelmäfsig,“ sagte mein Tanzmeister.

„Da haben wir's! Den Katechismus vergessen, Gott verspottet —“ sagte er-
hitzt der Kantor.

„Und latinitatem, Herr Kollega! Keine Regel, keine Vokabel weifs der Asinus.“

„Das liegt am Unterricht, sagte mein

alter Freund. So darf er mir nicht kommen. Das liegt an der Manier.“

„Nein, im verderbten Geblüte,“ sagte der Kantor und schnupfte. „Die alte Erbsünde —“

„Die weiß ich schon herauszubringen, wenn er seinen Pas nicht ordentlich macht. Aber er ist Einer meiner Besten.“

„Ja, ja! da liegt's. Da regt sich eben der alte Adam, der böse Feind. Tanzen und Springen, aber keine Religion —“

„Und keine Wissenschaft, Herr Kollege! wie ich sage; nicht Konjugation, nicht Deklination! Oh te ignorantem!“

„Ich sage: er ist Einer meiner besten Tänzer; aber man muß ihn dressiren. Ich halte ihn kurz —“

„Gott weiß es! wie oft ich ihn zu seiner Ehre kristlich durchgeprügelt; aber der böse Feind ist nicht herauszutreiben.“

„Und keine Regel hineinzuschlagen.“

„Ich weiß ihn zu behandeln,“ sagte mein Tanzmeister. Wenn er einen Fehler macht, und ich rufe: Mosje Franz! — so ist gleich Ordnung da. Schultern zurück! Links! Rechts! — gleich versteht er mich. Er ist ein guter Tänzer.“

„Und ein schlechter Lateiner! Der Homunculus —“

„Und ein gottvergeßsner Krist! Aber das kommt daher. Ich habe es lange gesagt, das sündliche Tanzen — was wird daraus werden? Sodom und Gomorra — der Herr —“

„Hm!“ rief mein alter Lehrer. „Der Katechismus macht Keinen fromm. Haltung ist das Erste, was ein junger Mensch braucht; man kann es Einem Zeitlebens ansehen, (er blickte selbstgefällig nach mir hin), in welcher Tanzschule er gewesen ist. Der Mosje Franz kann noch genug lernen.“

„Ja wohl! Gräuel, Laster! — O du mein Heiland, was bedarf ich denn als dich?“

„Und latinitatem — den Cellarium — aber ich habe es lange gemerkt; da läuft und springt er lieber zu solchen Landumziehern —“

„Komödianten — Ballettänzer — Luftspringer — Gottesverächter — O Herr! erbarme dich über Zion; die Zeit des Falles ist nahe.“

„Landumzieher? Luftspringer?“ rief

der Tanzmeister, und sein rothes Gesicht verwandelte sich in Kirschbraun — „Ich bin Fiskal des Reichsgrafen von * *, und habe so viele angesehene Scholaren, als kein Ruthenmonarch — Tukmäuser — “

Er machte seiner Galle durch Worte Luft. Der lateinische Lehrer blieb nichts schuldig. Der Kantor seufzte und betete in andächtigen Verwünschungen. Endlich provozierte man auf meine Entscheidung; der Tanzmeister mit vielem Pathos, indem er mich als Doktor anredete, worauf die Andern sogleich beistimmten. — Wichtiger habe ich nie ein Schiedsrichteramt verwaltet. „Qui proficit in litteris et deficit in moribus etc.“ sagte ich, in lebhafter Erinnerung des vorigen Abends, zu dem lateinischen Lehrer, und erhielt seine völlige Zufriedenheit, weil ich ihn in seiner Sprache anredete. Aber kaum hatte ich das „Hütet Euch vor denen, die in Schaafskleidern umhergehen, denn inwendig sind sie reissende Wölfe“ — ausgesprochen, und den Kantor gebeten, das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner fleißig zu lesen, als er mit einem „Der Herr wird's richten!“ aus der Kajüte in

den Raum eilte, und dort mit vieler Salbung auf die Neologen, Freimäurer und Illuminaten schimpfte. Mein alter Lehrer aber blieb triumphirend, als Reichsgräflicher Fiskal und Tanzmeister, auf dem Kampfplatze, und versicherte dem lateinischen Lehrer unaufhörlich, daß ich Einer seiner besten Scholaren gewesen sey, und dieser dagegen gestand: er sehe, daß man tanzen, und lateinisch lernen, aus Mosje Franz also wohl noch Etwas werden könne. Mit dieser Hoffnung kamen wir endlich in Emden an, wo mir mein erfreuter Lehrer keine Ruhe liefs, bis ich ihm versprochen, in seinem Quartier mein Logis zu nehmen.

E m d e n.

Diese Gefälligkeit (die es Anfangs von meiner Seite war) verschaffte mir mehr Vergnügen, als ich hatte erwarten können. Das Quartier des Tanzmeisters war nämlich in dem Hause eines Speisewir-

thes, das an den Hafen stiefs, und also die herrlichste Aussicht auf den grossen Kanal mit seiner zahlreichen Menge von Schiffen gewährte. Ich durfte nur an's Fenster treten, um in das ab- und niederwogende Getreibe der Fluthen des Kanals und des regen Getümmels am Lande verflochten zu werden. Und ich genoss wahrlich wohl das sonderbarste Schauspiel menschlicher Kleinheit und Grösse, wenn ich neben mir auf meines Lehrers ämsigen und pünktlichen Unterricht in einer erbärmlichen mechanischen Kunst, auf die von ihm eingezwängten jugendlichen Kräfte — und dann wieder vor mir auf das grosse herzerweiternde Schauspiel der Regsamkeit jeder inneren und äusseren Kraft, auf die hohen Wirkungen einer nützlichen Mechanik in der Beherrschung des Meeres, in dem hier so sichtlichen Flor des Handels, blikte.

Wer Emden nicht von dieser Seite auffasst, wird wenig Befriedigung dort finden. Seine Lage ist, wie die von Aurich, nicht unangenehm, aber flach und einförmig. Sein Inneres ist meist holländisch, und man darf Amsterdam noch

nicht gesehen haben, um für Emden einiges Interesse zu finden. — Eigentlich mögte ich sagen: ich fand mich hier zu gleicher Zeit in Amsterdam und Bremen, sowohl dem Aeusseren als dem Inneren nach, zum Theil wieder. Deutschland und Holland ringen in dieser Grenzstadt nach der Uebermacht in Sitten und Geschmack — keins aber würde sich des Sieges sehr zu erfreuen haben. Denn, den durch den Krieg entstandenen Handelsflor ausgenommen, steht Emden in jeder Hinsicht auf einer der unteren Stufen in der Reihe deutscher Handelsstädte.

Die Mannichfachheit der Ansichten im Hafen, der Anblick des mit unzähligen Schiffen bedekten Kanals, die hohe Blüthe der hiesigen Industrie und Spekulation — kurz! das interessante Gemälde einer emporsteigenden Handelsstadt kann allein der Darstellung Emdens Leben und Reiz geben, und doch müfste der zeichnende Pinsel in die Farbe der Neuheit getaucht seyn. Selbst Bremen hat, trotz des Mangels eines Hafens, noch mehr äussere Lebhaftigkeit, als Emden. Und an innerem Interesse gibt es hier durchaus

Nichts. Die holländische Reinlichkeit erhöht, die Bauart verringert den Anblick der Stadt, auf deren Walle man die einzige, nicht sehr besuchte noch unterhaltene, Promenade, und eine wohlthuende Aussicht auf die umliegende Gegend genießt. Unter den öffentlichen und Privatgebäuden gibt es kein vorzüglich sehenswerthes. Das Rathhaus ist im altgothischen Geschmack, ohne irgend einige interessante Auszeichnung, und sein oberer Theil enthält das Zeughaus, das einen nicht unbeträchtlichen Vorrath an Gewehren und alten Armaturen zugleich mit der höchsten Geschmacklosigkeit aufweist. — Mit den alten hier befindlichen Rüstungen sind nämlich hölzerne Figuren in Lebensgröße behangen worden, die bei geschlossenem Visier und der alten martialischen Rüstung doch ein Kind zum Lachen bringen würden, da sie an den Beinen meistens roth oder blau gemahlte Strümpfe tragen, Einige die Trommel rühren, Andere mit einem langen Barte wackeln, u. s. w. Die Stadtkirchen sind im gemeinen gothischen Geschmack, und das Kaufhaus hat eben so wenig Interesse.

Die Börse wird bis jezt in zwei nicht sehr grofsen Zimmern eines Kaffeehauses gehalten; doch soll man darauf bedacht seyn, wenn, wie man hofft, Emdens Handelsflor fortdauert, ein anderes Gebäude zu diesem Zwekke einzurichten.

Mit dem seit Hollands Verfall gestiegenen Reichthum der Stadt ist zwar auch ihr Luxus gröfser, doch nicht feiner geworden, und man darf dreist sagen, dafs in den meisten Artikeln desselben hier die gröfste Geschmaklosigkeit herrscht. Die einzige Richtschnur, die man sich dabei zum Maafsstabe nimmt, ist mehrere oder mindere Pracht. Reichthum allein mufs daraus hervorleuchten, und je mehr Etwas kostet, je stärker das Gewicht eines Schmukkes, um so lieber ist er dem stolzen reichen Emden. Es ist ihm in allen Dingen nur um das was? nie um das wie? zu thun. Daher sorgt auch Jeder nur für sich, und an allgemeine Vereinbarungen, an öffentliche Luxusanstalten wird nie gedacht. Alles was feinere Bequemlichkeit und Wohlleben heischt, ist allenfalls nur vereinzelt zu finden; gemeinschaftliche Vergnügungen existiren

nicht. Ein stehendes Theater sowohl, als ein gutes Konzert, sucht man in dieser reichen Stadt vergebens; die durch Westphalen wandernde Dieterichsche Gesellschaft spielt von Zeit zu Zeit hier, kann sich aber nie lange halten. Konzert und Bälle sind äusserst selten. Theils ist daran Bigotterie, theils Stolz und Ungeselligkeit Schuld. Die einzigen Plätze für Zerstreuung sind Kaffeehäuser, in denen man, wie in Holland, stets Gesellschaft zum Kartenspiel oder zur Kannengiefserei findet, und das Haus der hiesigen Freimaurerloge, das jedoch nur Mitglieder derselben und eingeführte Fremde besuchen dürfen. Frauenzimmer kommen nur unter Einander zusammen, und in Familien Zutritt zu bekommen, ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Wo man ihn aber erhalten hat, darf man einer Gastfreundschaft gewiss seyn, die manchmal drückend wird, da sie sich meistens in gewissenhafter, eben so reichlicher als kostbarer Abfütterung des Fremden beweist. Was Ununterrichtete oder Satyriker noch immer mit Unrecht den Hamburgern zur Last legen, trifft bei den Em-

dern mit vollem Rechte ein. Essen und Trinken ist das Rad, um das sich all ihr Luxus dreht; eine wohlbesetzte Tafel, das einzige Vergnügen, welches ein Fremder hier erwarten darf. — Ich machte zufällig die Bekanntschaft eines der reichsten dortigen Kaufleute, und ward von ihm zu Gaste geladen. Die Gesellschaft bestand aus seiner Familie (etwa fünf Personen) und mir; die Tafel gewiß aus fünfzehn Schüsseln ohne Nachtisch. Man denke sich mein Erstaunen und meine Arbeit, da mir unaufhörlich zugesetzt ward mit Nöthigen, „weil mir's sonst gewiß nicht schmeckte, und man sich auf etwas Gutes nicht hätte vorbereiten können.“ Nur ein forcirter Ritt des andern Tages konnte mich von einer schweren Indigestion retten. Und doch hatte ich „vorlieb nehmen“ müssen!

Dieser kleinstädtische Ton und Mangel an ächter geselliger Bildung ist hier, bis auf sehr seltene Ausnahmen, allgemein. Wie es also um den Zustand der Künste und Wissenschaften stehe, bedarf ich wohl nicht zu sagen. Litterarische Institute kennt man kaum dem Namen nach; das

Interesse für gedruckte Sachen erstreckt sich nicht über die Zeitungen hinaus; diese liest aber auch das weibliche Publikum, und übt seine Urtheilskraft daran. Ein paar Lesebibliotheken enthalten, ausser Reisebeschreibungen, (an denen diese Kaufleute noch zuweilen Interesse finden), bloß Romane, meistens von der schlechteren Gattung, und größtentheils Nachdrücke. Doch fand ich hier auch in dem „Book en Papeerwinkel“ unter dem Rathhause Hoche's Reise durch Ostfriesland kaum ein halbes Jahr nach ihrer Erscheinung, und der Eigenthümer dieses Ladens zeigte mir zu meiner Belustigung mit großer Freude: „daß sein Buchladen hier beschrieben sey!!“ *) Was dürfen wir weiter Zeugniß? —

Die sittliche Bildung steht in demselben Verhältnisse. Zwar herrscht, da alle kristliche Religionspartheien, Mennoniten und Juden, hier geduldet sind, öffentliche Toleranz; allein zugleich viel Bigotterie und geheime Intoleranz. Die

*) S. 300. in Hoche's Reise; wo der Verfasser sich über diesen elenden Buchladen lustig macht!!

Bildung der Geistlichkeit ist noch sehr zurück; und von dem Zustande der Erziehung und des Unterrichtes gibt der vorige Abschnitt einen treuen Beleg. Für wahre Aufklärung ist hier wenig Hoffnung; denn die Klasse, von der sie ausgehen soll, unterdrückt sie; nur der vielfache Verkehr mit Fremden äussert noch einige Wirkung auf die äussere Kultur.

Bei all diesen unangenehmen Eindrücken darf man in einem Gemälde Emdens doch die schöne Seite dieser Stadt nicht vergessen — ihre Industrie und Polizei. Beide sind lobenswerth. Es existiren eine Menge Zwirn- und derartige Manufakturen; *) auch Lederfabriken, Oelmühlen und Strumpfwirkereien. Der Handel ist freilich durch äussere Umstände erst vorzüglich begünstigt worden, allein immer war er nicht unbeträchtlich. Die Einwohner sind sehr thätig, und verdienen ihren Wohlstand. Unverdrossene Thätigkeit herrscht durch alle Klas-

*) Eine detaillirte Uebersicht derselben, die nicht in meinen Plan gehörte, findet man bei Hoche S. 304.

sen, und die Polizei sucht selbige möglichst zu unterstützen. Die Armenanstalten, so wie die Gassen-Aufsicht, öffentliche Sicherheit, u. s. f. sind meist zweckmäfsig eingerichtet, und das hiesige Zuchthaus zeichnet sich sehr ehrenvoll aus. Die Stadt hat gegen 8000 Einwohner, und doch habe ich keine Bettler gefunden; ja ich glaube, dafs sich noch über 1000 Menschen hier ernähren würden, ohne dem Allgemeinen beschwerlich zu fallen. Die Schifffahrt ist sehr blühend; sie geht nach Hamburg, Bremen, Holland, Frankreich, und jezt vorzüglich auch nach Westindien, u. s. f., und ein grofser Theil der durch sie versandten Waaren bestehet aus Landesprodukten; auch ist die Heringsfischerei beträchtlich. Schade nur, dafs die Ems nicht mehr, wie ehemals, hart an der Stadt vorüber geht. Der grofse Kanal, der jezt in den Fluß führt, beut nur ein enges Fahrwasser dar, und mufs durch Schleusen offen gehalten werden, die viele Kosten verursachen. Doch, der thätige Spekulationsgeist ersetzt das.

Mein alter Tanzmeister meynte: „Em-

den komme ihm vor wie ein reiches Kloster. Man äße und tränke recht gut, allein es sey zu dunkel und zu still darin. Weniger gegessen und mehr getanzt, weniger gebetet und mehr gesungen, würde ein reineres Blut sezen — Licht und Leben geben. “ — —

N o r d e n.

Der durch das Regenwetter so sehr verdorbenen Wege willen war ich nicht, wie ich Anfangs gewollt hatte, von Aurich nach der Nordküste hinaufgereist, und hatte die Besichtigung derselben schon ganz aufgegeben, als der öftere Anblick des Delft und der Ems aus meinem Fenster in Emden mich mit neuer Lust dafür belebte, und ich heimlich beschloß, diesen Abstecher noch jezt zu machen. — Statt also, nachdem ich von meinem alten Tanzmeister Abschied genommen hatte, wieder zurückzugehn, drang ich noch weiter hinauf, und ritt nach Norden,

das ich, trotz der wahrhaft scheußlichen Wege, doch in einem Tage erreichte, da die Pferde hier, wie es scheint, an solche starke Märsche schon gewöhnt sind.

Der Weg von Emden nach Norden läuft durch sehr einförmige, aber köstliche Gegenden. Der Strich des Landes an der Seeküste hin ist unstreitig einer der fruchtbarsten. Es gibt hier trefflichen Kleiboden und vortreffliches Akkerland; noch besser aber sind die Wiesen, daher auch hier die Viehzucht eigentlich ihren bedeutendsten Siz hat. Sowohl die Menge als die ausserordentliche Stärke des Viehes, das hier gezogen wird, ist bewundernswerth, und der Anblick der fetten Ochsen und Kühe in dem hohen dichten Grase, hat selbst für den Nichtökonomem ein lebhaftes Interesse. Trotz dieses Reichthums der Gegend an sich, könnten die Bewohner derselben doch noch weit wohlhabender seyn, wenn sie nicht eben durch ihre natürliche Lage wieder so manchen Schaden litten. Die Nähe des Meeres zwingt sie nämlich, ihr Land mit sehr kostbaren Seedeichen gegen die Anfälle desselben zu schützen; und da diese

Dämme doch der Gewalt des Wassers nicht immer widerstehen können, so verschlingen sowohl die Ueberschwemmungen als die Reparaturen der Deiche oft den reichen Erwerb mancher Jahre. So zerstört die Natur ihre eigenen Geschenke, und verringert den Werth ihrer Güte.

Die Stadt Norden ist die zweite des Fürstenthums, sowohl wegen ihrer Gröfse, als der 3100 starken Anzahl ihrer Einwohner. Doch steht diese letztere mit der ersteren in keinem vortheilhaften Verhältnifs. Ueberhaupt sollte man sich Norden, seiner Lage gemäfs, blühender denken, was es jedoch nicht ist. Die Stadt ist zwar ziemlich grofs, hat das Ansehen eines angesehenen holländischen Ortes, aber wenigen Verkehr und Lebhaftigkeit. Die Schifffahrt ist, trotz der Nähe des Meeres und des Seehafens, nicht sehr bedeutend; Handel und Manufakturen gibt es sehr wenig, und in zivilisirter Hinsicht zeichnet sich der reiche Ort vor keiner Landstadt aus. Auch ist es eigentlich blos eine solche, und Landbau der Hauptzweig ihrer Nahrung. Die Gegend zählt, nebst dem Ryder-Lande, die reich-

sten Bauern, und hier ist es, wo die ärmeren westphälischen Landleute durch saure Arbeit ihr Brod verdienen, indess diese glücklicher gelegenen Ostfriesen Hand anzulegen verschmähen. Norden ist der Stapelplatz der auswandernden westphälischen Tagelöhner, und gleicht in dieser Hinsicht einem Negermarkte, nur dafs der Verkauf hier freiwillig und bedingt ist. Die Verdingung derselben geschieht nämlich in der That auf dieselbe Art. Die brodsuchenden Tagelöhner versammeln sich Sonntags vor dem Gottesdienste auf dem Kirchhofe, wo sie sich als Waare zur Schau ausstellen; die reichen ostfriesischen Wirthe gehen dann unter ihnen umher, besehen und betasten sie, und dingen, nach ihren Bedürfnissen, Einen oder Mehrere auf eine gewisse Zeit, gegen einen bestimmten Lohn. Oft wird auch die Kost dabei bestimmt, weil diese sonst sehr schlecht zu seyn pflegt. Der gewöhnliche Termin ist eine Woche, oder auch wohl ein Monat; selten gehen beide Theile, ihres Vorthells wegen, einen längern Kontrakt ein, und nach Ablauf derselben stellt sich der Tagelöhner von

neuem auf dem Marktplazze aus. Nur die beiderseitige Zufriedenheit veranlaßt je zuweilen ein stetes Zusammenbleiben, doch selten länger als auf den Herbst, weil dann der Knecht nicht mehr zu gebrauchen ist, und er nun mit dem errungenen Lohne bis zum Frühjahr wieder heimkehrt. Dann kommt er zur neuen Verdingung wieder, und manche westphälische Bauern treiben diese freiwillige Knechtschaft, während der sie in keiner Hinsicht geschont werden, so lange fort, als Kraft und Alter sie dazu fähig machen. Weib und Kinder leben indess daheim allein, und sehen sehnlich dem Winter entgegen, der den Vater und Brod bringt. Guter, frommer Wilberforce! was würdest du sagen, wenn du hier sähest, daß Europäer, Menschen Eines Landes, Eines Standes, sich freiwillig in die Sklaverei begeben, aus der du die unglücklichen Neger schon so lange zu erretten trachtetest! Wie würdest du die Staaten bedauern, deren Bewohner zu einem harten knechtischen Brode auswandern müssen, um ihr Leben und das der Ihrigen zu fristen! — Wahrlich! es ist dem

Patrioten nicht erlaubt, sich mit Wehmuth und Bitterkeit von einer Szene abzuwenden, die der Menschheit und dem Vaterlande tiefe Schande bringt, und die doch einzig und allein Folge einer verkehrten elenden Staatsverwaltung ist.

Mein durch dieses Schauspiel getrüberter Blick erhellte sich erst wieder in den hohen schäumenden Fluthen der Nordsee, die nur eine Stunde von Norden entfernt ist. Welch ein Anblick! — Ich hatte das Meer schon auf einer Reise durch Holland gesehen, aber doch stand ich überrascht, voll tiefer Bewunderung, voll innigen Entzückens aufs neue gefesselt durch die unaussprechliche Erhabenheit dieser hohen Naturszene. Meine Feder kann sie nicht mahlen, und meine Worte die Gefühle nicht ausdrücken, die mich ergriffen. Die Schöpfung hat viele schönere, sanftere Ansichten, aber keine größere, als das Meer. Der freundliche Anblick eines ausgebreiteten bunten Landteppichs erfreuet und entzückt: die einfache schäumende Meeresfläche erfüllt mit Staunen und Ehrfurcht; mit den Gefühlen der innigsten Liebe und Sehnsucht

strecke ich von dem hohen Gebirge meine Hände zu dem Allgütigen empor: aber zitternd stürzen meine Kniee zusammen am Meeresstrande, und voll bewundernder Andacht blicke ich zu dem Ewigen, Allmächtigen hinauf. Wer das Meer nicht sah, hat die sichtliche Grösse des Weltregierers nie erkannt, die Ewigkeit des Seyns und Wirkens nie begriffen. Seine Grösse verkündet beide. Hier wird das Gefühl Religion, und jedes Wort Poesie.

Tief in die Fluthen hinab,
Hoch auf den Wellen empor
Sinkt und erhebt sich der Mensch.

Hier in dem ewigen Kampfe,
In dem unendlichen Streben,
Windet sich Zweifel vom Glauben.

In der tiefesten Tiefe,
Hoch auf der stürmenden Woge
Lebt und schwebet Ein Geist;
Ueber den Wolken des Aethers,
Auf der herrlichen Erde,
In der Tiefe des Meeres —
Jehovah!

Ach! an des Meeres dürrem Strande
 Wird dem Menschen das Leben zu schwer!
 Wie eine Woge, hin und her
 Bewegt sich das Herz
 Von Freud' und Schmerz,
 Blickt nach dem ew'gen Vaterlande,
 Wie der Schiffer zur Heimath schaut,
 Bis er den sichern Nachen erbaut.
 Horch! da tobet die Windesbraut
 Dumpf und laut;
 Brüllende Wogen thürmen sich;
 Die Brandung kreist,
 Der Anker reißt
 Das Schifflein fort — — —
 Dort! Dort!
 Hülf! ach! Hülfe! wer rettet mich?
 Nimmer, o Vaterland! seh' ich dich!

An dem Ufer seines Lebens
 Wankt der Arme einsam hin.
 Klagen, Schreien ist vergebens;
 Muth und That nur bringt Gewinn.
 Wen der Geist verläßt,
 Hält Vernichtung fest.

Hörst du, wie die Winde schweigen?
 Siehe, Phöbus steigt herab,

Lächelnd sanft, und sanfter neigen
 Stille Weste sich herab,
 Fächeln die Fluth mit kühlenden Schwin-
 gen,
 Frieden und Ruhe sie wieder bringen;
 Es strahlet des Himmels ätherisches Blaue,
 Und wandelt die Wogen zur lachenden
 Aue.

Hoffnung glänzt uns nur von oben;
 Ist des Ew'gen schönster Stern;
 Der, zum Glauben und Handeln er-
 hoben,
 Leuchtet ewig, hell und fern.
 Ist das Dunkel dicht,
 Heller strahlt sein Licht.

Hoch, mit frohen Blicken schauet
 Der Verlassne auf das Meer,
 Und mit festerm Muthe bauet
 Er das schwache Fahrzeug her;
 Ergreift das Ruder mit starker Hand,
 Gibt sich auf die gefährliche Bahn,
 Nicht fürchtend das Dräuen vom neuen
 Orkan;
 Achtet nicht der Wellen,
 Die sich höher schwellen —

Es winket von fern' ihm der trauliche
Port.

Fort! Fort!

Es schäumt die Fluth,
Doch still bleibt der Muth;
Stark führet das Ruder die zitternde Hand.
Land! Land! —

Dort sinkt er am grünenden Boden nieder,
Er küsset des Vaterlands Fluren wieder.

Woge hin und her,
Meines Lebens Meer!
Steiget, Wellen! Sinket nieder!
Euer Steigen, Euer Wandeln
Hallet das Gesez mir wieder:
Hoffen, glauben, handeln!

Der preussische Polder.

Von den Ufern der Nordsee mußte ich über Emden zurück, um in Westphalen zu bleiben; sah jedoch Abends meinen alten Tanzmeister nicht wieder, sondern beherbergte mich für diese Nacht unter die Strahlen der goldenen Sonne, die aber mehr verzehrend als erwärmend auf mich fielen. Dann nahm ich meinen Rückweg durch den nächst der Nordküste interessantesten Theil Ostfrieslands, durch das Reiderland, das aus vier Aemtern besteht, und sich durch seine hohe, allesübertreffende Fruchtbarkeit wohlthätig auszeichnet. Sobald ich den Emder Damm und bei Ditsum die Ems selbst passirt hatte, ward der Thonboden mit jedem Augenblick fetter und fester, bis ich den reichsten und interessantesten Theil dieser Gegend, von dem man mir hin und wieder wahre Wunderdinge erzählt hatte, erreichte.

Dieser ist der preussische oder landschaftliche Polder. — In der That, eine der anziehendsten und in vielfacher Hinsicht auszeichnendsten Parthieen

Deutschlands. Das Terrain derselben ist erst allmählig der Natur abgewonnen, und durch Fleiß auf den ausserordentlichen Wohlstand gebracht worden, der hier herrscht, und bei der bloßen Erzählung beinahe fabelhaft klingt.

Der auf der einen Seite an die holländische Provinz Gröningen, auf der andern an einen Theil Ostfrieslands stossende Dollart (ein Meerbusen, der 1277, 1287 und noch in späteren Zeiten durch das ungestüme Eindringen der See, deren Gewalt man keine gehörigen Maafsregeln entgegensezte, und durch deren Verschlingen eines ansehnlichen Landstriches, auf dem gegen fünfzig Dörfer gestanden haben sollen, entstand) hat nämlich allmählig durch das Anspühlen seiner Wellen beiden Ufern ein vermehrtes und sehr fruchtbares Terrain gegeben. Dies ist nach und nach durch Eindeichung und Ableitung der Wasser urbar gemacht, kultivirt und bewohnt worden. Diese Eindeichung begann zuerst an der holländischen, dann an der ostfriesischen Seite, wo zuerst im Jahr 1605 von dem Amte Bunde das sogenannte Bunder Neuland

gewonnen, nachmals aber wieder im Jahr 1706 eine weit größere Landesstrecke eingedammt ward, die sich als **Norder Christian Eberhard Polder** *) — (wahrscheinlich von ihrem Hauptinteressenten so genannt) auf der Karte findet. Schon im Jahr 1752 ward darauf unter der Regierung Friedrichs des Einzigen ein neues Terrain von 2026 Diemate oder Demate (jede Diemate enthält 400 rheinländische zwölfßüßige Quadratruthen) auf königliche Kosten eingedeicht, und mit Pächtern besezt. Die Regierung verkaufte jedoch diese Kolonie vier Jahre darauf an die ostfriesischen Landstände, welche nun die Grundherren derselben sind, weswegen sie denn auch den zwiefachen Namen des preussischen und landchaftlichen Polders führt.

Unter allen ostfriesischen Eindeichungen ist diese die vorzüglichste, und der preussische Polder übertrifft an Ergiebig-

*) Wegen der Etymologie dieses Wortes war ich lange zweifelhaft, und konnte dort keinen Aufschluß erhalten, bis ich bei Hübener fand: *Locus paludosus fossis interstinctus*. — Sollte also dieses Volkswort daher kommen?

keit des Bodens, so wie seine Bewohner an Reichthum des Vermögens, alle ihre Landesgenossen. Der Grund dieses letzteren Vorzuges liegt aber nicht blos in der natürlichen Fruchtbarkeit des Landstriches, sondern in der glüklichen Verfassung dieser Kolonie, von der man sagen kann, dafs sie eine kleine für sich bestehende Republik in der Mitte eines monarchischen Staates bildet. Schon ihr Aeusseres sondert sie von dem übrigen Theile des Landes ab. Ihr Gebiet liegt eingeschlossen von zwei hohen Deichen; durch die Mitte läuft ein Gassendamm, an dem rechts und links die Wohnhäuser liegen, von denen aus bis an die Grenzdeiche sich die Wiesen und Fruchtfelder erstrecken. Die Länge dieses Territoriums beträgt gegen eine Stunde, die Breite ohngefähr die Hälfte. Auf dieser Fläche wohnen zwei und zwanzig Gutsbesitzer — Bauern. Diese machen die Bürger und Grundherren der Republik aus, und haben einen Vorsteher aus ihrer Mitte; gehören indess, der Ordnung nach, unter das königliche Amt zu Leers, mit dem sie jedoch nie Etwas zu schaffen haben, da

keine Prozesse unter ihnen existiren, und sie übrigens, in Hinsicht ihrer Verhältnisse zum ostfriesischen Staate, ein festes und glükliches Regulativ haben. Sie sind nämlich wahre Erbpächter, gegen eine verhältnißmäfsig sehr geringe Pacht, die natürlich nie erhöht werden kann, und von einer Diemate (400 zwölfßußigen Quadratruthen) nur von sechs bis auf's höchste zu sieben und einem halben Thaler beträgt. Ausser dieser Abgabe, die in einem höchst vortheilhaften Verhältniß zu der Ergiebigkeit des Bodens stehet, haben sie keine weitere, als etwa bei ausserordentlichen Vorfällen, z. B. Kriegssteuern. So lange ein Pächter diese Pacht richtig abträgt, (und vom Gegentheil ist hier kein Beispiel), kann er so wenig als seine Nachkommen je das Guth verlieren. — Wenn er stirbt, akkordiren seine Kinder unter sich, wer von ihnen den Hof behalten soll, worüber nichts gesezlich bestimmt ist; werden sie aber nicht eins, so wird das Eigenthum verkauft, und unter ihnen getheilt: doch ist dies ein sehr seltner Fall. Eine kürzlich hier durch den Tod ihres Besizzers erledigte Stätte war

auf 40 — 60,000 Gulden (holländisch) taxirt, und von einem der Söhne dafür angenommen worden. Dieser Preis ist durchaus nicht übertrieben. Die Ergiebigkeit des hiesigen Bodens ist ohne Gleichen — das fetteste, festeste Klei- und Thon-Land, in welchem bei einiger nas- sen Witterung kein Mensch, ja kaum ein Pferd fortkommen *) kann. Man düngt ihn zuweilen mit Bohnenstroh, jedoch be- darf er dessen durchaus nicht, und an- derer Dünger wird nie hineingebracht. Er trägt vorzüglich Gersten und Hafer in vortrefflicher Güte, grösstentheils aber wird er mit Rappsamen bebauet, und die Blüthezeit dieser Frucht ist hier dem Landmanne, was dem Süddeutschen seine Weinlese ist — man redet mit gleichem Enthusiasmus davon. Nach der Erndte werden die Felder mit Futterkräutern be- stellt, weil es hier wenige Wiesen gibt,

*) Herr Dr. Hoche meynt, S. 284., das in Ostfriesland allgemeine Fahren rühre von dem Gebrauch der Kähne und Schiffe, und der daher entstandenen Bequemlichkeitsliebe her. Ich gestehe, dafs ich nicht dieser Meinung, sondern überzeugt bin, dafs die Unmöglichkeit, nach plötzlichem Regen ge- hen zu können, dies Fahren veranlafst.

und der Viehstand der hiesigen Bauern ist daher, obwohl nicht unbeträchtlich, doch an Gröfse und Stärke dem in den nördlicheren Marschländern nicht zu vergleichen. Der Kornbau allein macht (mit dem Rappsamen) die Vorzüglichkeit des preussischen Polders und den Reichthum seiner Bewohner aus. Ich war in der That nicht wenig erstaunt, als ich vor den meisten Häusern 12 bis 20 Fruchthaufen (wie bei den Magazinen) erblikte, und man mich versicherte: „es müsse dort liegen bleiben, weil auf dem dreifachen Hausboden kein Raum mehr sey.“ Und es war wirklich so! Andere Haufen von leerem Stroh waren ebenfalls in Menge da, und wurden zum Theil verbrannt, weil — „man sie nicht nöthig hatte, und nicht gebrauchen, auch nicht mehr unterbringen konnte.“ *) Wie gern hätte ich meinen Landsleuten gewünscht, diesem reichen Ueberfluß näher zu wohnen, um davon profitiren zu können, denn auch

*) Dafs die Asche dieses Strohes, wie Hoche S. 376. erzählt, als Dünger gebraucht würde, läugnet man hier.

die umherliegende Gegend bedarf dessen nicht. Das Korn und der Rappsamen des Polders wird meistens nach Wehners, Leer und Emden verkauft. Von diesen Orten, vorzüglich vom letzteren, reisen die Kaufleute und Kornhändler hieher, um den Bauern ihre Früchte abzukufen; denn Keiner von diesen geht deshalb dorthin, und würde sie lieber liegen lassen, statt sich eine solche Mühe zu geben. — Indefs steht dies nie zu fürchten, weil das Korn dieser Gegend von vorzüglicher Güte ist, und deshalb sehr gesucht wird, auch die Lage und der Handel Emdens die Konkurrenz der spekulationssüchtigen Käufer unterhält. Vorzüglich war diese in den leztern Jahren sehr stark, und der Gewinn der Bauern verhältnißmäßig beträchtlich. Einige unter ihnen haben, nach allgemeiner Versicherung, in dieser Periode einen jährlichen Erwerb von 14 bis 16,000 Gulden genossen. Sonst haben, in gewöhnlichen Zeiten, nach dem allgemeinen Durchschnitte, die Meisten eine Einnahme von 6 bis auf 12,000 Gulden. Die beiden Reichsten der jezt lebenden Besizzer sind *H o m m e s* und

Tede Bartz, von denen der Erstere jezt, gegen die bisherige Gewohnheit, anfängt, einen grossen Handel zu treiben.

Denn bis auf diesen Augenblick bildet der preussische Polder eine wahre Republik von Akkerbauern, die hier ganz in ihre ursprünglichen Rechte und Vorzüge zurückgesezt sind. Ausser den zwei und zwanzig Familien der Pächter, (deren Anzahl natürlich nie vermehrt werden kann), wohnen auch noch einige Krämer, Wirthe und Professionisten jeder Art hier, so dafs die nothwendigen Glieder eines kleinen Staates vorhanden sind; allein Alle der Lezteren machen hier die unterthänigen Klassen aus, und betrachten die Bauern gewissermassen als ihre Herren. Sie fühlen bestimmt, dafs sie nur durch diese hier leben und fortkommen; sie bezeichnen daher auch dieses natürliche Verhältnifs im Aeussern. Jeder Krämer, (keine Höker, sondern begüterte Leute, Detailhändler), Professionist, u. s. w. redet mit Ehrfurcht von den Bauern, und sezt den Namen immer ein „Herr“ vor, was diese umgekehrt nie erwiedern, auch keinen weiteren genauen Umgang

mit diesen, von ihnen dependenten Leuten pflegen. Sie könnten sie als ihre Eigenbehörige betrachten, da jeder Professionist auf dem Grundeigenthum eines Bauern, mit dessen Bewilligung und gegen einen gewissen Kanon, wohnt; allein dies Verhältniß tritt nicht auf die entfernteste Weise ein. Alle sind gegenseitig freie Leute. Die Natur hat die Verschiedenheit ihrer Klassen bestimmt und erhalten. — Ein Physiokrat wird wenige Länder mit der reinen Zufriedenheit besuchen, als diese kleine Kolonie. —

Das Innere derselben ist eben so anziehend. Das Ganze gleicht einer Parthie holländischer Landhäuser (Bayten Plaatsen), wie sie meistens auf einer Fläche konzentriert liegen. Doch nur der Anblick dieser Bauernwohnungen ist derselbe, ihre Einrichtung aber die der westphälischen Bauernhäuser, doch mit mehr Pracht, Eleganz und hoher Reinlichkeit. Die meisten sind mit Gräben, kleinen Zugbrücken und einem bunt bemahlten Geländer versehen. Der vordere Eingang führt (wie in allen westphälischen Bauernhäu-

sern) zuerst in den Stall, wo alle Krippen, Futtergeschirr, u. s. aus gehauenen Steinen aufgestellt sind; die Ställe werden von etwa 25 feisten Kühen und einigen Spann ostfriesischen Pferden bewohnt, zugleich aber in einem so äusserst reinlichen Stande gehalten, daß man in dem gröfseren Theile Deutschlands die Puzzimmer der Hausfrau kaum so blank gescheuert finden dürfte. — Aus dieser Stall-Entrée kommt man in die erste Küche, wo die sämtliche Hausgenossenschaft sich um einen grossen mit Torf geheizten Feuerherd versammelt. Diese ist der eigentliche Aufenthalt der Dienstboten, welche hier speisen, arbeiten, und in den Durken (hölzernen Verschlägen) an den Seiten schlafen. Diese häusliche Antichambre ist meistens mit Fayence tapézirt, und stets im höchsten Grade reinlich. Von ihr tritt man in ein ähnliches Zimmer derselben Gröfse, nur noch eleganter, vorzüglich in Rücksicht des Meublements. Dies ist die Wohnung des Bauern und seiner Familie, die ebenfalls meistens in Durken desselben Zimmers schlafen, und daher den Vorthail dieser Ein-

richtung, das Gesinde und ganze Haus-
 wesen stets durch die in ihr Zimmer füh-
 rende Glasthüre vor Augen zu haben,
 eben so gut erhalten, als jeder kleinere
 westphälische Bauer, der sich dadurch ge-
 wöhnlich der grössten Unreinlichkeit preis-
 gibt. Von dieser Wohnung des Bauern
 führt nun noch ein schmaler Gang in den
 hinteren Theil des Hauses, der für Frem-
 de und Besuch bestimmt ist. Gewöhn-
 lich (nicht bei Allen herrscht dieselbe
 Einrichtung) trifft man hier einen Saal und
 zwei bis drei kleinere Zimmer, die eine
 Menge, zum Theil kostbare, aber nicht
 sehr moderne Meublen enthalten, vorzüg-
 lich aber in Wandschränken einen Reich-
 thum an Silbergeschirr aller Art aufweisen.
 Goldne Feuerzangen und Küchengeräthe,
 wovon man mir in Emden erzählt hatte,
 fand ich zwar nicht, allein genug vergol-
 dete Trinkgefäße, und selbst ein paar
 goldene Thee- und Milchkannen. Bei
 dem Reichthum und dem ungebildeten
 Geschmak dieser Landbauern ist dies Me-
 tall das Einzige, wodurch sie zu glänzen
 suchen, und alle ihre Kostbarkeiten tra-
 gen zugleich den Stempel der Solidität an

sich, wie ihr Vorrath von Prunkbetten, u. d. beweist. Uebrigens ist ihre Lebensweise sehr einfach. Der Hausherr arbeitet zwar nicht auf dem Felde mit, aber er dirigirt doch das Ganze der Wirthschaft, wie seine Frau das Küchenwesen. Beide haben in ihrer Kleidung wenig Auszeichnendes. Der Mann trägt gewöhnlich einen simpeln grünen oder blauen Rok vom gewöhnlichen hergebrachten Schnitte, und die Frau eine Hauskleidung von Kattun; indess puzt sie sich an Festtagen und ähnlichen Gelegenheiten doch wohl heraus, und manche tragen frisirtes Haar. Alle haben auch, nach der Landessitte, ein Kopfband von Golde, (weniger begüterte Frauen und Mädchen, z. B. hier die der Professionisten, tragen Silber), das mehr oder minder dik ist, rund um den Kopf geht, und an den Ohren ein paar starke Ringe herabhängen läßt, in denen oft Edelsteine blitzen. Ueberhaupt verrathen sie einen Kampf der Einfachheit mit dem Vornehmthun in manchen äusseren Kleinigkeiten; — sind übrigens gastfrei, bieder und wohlwollend, wie alle Cstfriesen. Ich ward gezwungen, in

zwei Häusern zu frühstücken, und im dritten zu Mittag zu essen. Das Mahl war sehr einfache Hausmannskost, aber von gutem rothen Wein begleitet, der täglich auf ihren Tisch kommt.

Die Bewohner des Polders verheirathen sich meistens unter Einander, oder nehmen Weiber aus der benachbarten holländischen Provinz Gröningen, wo es große Aussteuern gibt. Dieser bedürfen sie, um ihren Geschwistern, bei der Uebnahme des Hofes, ihre Antheile herausgeben zu können. Von den abgefundenen Söhnen gehen die Meisten ebenfalls nach Gröningen hinüber. Hieher haben denn auch die Polder Bewohner ihren meisten Verkehr; ausser den Besuchen zu ihren Verwandten dahin, verlassen sie ihre Deichmauern selten. Desto mehr Geselligkeit herrscht zwischen denselben. Die Familien kommen gegenseitig in ihren Häusern Sonntags zusammen, wo sie sich auf allerlei Weise unterhalten. Der größte Theil ist musikalisch, und diese Uebung macht eins ihrer Hauptvergnügen aus. In jedem Wohn- und Prunkzimmer findet man Violinen,

Flöten und Klaviere. Im Winter existirt ein ordentliches Liebhaber - Konzert, zu dem ein besonderer Saal erbauet ist. Ein Musikmeister aus Gröningen ist Directeur, und wird auf gemeinschaftliche Kosten dazu herbeigeholt. Eben so sind seit ein paar Jahren Bälle eingeführt, zu denen man einen Tanzmeister aus Oldenburg, als Maitre de plaisirs, kommen läßt. — Selbst ein paar Lesebibliotheken existiren hier. Die Eine, bei dem Pfarrer des Polders, (einem bigotten holländischen Prediger), bestehet zwar nur aus Sitten- und Religionsbüchern, doch werden auch wohl Reisebeschreibungen und ähnliche Schriften darin aufgenommen. Die Andere wird, wie mir Einer der Theilnehmer (ein sehr kultivirter Bauer) sagte, nur von sieben Hausherren gehalten, und besteht aus Reisebeschreibungen, Komödien und Romanen. Ich fand Schröder's deutsche Schaubühne und einen französischen Roman bei ihm. Demohngeachtet ist, wie ich ausdrücklich wiederholen muß, ihre äussere Lebens- und Sittenweise sehr einfach, und der als Einer der Reichsten schon angeführte

Hommes der Einzige, der sich in manchen Stücken etwas hievon entfernt, und z. B. bei meinem Dortseyn mit der Erbauung eines neuen Stalles beschäftigt war, den er mit Gipsarbeit verzieren lassen wollte.

Die Uebrigen sind zwar durchaus nicht unkultivirte, aber doch sehr einfache, (den vorhin beschriebenen hergebrachten todten Luxus ausgenommen), gerade und ökonomische Landwirthe; — wollen, trotz ihres großen Vermögens, nicht mehr seyn, und ihre Söhne, denen sie theilweise Privatlehrer zu einem mannichfachen Unterrichte halten, auch zu nichts Anderem erziehen lassen, als zu — Bauern.

In der That glaube ich also wohl wiederholen zu dürfen, daß Deutschland wenige in so mannichfacher Hinsicht interessante Parthieen aufzuweisen hat, als diesen kleinen, der Natur entrissenen Landstrich, der von äusserst wohlhabenden Menschen bewohnt wird. Ich wenigstens habe nie, bei all dem Mangel äusserer Schönheit, einen Ort gefunden, der mich so lebhaft interessirt, und den

ich mit so reiner Freude verlassen hätte, als diesen preussischen Polder, auf dem Reichthum ohne Stolz, Wohlhabenheit ohne Druk, Zufriedenheit durch Arbeit-samkeit herrschen. Gibt es auf diesem Erdenrunde einen Staat, in dem wahre Freiheit und natürliche Gleichheit besteht, so ist es diese kleine Republik, die unter dem Schutze eines mächtigen und edlen Monarchen keine Fährdung ihrer glüklichen Verfassung je zu befürchten hat. —

Seit einigen Jahren hat man in der Nähe des landschaftlichen Polders noch eine neue ähnliche Eindeichung auf Kosten der Regierung angelegt, welche von dem Departements-Minister des preussischen Westphalens, Herrn v. Heinitz, den Namen: der Heinizzer Polder, führt. Ihr Flor ist natürlich erst noch zu erwarten, doch hat sie sich bis jetzt schon sehr emporgehoben. Indefs zweifle ich beinahe, daß sie dem älteren preussischen Polder gleichkommen wird, da die Pächter dieser neuen Besizzungen (zehen an der Zahl) meistens Beamte und Privatleute aus Emden und Aurich sind, welche diese

Ländereien durch Knechte bestellen lassen, denen sie dort Häuser erbauet haben. Das Pachtgeld dieser neuen Besizung fällt der Regierung anheim, und beträgt bis jezt für die Diemate fünf Thaler. —

Der fette thonige Boden des preussischen Polders läuft noch, obwohl, wie mir schien, minder stark, durch das Bunder Neuland bis zu dem Flekken Bunde fort; kaum hatte ich aber diesen mit vieler Mühe *) passirt, so war die bisherige Erdlage wie plötzlich abgeschnitten, und ich kam nun auf Sandboden, der je weiter je mehr an Dürre zunimmt. Doch ist die Gegend von Wehners, und selbst die nächst angrenzenden Dörfer von Niedermünster, noch ziemlich fruchtbar. — Dieser Ort, der mir ein gutes Nachtquartier gewährte, liefs mich recht deutlich den Unterschied der Wohlhabenheit der nörd-

*) Bei nasser Witterung ist hier kaum fortzukommen. Ich glaubte oft, das Pferd würde ein Bein in der festen Thonerde brechen müssen. Und doch lief es im steten Trabe! Sollte die schöne Haltung der ostfriesischen Pferde nicht vielleicht von diesem steten Arbeiten gegen die Gewalt der Erde, herrühren?

lichsten und südlichen Westphälinger empfinden, indem ich gerade an einem Markttage hier anlangte, der mir unwillkührlich dasselbe Volksfest zu Kaunitz und Rittberg wieder vor das Gedächtniß führte. Welch ein Unterschied! Welche Kräfte, welche Fülle der Zufriedenheit hier; welcher Mangel, welches jammervolle Elend dort! Und wo die Ursache? — Die, mein Leser! zeige dir eine unpartheiische Ansicht des sittlichen und bürgerlichen Zustandes der Grafschaft Rittberg und dessen vom

Fürstenthum Ostfriesland.

Dafs die Natur in all ihrem Wirken und Schaffen nicht immer sich gleich sey; dafs sie mit derselben segnenden Hand, mit der sie reiche Wohlthaten spendet, auch oft Pandorens Büchse öffne, beweist jeder Anblick derselben. Wer es nie bedauert hat, kein Landsmann des üppigen reichen Peru, kein Bewohner des herrlichen, milden,

fruchtbaren Italiens zu seyn, weil Gewitter und Erd-Orkane ihn oft aus dem wollüstigsten Schläfe reißen würden — der wird eben so zufrieden seyn, nicht unter die Bewohner der fruchtbaren lachenden Nordküste zu gehören, und deren dicke feuchte Luft nicht einathmen zu dürfen. Denn in der That ist diese für den etwas südlicher, von der See entfernter Wohnenden unerträglich und ungesund; und wo sie nicht herrscht, (im Reiderlande ist sie vom Dollart her), da fehlt auch die hohe Fruchtbarkeit, die allein dieses Land interessant und zu einem angenehmen Aufenthalt machen kann. — Denn die Güte dieses, vier bis sechs und fünfzig Quadratmeilen umfassenden Bodens beweist abermals die Verschiedenheit der Naturanlagen in seinem Umfange, von dem gewiss zwei Drittel dürr und steil sind. Die ganze Mitte besteht größtentheils aus Mooren, nur wenig davon ist fruchtbarer Mittelboden; und das fruchtbare Kleiland der Nordseeküste und des Dollarts gewährt zwar reichen Ertrag, allein, wenn es von den andringenden Fluthen überschwemmt wird, auch man-

chen beträchtlichen Schaden, und viele Kosten durch die beschwerlichen Eindeichungen gegen diese verheerende Wellen. Doch sind die Einwohner im Allgemeinen wohlhabend, und verdienen es zu seyn.

Ein fleissiges, kräftiges und biederer Völkchen, in dem noch sichtlich der hohe Geist seiner Ahnen lebt, die sich des „Kaisers freie Friesen“ nannten, und lange waren, ja selbst bis heute Spuren ihrer ehemaligen Unabhängigkeit an sich tragen. Denn wohl war es zwar einst dem Allbeherrscher, Karl dem Grossen, gelungen, Ostfriesland so weit zu unterjochen, daß er's mit Deutschland vereinigte: allein seine kaiserliche Gewalt vermogte er nie dort in Ansehen zu bringen. Das Volk, an Freiheit, an Selbstregierung gewöhnt, theilte sich in kleine Heerhaufen oder Provinzen, die ihren Häuptling wählten, und diese maßten sich die Rechte des entfernten Kaisers an. So entstanden die vielen kleinen Herrlichkeiten oder Herrschaften, aus denen die Häuptlinge von Greesyl die Vornehmsten blieben, und zuletzt von den Friesen zum Ober-

haupte gewählt wurden. Dieses Haus ward dann fürstlich, starb aber im Jahr 1744 aus, worauf Friedrich der Zweite das Land in Besiz nahm, jedoch mit den Freiheitsgewohnten Ostfriesen eine Konvention schliessen mußte, nach welcher seitdem Preussen dieses Land beherrscht.

Diese Regierung ist unstreitig Ostfrieslands Glück geworden. Es genießt durch sie den Schuz eines mächtigen Monarchen, und hat doch, vermöge der Konvention, die wichtigsten und nützlichsten seiner Rechte ungefährdet erhalten. Zwar sind die 41 Lehengüter des Landes in Allodialgüter verwandelt, und die ehemals für sich bestehenden eilf Herrlichkeiten, so wie die eilf Aemter und vier Städte, unter königliche Botmäßigkeit gekommen: allein die Landschaft bildet die Repräsentanten des Volks, und hat bedeutende Rechte. Sie erhebt sogar alle Steuern und Abgaben, welche aus der Zeitpacht, dem Schuzgelde, den Subsidiengeldern, u. s. w. bestehen, und hält dazu ein eignes Administrations-Kollegium, welches sich mit der könig-

lichen Kammer über die Einkünfte des Monarchen berechnet. Ohne Bewilligung dieser Landstände kann dem Lande nichts abgefordert werden; es ist vielmehr von allen Reichsanlagen und von dem Soldatendienste befreiet.

Auch das Privatrecht wird hier nach den ältern, in der ehemaligen Verfassung gegründeten Vorschriften, aber mit der bekannten Weisheit und Schnelligkeit des preussischen Justizsystems verwaltet. Das alte ostfriesische Land- und das Deichs- oder Siel-Recht gilt noch, so wie das Teelrecht *) und ähnliche Vereinbarungen. — Die ehemaligen Amtshauptleute entscheiden nach diesen in erster Zivil-Instanz, die Landrichter in erster peinlicher und Polizei-Instanz, von beiden aber wird an die königliche Regierung in Aurich appellirt, welche das höchste Landes-tribunal ist, von dem man sich aber noch

*) Das Recht der Bewohner des Teellandes, (das sich an der Nordküste von Norden bis Berum erstreckt), welche das Land pro indiviso besitzen, sich die Einkünfte desselben jährlich auf einer Versammlung in Norden theilen, und mehrere Privilegien einer Sozietät haben.

an das Obertribunal in Berlin wenden kann. Ein Oberkonsistorium verwaltet die geistlichen Sachen, und allen diesen königlichen Gerichtshöfen sind die Herrlichkeitsbesitzer eben so wie die übrigen Unterthanen unterworfen.

Die Landespolizei steht unter der Aufsicht der königlichen Kriegs- und Domänen-Kammer in Aurich, welche das Forstwesen verwaltet, die Industrie belebt, und eine Menge weiser Anstalten zur zweckmäßigen Kultur des Landes trifft.

Doch bedarf es dazu keines äusseren Antriebes. Ostfriesland wird von hundert und drei- bis viertausend Menschen bewohnt, die an Thätigkeit, Fleiß und Ausdauer Wenige ihres Gleichen haben. Jeder mögliche Nahrungszweig wird hier kultivirt; jede Erwerbsart findet hier ihre Heimath. — Viehzucht, Akkerbau und Handlung, sonst nur in verschiedenen Ländern blühend, sind es hier in einer und derselben Provinz. — Der Ostfrieser zieht Alles aus seinem Vaterlande, und versorgt noch viele andere Gegenden mit den Produkten desselben. Vor allem blühet sein Akkerbau, der jede Art von Ge-

traide und den hier so ergiebigen Rapp-
samen hervorbringt. Westphalen, Nie-
dersachsen, Holland und Frankreich wer-
den mit ostfriesischem Roggen, Waizen,
Gerste, Rapp und Hafer versehen. Die-
sem zur Seite steht die hier durch die
vortrefflichen Weiden und Wiesen äus-
serst beträchtliche Viehzucht. Der Vieh-
stand der ostfriesischen Bauern ist aus-
serordentlich. Jährlich werden mehrere
tausend Stük fette Kühe und Ochsen nach
Oldenburg, Osnabrük und ganz Westpha-
len ausgeführt. Die Erzeugnisse dessel-
ben, Butter, Käse, u. s. w., die nicht
nur nach diesen Gegenden, sondern auch
nach ganz Niedersachsen gehen, bringen
eine enorme Summe Geldes in's Land,
und an auswärts verkauften Pferden wer-
den jährlich etwa 150,000 Thaler gewon-
nen. Ja, von den Schweinen wird sogar
der Spek nach Holland und Amerika ge-
sandt. Auch die Schaafzucht ist einträg-
lich — kurz, was durch Viehzucht ge-
wonnen werden kann, bringt der Ost-
frieser daraus hervor. Die Nähe des Mee-
res befördert den Absatz seiner Produkte,
und eröffnet ihm die reich benutzte Gele-

genheit zum Handel, so wie die kleineren Gewässer zur Fischerei. Selbst der schlechtere Theil des Landes wird ihm zinsbar durch das Brennmaterial des Torfes, der theils hier verbrannt, theils auch noch ausgeführt wird. Und so besitzt es Alles in sich; denn was es ausser diesen Artikeln zum Bedarf seiner Bewohner einführen muß, steht gegen die Ausfuhr der Handelsprodukte in keinem Verhältniß, und die Handelsbilanz steht hier vorthafter, als vielleicht irgendwo. Ostfriesland beut das schönste Bild eines durch Natur und Industrie erzeugten hohen Wohlstandes dar.

So ist der bürgerliche Zustand dieser glüklichen Provinz, gegen den der unglüklichen Grafschaft Rittberg beschaffen. —

Der sittliche — es ist hart zu gestehen, aber doch wahr! — steht, zwar nicht auf derselben, aber, nach Verhältniß, doch auf einer ähnlichen Stufe hier, wie dort. Aurich ganz, und Emden zum Theil ausgenommen, herrscht in Ostfriesland ein gänzlicher Mangel an Aufklärung; Bigotterie, Vorurtheile jeder Art,

tiefe Unwissenheit in der Religion und allen andern Kenntnissen sind hier allgemein. Die Pietisterei hat hier ihren Sitz aufgeschlagen, und greift, statt abzunehmen, immer mehr um sich, da sie besonders unter der Klasse herrscht, *) von welcher Licht ausgehen sollte, die sich aber hier immer tiefer in's Dunkel hüllt.

Der Zustand der Pädagogik liegt in jenem Gespräche zwischen den beiden Lehrern aus Emden und meinem alten Tanzmeister, so offen und wahr, als er in Ostfriesland herrscht. Der Katechismus ist die Quintessenz alles Unterrichts; Frömmelei, Weisheit. Der Zustand der Schulen ist traurig, und eine Verbesserung schwerlich zu erwarten, da Lehrer und Prediger selbst diese aus allen Kräften zu verhindern streben. Die Wahl derselben hängt von den unaufgeklärten, irre geleiteten Gemeinen ab; die Landstände haben bis jezt nichts gegen das

*) Ueber diese Sekte der U r l s p e r g e r, zu denen die meisten ostfriesischen Prediger gehören, und über die Machinationen dieser Herren, gibt Hoche im a. B. S. 289 — 97. mehrere kleine Data.

Uebel gethan — was läßt sich da erwarten? — Nur die aus der Verfassung nothwendig entspringende Toleranz, indem alle Religionspartheien geduldet und geachtet werden müssen, mildert etwas, aber direkte Hülfe kann nur durch Vereinbarung der Landstände und der königlichen Regierung kommen, und die weiß man hier zu verhindern. —

So wie also in Rittberg katholische, so herrscht in Ostfriesland protestantische Bigotterie. Der auffallende Unterschied, der demohngeachtet in der Lage und in dem Karakter der Bewohner jenes und dieses Landes sich zeigt, liegt theils in dem verschiedenen Wesen dieser Religionssektirerei, *) theils in ihrer verschiedenen natürlichen, vorzüglich aber in ihrer bürgerlichen Verfassung. Denn wenn gleich die Rittberger durch die Unfrucht-

*) Ich finde diese Verschiedenheit — gänzlich abgesehen von ihrem religiösen Wesen — des Einflusses auf das bürgerliche Leben vorzüglich darin, daß katholische Bigotterie in der That ärmer macht, indem sie noch mehr von der Arbeit abzieht, auch Opfer zur Pflicht macht, welche den ohnehin geringern Erwerb noch vermindern.

barkeit ihres Bodens ärmer sind, als die Ostfriesen, so könnten sie sich diesen doch auch in Wohlhabenheit mehr nähern, wenn sie minder träge, industrieller und aufmerksamer in Benutzung der ihnen etwa sich darbietenden Vortheile wären. Die Ursachen dieser Trägheit und Nachlässigkeit liegen am Tage.

Gefühl des Druks, Unsicherheit des Eigenthums und daraus entstehende Unlust sind die Quellen, welche Rittberg noch ärmer machen, als es seiner natürlichen Lage nach seyn könnte, und in den Bewohnern desselben allen Muth und Lust zur Arbeit und Verbesserung ihres elenden Schicksals erstickten.

Gefühl eines segnenden Schutzes, ungestörte Sicherheit des Eigenthums, völlige Gleichheit der Rechte — — bürgerliche Freiheit! — das ist der Genius Ostfrieslands. Das Bewußtseyn derselben belebt jeden Bewohner dieser Provinz mit Muth und Kraft. Was Bigotterie niederschlägt, richtet sie wieder auf; — sie stärkt und ermuntert den Fleiß — sie

beseelt den Bürgersinn und Gemeingeist — sie allein erhält den herrlichen Flor dieses trefflichen Landes. — Möge sie den freien und arbeitsamen Ostfriesen auch den einzigen, sich selbst geschaffnen Druk nehmen! Möge aus der bürgerlichen Freiheit die sittliche hervorgehen, und Preussens reichste Provinz auch die beste werden!

F a h r t n a c h L i n g e n.

Mit dem Eintritt des Herbstes hört in Ostfriesland (wahrscheinlich der unfahrbaren Wege halber) alle Postordnung auf. Es geht keine Diligence nach Lingen mehr, und die sogenannten Extraposten sind die schlechtesten unter den vielen schlechten Deutschlands. Sie verdienen diesen Namen gar nicht, denn die Postämter leisten auf keine Weise Garantie dafür. In Wehners verlangte ich eine Extrapost bis Meppen oder Lingen. Der Posthalter wies mich an den Wagenmei-

ster, und dieser führte mich dann wieder zu ein paar Fuhrleuten, mit denen ich selbst akkordiren (Taxen gibt's hier nicht) mußte, so gut ich konnte. Das heißt hier Extrapost! — Die Zahlung ist übrigens extrapostmäfsig: denn für einen offenen Leiterwagen, mit zwei elenden Pferden bespannt, mußte ich nicht nur meilenweise zwei holländische Gulden zahlen, sondern auch meines Fuhrmanns Zechkosten übernehmen. Durch eine etwas theure Erfahrung lernte ich hiebei den Karakter der gemeinen Ostfriesen genau kennen. Es ist unbegreiflich, welch eine Trinklust, und welch eine Stärke in dieser Hinsicht, sie beseelt. Mein Fuhrmann hat — ohne die geringste Uebertreibung — am ersten Tage gewifs anderthalb bis zwei Maas Branntwein getrunken, und doch merkte ich erst spät am Abend bei der Ankunft im Wirthshause, daß er zu viel zu sich genommen hatte. Dafür hatte ich denn freilich, weil er in jeder Schenke zechte, einen ganzen Tag lang nur vier Meilen zurückgelegt, und mußte die Nacht in einem kleinen münsterischen Dorfe — Lan-

gen — unter einer Menge von Viehhändlern zubringen, die mit demselben Durst und derselben Stärke zechten, wie mein Führer. Die Gesellschaft dieser Leute war übrigens psychologisch interessant. Wohlstand charakterisirte sich in allen ihren äussern Handlungen, ihrer Kleidung und ihrer Zeche, und ich ward häufig vernachlässigt um ihrentwillen; vorzüglich keifte die Wirthin oft mit ihrem Manne, der mich zu unterhalten suchte, daß er „nach den Herren sehen sollte.“ Der Unterschied zwischen den Eigenthümern und Knechten war im Aeussern und in ihrem gegenseitigen Benehmen zwar sehr sichtlich, doch sassen Alle in einem traulichen Kreise um das Herdtfeuer versammelt. Das Vieh, ihre merkantilischen Spekulationen und der Akkerbau waren die ersten Gegenstände ihrer Unterhaltung, und so lange sie hiebei blieben, redete Bestimmtheit und Kraftgefühl; — dann aber kam man auf Erzählungen, die meistens aus Spuk- und Geistergeschichten bestanden, und hier äusserte sich denn ihre Bigotterie und Unaufgeklärtheit in vollem Maasse. Jede noch

so unglaubliche abentheuerliche Geschichte erhielt ihren Glauben; selbst ihre äussere Furcht stieg mit jedem Augenblicke, und mein Bemühen, ihnen Einige derselben als natürliche und nothwendige Erscheinungen zu erklären, hatte ein allgemeines Mißfallen und manche fromme zweideutige Bemerkungen über mich zur Folge. Sie halten an dem Glauben ihrer Väter, und wehe dem, der sie belehren will! — Man läßt ihn wenigstens, wie mich, unter einem: „Führ’ uns nicht in Versuchung!“ — „Es ist noch nicht aller Tage Abend gekommen!“ — „Irret Euch nicht; Gott lässet sich nicht spotten!“ — „Die Nacht ist keines Menschen Freund!“ *) und ähnlichen Ausrufungen,

*) So wie die gemeinen Ostfriesen überhaupt an allen alten Sitten und Gebräuchen hängen, so strozen ihre Gespräche von allerlei Sitten- und Sprüchwörtern, so daß mein Führer ein vollkommener Sanchopansa (der Figur nach war er’s ohnedies) auch in dieser Hinsicht war. Bei den reicheren Landleuten habe ich oft eine Sammlung solcher Sittensprüche, auf feines Papier geschrieben, statt der Kupferstiche in zierlichen Rahmen an den Wänden gefunden, und ich kann mich nicht enthalten, meinen Lesern hier die Probe einer satyrischen Sentenz mitzutheilen, die ich auf diese Art bei Einem der reichen Polderbewohner (aber in holländischer Sprache) fand.

mit denen sich Alle nach und nach entfernten, allein sitzen, um nicht von ihm angesteckt zu werden. — Selten wird Jemand so glücklich seyn, aus diesen Vorurtheilen Vergnügen und Nuzzen (ich nehme hier die aus, die sie bloß dieses letzteren wegen erhalten und befördern) zu ziehen, wodurch ich am andern Tage für meine Kezzerei einigermaßen entschädigt ward, indem mein Führer das einzigemal seine Schneckenpost in einen Kourierwagen verwandelte, als ich eine Boutheille unter einem Baume erblickte, und aussteigen wollte, ihren Inhalt zu untersuchen. Er versicherte, unter gewaltigen Peitschenhieben auf die Pferde, daß der

D e r W e l t - L a u f .

Die Redlichkeit ist aus der Welt gereist, und die Aufrichtigkeit schläft.

Die Frömmigkeit hat sich versteckt, und die Gerechtigkeit kann den Weg nicht finden.

Die Hülfe ist nicht zu Hause, und die Liebe liegt krank.

Die Gutartigkeit sitzt gefangen, und der Glaube ist merklich verändert.

Die Tugend läuft in der Irre, und die Wahrheit ist bereits lange begraben.

Der Kredit ist vermindert, und das Gewissen hängt an der Wand.

Die Geduld überwindet Alles.

Wald nicht geheuer sey, und er lieber seine Pferde todt jagen, als mich absteigen und in die Klauen des — Gott sey bei uns! — fallen lassen wolle.

Ersteres geschah jedoch auch nicht, denn erst am zweiten Abend kam ich nach Lingen, und hatte also 24 Stunden bedurft, um 16 Stunden weit zu fahren — mit Extrapost! Wenn man hiezu nun die öden Sand- und Haidegegenden nimmt, die ich in diesen Tagen der Geduldsprüfung passirte; so kann man sich meine Lage denken. Mit dem Austritte aus Ostfriesland hatte ich allen interessanten Gegenden ein Lebewohl sagen müssen. Das letzte Dorf jener Provinz bot mir noch das angenehme Bild eines wohlhabenden reinlichen Ortes dar — das nächste münsterische Dorf war das widerlichste Gegenstück desselben. Auf der ganzen zweitägigen Fahrt war Meppen der einzige ansichtswürdige Ort. In ihm fand ich ein reinliches blühendes Landstädtchen, das durch seine Lage, am Einfluß der Hase in die Ems, begünstigt, einem höheren Flor entgegenreift, und in den letzten Jahren bereits sehr gewonnen hat.

Es hat mehrere reiche Kaufleute in seiner Mitte, und war ehemals eine Festung, die im Jahr 1763 geschleift wurde. Das Kapuzinerkloster zeigt eine artige Kirche, und das alte verfallene Amthaus einige scheußliche Kerker auf. Das geschäftige Leben und Treiben des Ortes, und der Anblick seines steigenden Wohlstandes, ist eine erquikkende Erholung in diesen öden Gegenden; und ich rathe Jedem, der die traurigen Haiden von Wehners nach Lingen durchwandern muß, den einstündigen Umweg nicht zu scheuen, um sich in Meppen neuen Muth und Stärke zu holen.

Lingen. Grafschaft Lingen und Teklenburg.

Und wenn Lingen noch viel kleiner wäre, als es wirklich schon ist — wenn man auch die Erwartung, eine Universität zu sehen, ganz aufgeben müßte, wie man grofsentheils muß — so würde ihm doch jeder Reisende zujauchzen, der die niedermünsterischen Haiden so eben zurück-

gelegt hat. Die Wollust des lachenden Anbliks grüner Wiesen, freundlicher Gärten, fruchttragender Felder — wahrhaftig! keine Feder mahlt den Eindruck der reinen Freude über diesen Genuß, nach dieser Entbehrung.

Was soll ich sonst von Lingen erzählen? Dieser Eindruck ist das Vorzüglichste, was jeder Reisende mit sich nehmen wird. Merkwürdiges, einer Beschreibung Werthes weiset die Stadt nicht auf, und von der Universität kann man nur sagen: daß hier beinahe so viele Professoren (unter denen es einige treffliche Köpfe gibt) angestellt sind, als es Studenten gibt. — Unter ihnen und den Mitgliedern der hiesigen Regierung soll ein angenehmer Umgang existiren, und es an geselligen Vergnügen, vorzüglich im Winter, nicht ganz fehlen.

Lingen ist die Hauptstadt einer kleinen Grafschaft von acht Quadratmeilen Flächeninhalts. Sie, so wie die angrenzende Grafschaft Teklenburg, (welche fünf Quadratmeilen umfaßt), sind preussisch, und machen in statistischer Hinsicht ein Ganzes aus. Beide gehören unter diesel-

ben Landeskollegien; in Hinsicht der Justiz unter die Regierung in Lingen; doch hat Teklenburg auch ein eignes Landgericht *): in Hinsicht der Landespolizei und Finanzangelegenheiten aber unter die Kriegs- und Domänenkammer in Minden, von der sich jedoch auch ein Deputatus in Lingen befindet. Die Gesezze und Anordnungen der übrigen preussischen Staaten sind auch die Norm für diese vereinte Provinz, und ich bedarf daher nicht weiter zu berühren, dafs alle die Vorzüge und Wohlthaten derselben auch diesem Ländchen zu Theil werden, die Ruhe, Sicherheit und den Wohlstand desselben schützen und erhöhen. Vorzüglich trägt die schnelle und unpartheiische Rechtspflege der Regierung, unter der Leitung des thätigen und würdigen Direktors Möller, dazu bei; die Entfernung der Kammer aber soll manche Verbesserung hemmen, und die Einführung zweckmäfsiger Anstalten verzögern.

*) In dem Städtchen Teklenburg, welches einer sehr reizenden Lage auf einem beträchtlichen Berge geniefst, und in seinem romantischen Thale das herrliche Guth Mark einschließt.

Und in der That, diese Provinz verdient es gewiss, von der Staatsgewalt beschützt und begünstigt zu werden. Die Natur hat wenig dafür gethan, und der etwaige Wohlstand rührt lediglich von der Industrie der Bewohner her. — Die Grafschaft Lingen hat sehr mittelmässigen Boden, viele dürre Sandstriche und grosse Moore. Leztere sind der Grafschaft Teklenburg auch zu Theil geworden, und ihre Felder an der Osnabrükschen Grenze sind meistens schlecht, allein in den übrigen Gegenden hat sie guten Akkerbau und fruchtbareres Land. Die Bebauer beider Distrikte gewinnen daher durch diese Hülfe und durch fleissige Kultur dennoch so viel, als sie bedürfen, ohne einführen zu müssen. Ihre Moore benutzen sie zum Torfstechen, wovon, so wie vorzüglich von den Steinkohlen, stark ausgeführt wird. Die Flüsse Hase, Dute und Ems werden zur Fischerei benutzt, und auch die Steinbrüche brav ausgehauen. Ihr vorzüglichster Nahrungszweig aber entsteht aus dem Flachs- und Hanfbau und der Verarbeitung dieser Produkte. Garnspinnerei und Leinewandwebe-

rei beschäftigen hier die 45 bis 50,000 Einwohner, und verbessern deren Existenz. Nirgends sind diese Geschäfte auf den Grad getrieben worden, als hier. Das Teklenburger Linnen ist vor allen übrigen berühmt, und das meiste der benachbarten Länder geht unter dieser Firma. Es wird nach Bremen, Hamburg, Emden, und von diesen Orten nach Holland, England, Westindien, u. s. f. versandt. Alles, ohne Ausnahme, hilft an der Verfertigung dieses Fabrikates, und nur durch diesen allgemeinen und ausdauernden Fleiß ist es möglich, daß die Bewohner dieser kleinen sterilen Provinz über 80,000 Thaler Einkünfte aufbringen können. Ja, ich bin überzeugt, daß ihr Wohlstand noch um Vieles sich vermehren würde, wenn die schädliche Gewohnheit, zum Torfstechen, Heuerndten, u. s. w. nach Holland zu gehen, nicht auch hier so sehr eingerissen, und statt dessen lieber das Enrollements-System, von dem diese Provinz eine privilegierte Ausnahme macht, eingeführt wäre. So sehr die Linger und Teklenburger sich von ihren Nachbarn, den Münsterländern, durch Industrie, Thä-

tigkeit, Ordnung und Reinlichkeit unterscheiden, so herrschen diese Eigenschaften doch noch mehr unter den Bewohnern der Provinzen Minden und Ravensberg.

Die sittliche Kultur ist hier ebenfalls nicht so weit, wenn gleich mehr vorge-
rückt, als in Ostfriesland und Niedermün-
ster. Teklenburg hat, trotz der Universi-
tät, im Allgemeinen unter seinen Bewoh-
nern schon mehr Aufklärung und helle-
res Leben, als Lingen, vielleicht beide
durch ihre Nachbarn. Hier nähert man
sich überall noch mehr dem Holländischen,
das auch häufig gesprochen wird — dort
mehr den Osnabrückern. Von den zu
erwartenden Schul-Verbesserungen läßt
sich die allmähliche Verbreitung ächter
Volksbildung indess hier um so sicherer
hoffen, weil sie in ruhigen zufriedenen
Bürgern ein empfängliches Gemüth für
sich finden, und die Mittel zur höheren
Verbesserung ihrer Lage wecken werden.

L e z t e P a s s i o n s - S t a t i o n .

Habt Ihr in katholischen Kirchen nie die Gemälde gesehen, die (nur leider! meistens in sehr verzerrten Attitüden) den rauhen Weg und die Kämpfe darstellen, welche der Edelste der Menschen einst wandeln mußte, um seinen göttlichen Sinn zu bewähren? O, wie oft bin ich vor diesen Stationen gestanden, ergriffen von Staunen, Mitleid, Bewunderung und Liebe! — Und wie eilte ich immer vorüber, um zu der letzten zu kommen, weil mein Muth sank — um das Losringen von diesem Schmerze zu feiern, weil mein Schmerz brach. Und wie innig gelobte die hervorbrechende Thräne, Ergebung; — das überwallende Herz, ausdauernden Muth! — Dafs ich nicht werden könne, wie Er, wufste ich; dafs ich werden wollte gleich Ihm, fühlte ich, und mit diesem Gefühle hing ich an Ihm voll verehrender Liebe, die oft und gerne bei seinem Andenken weilte. —

Diese sanftere Empfindung war die einzige wohlthuende, welche mir auf der öden Fahrt von Wehners nach Lingen ward, als ich das Niedermünsterische passirte, und unter den vielen am Wege stehenden Kreuzen und Kapellen endlich auf die Darstellung der letzten Passions-Station stiefs. Ich war in einer sehr schwermüthigen Stimmung, welche die fortdauernde Einsamkeit erregt, und eine trübe Rückerinnerung vermehrt hatte, abgestiegen, und unwillkührlich an dem Bilde stehen geblieben. Es hatte einigen Ausdruck. Ach, und wenn auch nur der entfernteste Blick der hohen Duldung, des unendlichen Muthes, der stillen Kraft mich angehaucht hätte — es war ja nicht das Bild. Ich dachte die Handlung. Ich sah das Ende des Kampfes. — Es ergriff mich gewaltsam. — War mir denn nicht auf dieser langen öden Heide, unter diesen dürftigen Menschen, zu lebhaft der rauhe Weg eines dürftigen Pilgers — mein Lebensweg — auf das belastete Herz geworfen, und hatte seine Wunden alle aufgerissen? Und nun dies Ende des Kampfes! Ich

warf mich nieder an die Glaubensstätte — und mußte nun nicht der Betaltar von Oesthoff, mit all seinen Empfindungen, aus dem dunkeln Gemüthe hervortreten? — Das bleiche Bild der Vergangenheit schwebte hervor — ich hielt es fest — „Unter seinen Augen“ sagte ich mir selbst, und blikte fest am Kreuze hinauf. Ich begann. Die Blätter meines Tagebuchs fielen auseinander; die lange verschlossenen Seiten meines Herzens entfalteten sich. Meine wogenden Empfindungen legten sich. — „Ich habe geduldet!“ rief ich, und umschlang das heilige Bild — „Ich fühle Muth! Gib Du mir Kraft beim Ende des Kampfes!“ — Es ward mir — früher als ich geahndet hatte. Mein zitterndes Herz hatte nicht geglaubt, der Stärke so bald zu bedürfen.

In Lingen fand ich einen Brief vor, von August, Mariens Bruder. Es war geschehen — Mariens Heirath vollzogen. In einer kurzen Einlage schrieb sie mir selbst in wenigen Zeilen, um auf

immer Abschied von mir zu nehmen. — So hatte ich sie denn verloren. — Ich wußte lange, daß ichs mußte; ich selbst hatte es gewollt: und doch! — o, wer das menschliche Herz kennt, begreift es, was es heißt, Etwas verlieren müssen und verloren haben. Nur der fühlt diesen schmerzlichen Unterschied ganz, der ihn aus Erfahrung kennt. Mir gab es einen der trübsten Lebensabende. Seit lange hatte ich mich mit dieser Furcht vertraut gemacht; zwei Monate lang, während meiner Reise, sie als Gewissheit mit mir umhergetragen, mich darauf vorbereitet — durch angespannte Aufmerksamkeit und Zerstreuung Ruhe gesucht — und nun, da die schreckliche Gewissheit vor mir stand, stürzte das ganze mühselige Gebäude wieder zusammen. Der gewaltsam aufgerissene Schmerz übermannte mich aufs neue. Ich eilte in's Freie. „Warum,“ rief ich, und sah nach der eben verlassenen Gegend — „durfte ich nicht in jenen öden Haiden mein Schicksal verbergen?“ In demselben Augenblicke stand das Bild der letzten

Passions-Station lebhaft wieder vor mir. Ich sank in das nächtlich feuchte Gras. „Auch ich bin an der letzten Leidens-Station,“ sagte ich: „mein Kampf ist vorüber. Ich habe geduldet; aber mein Muth besteht — möge das Schicksal mir Kraft geben, wie jenem erhabenen Dulder, der unendlich mehr, der für Andere litt, wie ich nur für mich selbst.“ Ich blikte hinüber, und meiner aufgeregten Phantasie war's, als stände das heilige Bild in lichtem Glanze vor mir; ich streckte meine Arme aus: — „Du gibst mir ein Zeichen,“ rief ich, „das mich leiten soll! Der Kampf des Egoismus ist vorüber; mein Muth ist geläutert, und meine Kraft soll bestehen nach deinem Beispiele — für Wahrheit und Recht!“ — Ruhig erhob ich mich, frei blikte ich empor zu dem hellen Sternenhimmel, der seinen hellen Ernst auf mich herabgoß, und fester kehrte ich in die Stadt zurück, wo ich den Abend mit Heiterkeit in der Gesellschaft eines biedern Universitätsfreundes verbrachte. Nachts schrieb ich an August und Marie, von der ich herzlichen Ab-

schied nahm. Leichter, besser ist mir nie gewesen, als an diesem Abend; und wenn ich je wieder einen größern oder geringern Kampf zu bestehen hätte, so würde die wohlthuende Erinnerung jener stillen und dauernden Heiterkeit mich selbst aus Egoismus zum Sieger machen.

Mancher meiner Leser wird vielleicht über diesen Abschnitt lächeln; der Menschenforscher nicht. Und für den schrieb ich ihn. Ich hatte im Anfange meiner Reise versprochen, mich selbst zu geben, wie ich war und ward. Das habe ich auch hier gethan; und möget Ihr die Ursache meines Schmerzes belächeln, ihn selbst könnt Ihr nicht verdammen, sein Ende nicht verunglimpfen. Indem ich Euch diese Erzählung gebe, ist mit der entflohenen Jugend auch der liebliche Morgentraum der Liebe längst entschwunden; die Erinnerung seiner Freuden und Leiden zwingt selbst mir oft ein Lächeln ab — aber immer erfüllt mich das Andenken dieser Stunde mit derselben Heiterkeit, wie damals. Sie ist die Basis meiner reinsten Handlungen, meiner schönsten Freuden geworden, und das

Vor Erinnerung.

Die lange mit mir umher getragene Idee, Reisebeschreibungen eine Form zu geben, die ihre Lektüre angenehmer, mannichfaltiger und für das Lese - vorzüglich für das weibliche Publikum anziehender machte, hat dem folgenden Werkchen sein Daseyn verliehen. Leis' und schüchtern beginnt es dieses. Möge die Billigung der Reineren und Bessern es unterstützen!

Die Schwierigkeit meines Unternehmens — zu unterhalten und zu belehren — war mir nicht unbekannt. Aber auch nur ein entfernter Erfolg schien mir des Versuches werth; und nur dafür gebe ich die Bearbeitung dieses Stoffes, die billige Richter zu würdigen *) wissen werden.

*) So viel mir bekannt, ist diese Art der Bearbeitung die erste. Baggesen's treffliche humoristische Reisen haben blos einen ästhetischen Zweck;

Die Lektüre blofser Romane zu beschränken, und auf eine gleich unterhaltende Weise dem Lesepublikum die Kenntnisse mitzutheilen, welche die meisten Reisebeschreiber gewöhnlich nur in trocknen Aufzählungen und Verzeichnissen, oder in einem zu gelehrten Gewande erzählen — ist das nächste Ziel meiner Darstellung.

Indefs würde man doch irren, wenn man glaubte, dafs ich hier eine Sammlung neuer statistischer Daten und Merkwürdigkeiten liefern wollte. Zwar habe ich jede Provinz des dargestellten Landes auch von der geographischen, physischen und politischen Seite, so weit mir's nützlich schien, theils aus früheren bekannten Quellen, theils aus andern Nachrichten und

Merkel's Rückkehr ins Vaterland, soll nur unterhalten — kurz! jenen doppelten Gesichtspunkt hatte vielleicht noch Keiner sich gesetzt. Möge man über ihn selbst urtheilen, wie man wolle, so hoffe ich doch, dafs die Ausführung ihm einigermafsen entsprechen werde. Wenigstens, denke ich, werden die humoristischen Einschaltungen, Ansichten und Erzählungen, dem Zweck des Ganzen angemessen, und jede an ihrem Orte seyn!

eigenen Sammlungen geschildert: allein meine vorzüglichste Absicht ging zunächst darauf hin, ein Sitten- und Kultur-Gemälde Westphalens zu liefern — und dies ist es, was ich den Lesern hier in die Hände gebe.

Ob ein solches Gemälde Bedürfnis, und ob es, sey's als Warnungs- oder Ermunterungs-Spiegel, nützlich seyn könne? — darüber, glaub' ich, wird nur Eine Stimme obwalten. Die meinige ist durch und in diesem Buche selbst zu deutlich ausgedrückt, um darüber Etwas hinzusezzen zu dürfen.

Warum ich Westphalen zum Gegenstand meines Versuches machte? Vorzüglich, weil es eine der wenigst bekannten deutschen Provinzen, für manche Deutsche selbst noch eine wahre terra incognita, der näheren Schilderung aber, wie ich glaube — besonders wegen seiner verschiedenartigen Kultur — äusserst werth, und endlich, weil es — mein Vaterland ist.

Wird dies Buch den Nuzzen haben, den ich ihm so sehnlich wünsche; wird die getreue Darstellung der Vorzüge, wie der Mängel des bereisten Landes, es in den ersteren stärken und heben, auf die letzteren aufmerksam machen, und von ihnen losreissen: so war es doch wohl billig, daß ich diese Folgen zunächst meinem Vaterlande zuzuwenden suchte?

Was ich dafür thun konnte, hab' ich redlich und mit herzlicher Wärme gethan. — Nicht einseitiger, falsch verstandener Patriotismus lebt in diesem Buche — reiner Kosmopolitismus (in und aus dem allein ächte Vaterlandsliebe entsteht) hat es diktiert. Ich darf es kühn und redlich versichern: daß unbestochene Wahrheitsliebe mich überall geleitet hat. Was ich fand, und wie ich es fand, das und so ist es treulich wiedergegeben worden. Menschenfurcht kenne ich nicht, sondern halte sie für eine Hochverrätherin am Recht und der Wahrheit. Wie hätte ich also können

Eins der unzähligen und traurigen Gebrechen verschweigen, welche mein armes Vaterland drücken; warum die Ursachen derselben bemänteln oder verhehlen sollen? Mir galt es darum, sie aufzudekken — um sie vielleicht hinwegzuschaffen; um Die zur Hülfe aufzurufen, laut und ernst aus ihrem trägen verderblichen Schlummer zu kräftigen beglückenden Thaten aufzurufen Alle, die helfen können und sollen. Und die ich nicht mehr dazu bewegen zu können glaubte, deren Handlungen sie verdammen, die habe ich in ihren Handlungen der verdienten Verachtung Preis gegeben, damit man sie hinwegschaffe von den Posten, worauf sie verderblich stehen.

Aber eben so treu habe ich mit Lob und Freude die Namen der Edeln genannt, die durch öffentliche und Privathandlungen sich um Westphalen und dadurch um die Menschheit vorzüglich verdient gemacht haben. Wie ich das sittliche oder bürgerliche Elend einzelner Klassen und Orte

darstellte; so habe ich auch sorgsam die Vorzüge anderer ausgehoben, und alle schöne Blüthen der wahren Aufklärung zur schnelleren Reife an das erwärmende Licht der Publizität gestellt.

Die Quellen meiner Nachrichten sind weder durch Einseitigkeit, noch durch Partheilichkeit getrübt. Dies Werk ist nicht allein das Resultat dessen, was ich selbst auf einer viermonatlichen Reise sah und erfuhr; sondern verdankt sein vollständigeres Daseyn den gütigen Beiträgen redlicher und unterrichteter Männer, deren in einem Ländchen oft Mehrere mich hiemit beschenkten, wodurch ich also zu vergleichen und begründete Resultate mitzutheilen in Stand gesetzt ward.

Nur zwei vielleicht entstehenden Vorwürfen muß ich hier noch begegnen.

Einmal: Dafs ich nicht alle Territorien und Städte mit gleicher Weitläufigkeit behandelt habe. Die Ursache davon ist, dafs es mir mitunter vielleicht an ganz

sicheren Quellen fehlte; vorzüglich aber, daß ich nicht mehr Merkwürdiges von ihnen zu sagen wußte, und mit unnützen Weitläufigkeiten mein Publikum nicht hintergehen wollte.

Dann: Daß man mich, bei meiner vorzüglichen Auszeichnung der preussischen Provinzen Westphalens, als einen Diener dieses Staates, vielleicht der Partheilichkeit schuldig glaubt. — Allein, theils war ich noch nicht in preussischen Diensten, als ich das erste Bändchen dieses Werkes schrieb; theils ist auch jene Dienstanstellung lediglich eine Folge meines aus reiner Ueberzeugung entstandenen lebhaften Wunsches und freiwilliger Bemühungen gewesen. Vorzüglich aber darf ich wegen dessen, was ich über den Zustand der westphälisch - preussischen Provinzen, und in Vergleichung ihrer mit den dortigen geistlichen Ländern, behauptet habe, auf jeden unpartheiischen Kosmopoliten — auf jeden Westphälinger

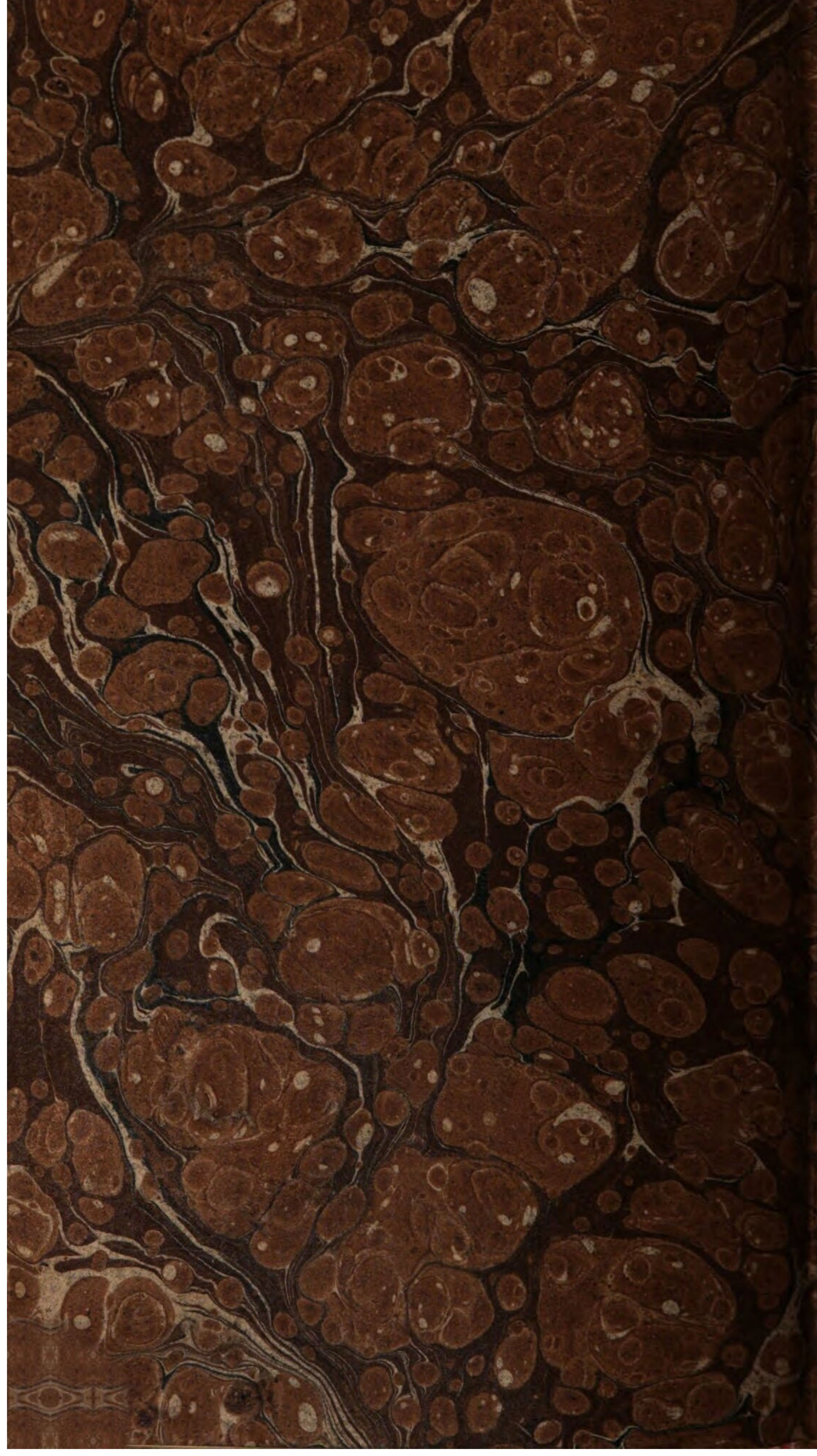
selbst, mich berufen. Die Vorzüge der dortigen preussischen Besizzungen sind sichtlich, und müssen es unter einer solchen Regierung seyn. Denn gerne gestehe ich, daß ich dieser ganz anhänge; daß ich es für eins der sichersten Beförderungsmittel eines reinen Lebensglücks halte, diesem Monarchen zu dienen, für diesen Staat zu arbeiten. Mein politisches Glaubensbekenntniß ist das, welches der verstorbene v. Hippel (in s. Biogr. Gotha bei Perthes 1801. S. 157.) so wahr und warm ausdrückt: „Gott weiß es, ich
 „wünsche durch meine Politik nur, daß
 „die Menschlichkeit sich verbreite; daß
 „Ehre würde Gott in der Höhe, Friede auf
 „Erden, und den Menschen ein Wohlge-
 „fallen. Den preussischen Staat halte ich
 „für den einzigen, welcher dem Despotis-
 „mus in Deutschland und einer deutschen
 „Universal-Monarchie entgegen zu arbei-
 „ten im Stande ist, und aus dem Men-
 „schenrecht und wahre Aufklä-

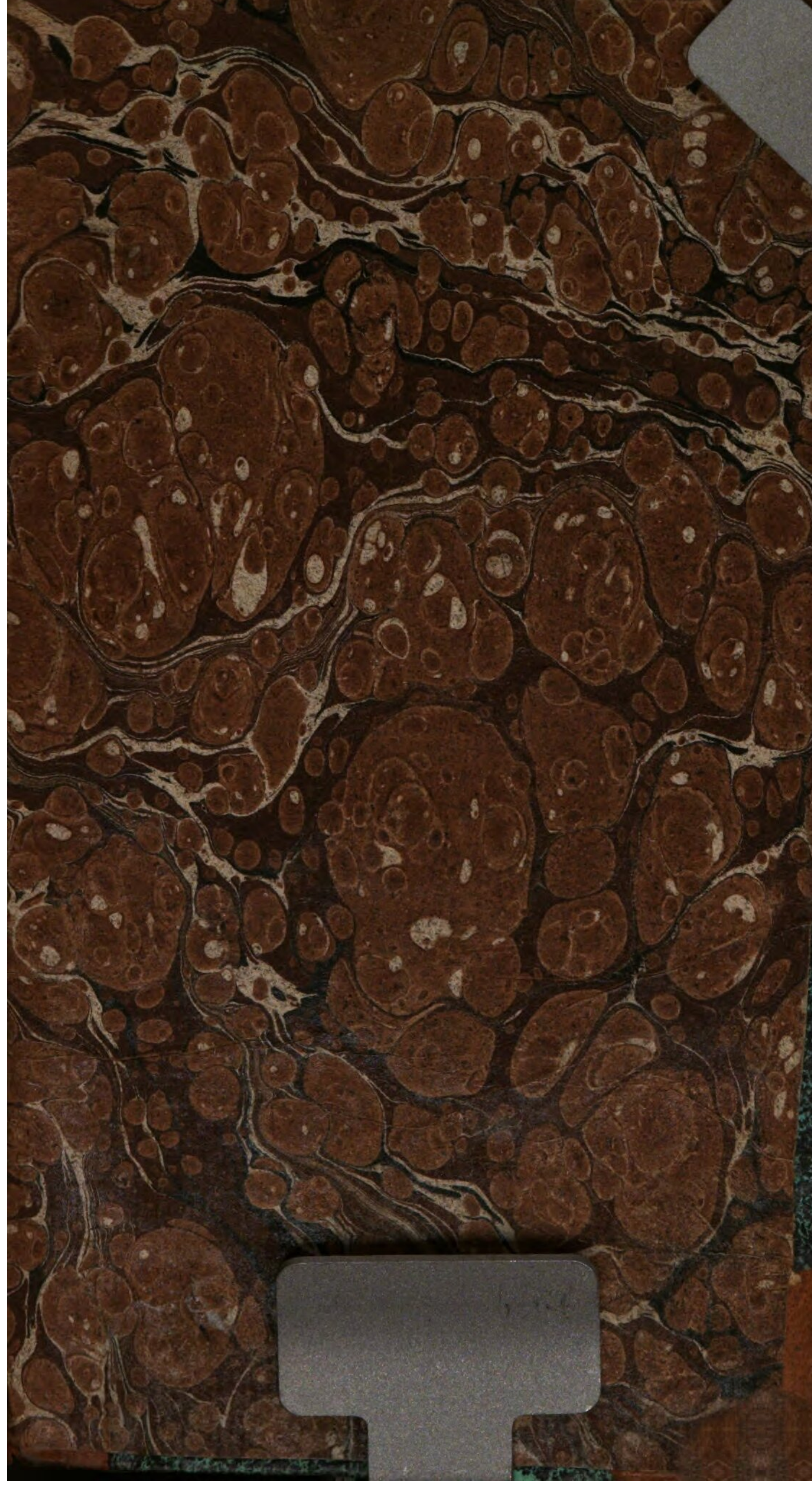
Gelübde jenes Augenblicks ward der Genius meines spätern, ruhigern und handelnden Lebens.

Jeder unter meinen Lesern hat gewiß eine ähnliche Schmerzenskatastrophe aufzuweisen aus seinem Lebenslaufe. Möge die Ursache seyn, welche sie wolle, (und Liebe ist gewiß so wenig eine der seltensten als der schlechtesten), so wünsche ich ihm nur diese Folge derselben. Und sie kann ihm werden, wie mir. Die Quelle aller unserer Leiden liegt ja nur in unserer eigenthümlichen Schwäche; aber die wahre, dauernde Kraft kann sich auch nur aus dieser entwickeln. Neben der innigsten Duldung besteht die höchste Stärke, neben der sanftesten Ergebung die härteste Festigkeit am sichersten. Der redendste Beleg dafür ist mir der Karakter des edlen Nazareners; und die, welche seine Handlungsweise Schwärmerei, oder weichliche Nachgiebigkeit nennen, haben Ihn nicht erkannt, wie Er war, oder sie verwechseln egoistischen Starrsinn und herzlose kalte Hartnäckigkeit mit jener weichen und starken allumfassenden Beharrlichkeit, die in einem tieffühlenden Herzen und einem

thätigen Geiste ihren Sitz hat. Sie war bis jetzt wohl nur das Eigenthum eines Menschen. Ein ächter Weltbürger ist nur Jesus von Nazareth gewesen. *) Möge sein Bild, das Beispiel des sanften Dulders und unerschütterlich festen Wahrheitslehrers, des mannstarken Jünglings, zu allen Jünglingen reden, und auf den Leidens-Stationen ihres Lebensweges sie mit Muth und Kraft für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit erfüllen! —

*) Wer hat ihn mit wenigen Worten je kräftiger geschildert: als Bürger in der ersten Strophe seines trefflichen Gedichtes: Die Todten?







Gruner, Justus

Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und
bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts
zwei Theile
Bd.: [1]

Frankfurt am Main (1802)

Germ.sp. 184-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10019307-0